



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**Mögliche Entwicklungsstörungen in der männlichen
Identität bei Jungen zwischen 6 und 12 Jahren, die
von Scheidung und daraus resultierender
Vaterdeprivation betroffen sind**

Verfasserin

Evelyne Suttner

Angestrebter akademischer Titel

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A297

Studienrichtung laut Studienblatt:

Diplomstudium Pädagogik

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. phil. Josef Christian Aigner

EHRENWÖRTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre hiermit ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner inländischen oder ausländischen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch nicht veröffentlicht. Die vorliegende Fassung entspricht der eingereichten elektronischen Version.

.....

DATUM

.....

UNTERSCHRIFT

DANKSAGUNG

Während des Verfassens dieser Diplomarbeit haben mir viele Personen zur Seite gestanden, bei denen ich mich an dieser Stelle aufrichtig bedanken möchte.

Allen voran möchte ich mich bei meinem Diplomarbeitsbetreuer Univ.-Prof. Dr. phil. Josef Christian Aigner ganz herzlich bedanken, der mir während des gesamten Prozesses stets mit viel Geduld begegnete und mich mit professioneller, fachlicher Kompetenz unterstützte.

Ein großer Dank gilt den sechs Interviewpersonen, die sich für die Durchführung der Interviews bereit erklärt haben und meine Fragen mit viel Geduld, Fachwissen und Gewissenhaftigkeit beantwortet haben.

Des Weiteren möchte ich mich bei meinen Eltern für ihre finanzielle, aber auch emotionale Unterstützung in all meinen Lebenslagen herzlich bedanken.

Meinem Sohn Christian Suttner und meinem Lebensgefährten Alexander Halbritter möchte ich großen Dank aussprechen für ihr geduldiges hinnehmen meiner Empfindlichkeiten und meiner zeitlich eingeschränkten Verfügbarkeit.

Herzlich bedanken möchte ich mich auch bei Frau Mag.^a Kirsten Habli für die stets aufbauenden und motivierenden Worte, die sie mir während dieser Zeit spendete.

Last but not least gilt Herrn Mag. Roland Romanik und Herrn Mag.(FH) Klaus Brixler aufrichtiger Dank für das Lektorat sowie für den gedanklichen Austausch und ihre Zeit.

INHALTSVERZEICHNIS

I Darstellung des Problemhintergrundes	1
1 Einleitung.....	1
1.1 Einführung ins Themenfeld und aktueller Forschungsstand	1
1.2 Ziel der Arbeit und zentrale Forschungsfrage	4
1.3 Aufbau und Gliederung der Arbeit	5
1.4 Pädagogische Relevanz.....	7
2 Zur Thematik des Begriffs „Geschlechtsidentität“	8
2.1 Das psychoanalytische Konzept der „Geschlechtsidentität“	10
2.2 Freuds Konzept der Entwicklung einer „männlichen Geschlechtsidentität“	14
2.2.1 Kritik an Freud	19
2.3 Thematisierung und Problematisierung der Geschlechterpolarisierung	20
2.4 „Stabile männliche Geschlechtsidentität“ aus heutiger psychoanalytischer Sicht	25
2.4.1 Die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität – präödpale und ödpale Phase.....	26
2.4.2 Die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität – Latenzphase	29
2.4.3 Die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität - Adoleszenz .	32
2.5 Mögliche Störungen der männlichen Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollenidentität.....	37
2.5.1 Allgemein: Sexuelle Störungen.....	37
2.5.2 Heutige Erkenntnisse wichtiger PsychoanalytikerInnen zu Auffälligkeiten und Störungen der Geschlechtsidentität.....	41
2.6 Weitere aktuelle Ergebnisse zum Thema Vaterdeprivation und kindliche Entwicklung	46
3 Männlichkeit im Wandel	47
3.1 Der Mann als Vater im 18. Jahrhundert -	47
3.2 Der Mann als Vater im 19. Jahrhundert.....	49

3.3 Der Mann als Vater im 20. Jahrhundert.....	52
3.3.1 Frauendominanz, Männer-Unterrepräsentanz und daraus resultierende Konsequenzen	56
3.4 Das Vaterbild in der Psychoanalyse beginnend bei Freud bis heute	60
3.4.1 Ausnahmen bestätigen die Regel	62
3.4.2 Bahnbrechende Erkenntnisse zur Vaterthematik von Abelin	65
3.4.3 Das psychoanalytische Vaterbild heute.....	66
4 Das Scheidungsereignis	72
4.1 Statistische Daten.....	73
4.2 Mögliche Folgen einer elterlichen Scheidung für die Entwicklung des Kindes.....	75
4.2.1 Mögliche kurzfristige und langfristige Folgen einer elterlichen Scheidung für die Entwicklung des Kindes.....	76
4.2.2 Wenn Mütter ihren Kindern die Väter verweigern	79
4.2.3 Mögliche Folgen elterlicher Scheidung für die Geschlechtsidentität des Buben.	83
4.3 Geteilte Obsorge nach Scheidung = Verhinderung/ Minderung der psychischen Belastung des Kindes?	83
4.3.1 Ergebnisse der „Studie zu den Auswirkungen des KindRÄG 2001“ im Hinblick auf das Kindeswohl	84
5 Kurze Zusammenfassung der Erkenntnisse der Literaturrecherche	86
II Darstellung der Untersuchung	87
6 Methodisches Vorgehen	87
6.1 Das ExpertInnenninterview als Erhebungsmethode	88
6.1.1 Die Erstellung des Interviewleitfadens	89
6.1.2 Auswahl der Untersuchungsstichproben für die Interviews	91
6.1.3 Ablauf der Interviews.....	91
6.2 Auswertungsmethode.....	92
6.2.1 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring.....	93

6.2.2 Kritik an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring	94
7 Darstellung der Ergebnisse aus der Analyse der Interviews	96
7.1 Keine allgemeinen Gültigkeiten	98
7.2 Risikofaktor Scheidung?	99
7.2.1 Scheidung – kein Risikofaktor	100
7.2.2 Risikofaktor einer bestimmten Altersgruppe?	103
7.3 Die Bedeutung des Männlichen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität	106
7.3.1 Männlichkeit	106
7.3.2 Auffälligkeiten bei Jungen ohne Vater	109
7.3.3 Ersatzväter	112
7.3.4 Scheitern der Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind	115
7.3.5 Bedeutung anderer Männer	118
7.3.6 Spezifische Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene?	120
7.4 Die Rolle der Frauen	124
7.4.1 Die Rolle der Mutter	124
7.4.2 Beobachtete Problemkonstellationen bei alleinerziehenden Müttern ohne PartnerIn	127
7.4.3 Bedeutung anderer Frauen	134
7.4.4 Subjektive Einschätzung der ExpertInnen zum Thema Frauendominanz im Erziehungs- und Bildungssektor	136
8 Beantwortung der Forschungsfragen	139
8.1 Erster Unterfragenkomplex	139
8.2 Zweiter Fragenkomplex	141
8.3 Dritter Fragenkomplex	143
8.4 Viertes Fragenkomplex	143
8.5 Beantwortung der Hauptforschungsfrage	144

9 Resümee.....	146
Literaturverzeichnis	152
Anhang	161
Kurzzusammenfassung.....	161
Abstract.....	161
Abbildungsverzeichnis	162
Interviewleitfaden.....	163
Letzter Analyseschritt.....	165
Lebenslauf	188

I DARSTELLUNG DES PROBLEMHINTERGRUNDES

1 EINLEITUNG

1.1 EINFÜHRUNG INS THEMENFELD UND AKTUELLER FORSCHUNGSSTAND

Die bürgerliche Kleinfamilie, die von der Drei-Personenkonstellation Vater – Mutter – Kind geprägt ist, stellt eine anerkannte Lebensform in unserer Gesellschaft dar, wird aber oftmals nicht mehr lebenslang praktiziert. Eine aktuelle Statistik zeigt, dass die Scheidungsrate zwar seit dem Jahre 2001 bis 2011 sukzessive abgenommen hat, die Zahlen jedoch immer noch dramatisch hoch sind (Statistik Austria¹ 2012, Download: 06.06.2012). Anlässlich der zahlreichen Scheidungen entwickeln sich vermehrt alternative Lebensformen, wie zum Beispiel die sogenannte Patchworkfamilie oder auch Ein-Elternfamilien. Die Patchworkfamilie zeichnet sich dadurch aus, dass der Elternteil, bei dem die Kinder leben, einen neuen Lebenspartner in die zerbrochene Familienkonstellation aufgrund von Scheidung oder Todesfall einbringt. Das neugewonnene Familienmitglied bringt vielleicht sogar selbst weitere Kinder in die neu gegründete Familie mit. Eine weitere Form der Patchworkfamilie stellt die Geburt eines gemeinsamen Kindes bei bereits vorhandenen Kindern aus ehemaligen Ehen dar (Romeike et al 2010, S210). Tatsache ist aber, dass Kinder nach Scheidungen zumeist immer noch bei der Mutter leben (Statistik Austria² 2012, Download: 06.06.2012). Daher setzt sich eine Patchworkfamilie zumeist aus Mutter – Kind – und neuem Partner der Mutter zusammen. Es steht somit die Frage im Raum, ob der Wegfall des Vaters nach einer Scheidung den leiblichen Vater für das Kind überflüssig macht? Welche Bedeutung und Rolle nimmt der Vater überhaupt für die Entwicklung des Kindes ein? Während die Mutter in wissenschaftlichen Diskursen vor den und oft noch während der sechziger und siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts (siehe Spitz 1972, Winnicott 1965) vorwiegend im Zentrum der kindlichen Entwicklung stand, wird dem Vater danach ein bedeutsames Moment für das Kind beigemessen. Der Gedanke, den Vater aus der Mutter-Kind-Symbiose zu verbannen, hält heute keineswegs mehr stand. Längst ist bekannt, dass das väterliche Element die gleiche Berechtigung und Notwendigkeit für das Kind besitzt wie das mütterliche. Als einer der bedeutendsten AutorInnen dazu sei Ernst Abelin (1971, 1975) genannt, der mit dem Konzept der Triangulierung die Bedeutung des Vaters für die kindliche Entwicklung erstmals detailliert herausarbeitete.

Noch vor zwanzig Jahren näherte man sich dem Vaterthema anhand der Defizitperspektive, die zeigen sollte, welche Auswirkungen das Fehlen oder der Verlust des Vaters auf die Entwicklung des Kindes hat. Seit geraumer Zeit nehmen die WissenschaftlerInnen die ressourcenorientierte Sicht zur erwähnten Thematik ein, die den positiven Nutzen und Effekt einer guten Vater-Kind-Beziehung in den Mittelpunkt rückt (vgl. Aigner et al., S11). Dabei wird häufig der ödipale Vater thematisiert. Josef Christian Aigner (2002) hebt diese frühe Anwesenheit des Vaters als besonders wertvoll für die Entwicklung des Kindes hervor. Er betont in Anlehnung an Bovensiepen (1997), dass Kinder den Vater nicht im räumlichen Sinne brauchen, sondern im Sinne eines „inneren Objekts“ (Aigner 2002, S332). Nicht die quantitative Anwesenheit des Vaters zählt dabei, sondern die qualitative Gestaltung der Beziehung zwischen Vater und Kind. Ein emotional greifbarer, verlässlicher früher Vater, der dem Kind „Halt und Stärke“ (ebd. 333) bietet, stellt eine wichtige Basis für weitere Entwicklungsschritte dar. Denn die stürmische ödipale Zeit, in der der Vater für den Jungen gar zum Feindbild wird, kann dann am besten überwunden werden, wenn der frühe Vater als geliebter und geschätzter Vater verinnerlicht werden konnte (ebd.). Diese Verinnerlichung eines positiven Vaterbildes ist für Mädchen und Buben gleichermaßen wichtig. Da aber diese Arbeit mögliche Entwicklungsstörungen der männlichen Geschlechtsidentität bei Vaterdeprivation aufgrund von Scheidung zum Thema hat, wird die Bedeutung des Vaters für das Mädchen hier bewusst nur am Rande behandelt.

In den weiteren Entwicklungsjahren wird der Vater aber nicht minder wichtig für den Knaben. Auch in der Latenzphase und der Adoleszenz nimmt er eine wichtige Rolle ein. Bis zur Adoleszenz prägt der Vater das „Männlichkeitsgefühl“ (Diamond 2009, S186) seines Sohnes durch die Ausübung von „väterlicher Autorität“ (ebd.), die dem Knaben zur Regulierung seiner überwältigenden Affekte verhilft. Mit der Unterstützung des Vaters wird es dem Buben mit der Zeit immer öfter gelingen, mit seinen Aggressionen und Rivalitätsgefühlen umzugehen, das heißt sie beherrschend zu äußern um damit Platz für Konstruktives zu schaffen. Das „Männlichkeitsgefühl“ steht daher im direkten Zusammenhang mit einer gelingenden Affektregulation, die in dieser Zeit vom Vater regulierend beeinflusst wird. In der Adoleszenz übt der Vater eine bedeutende Wirkung durch die Anerkennung der vermehrten Autonomiestrebungen, der Suche nach der eigenen Identität und der Loslösungstendenzen vom Elternhaus des Sohnes auf die reifende Männlichkeit des

Jugendlichen aus. Nebenbei nimmt in dieser Lebensspanne auch die Peergroup eine regulierende Funktion der sich-entwickelnden männlichen Geschlechtsidentität ein (ebd.).

Diese komprimierte Darstellung zur Bedeutung des Vaters für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Buben soll deutlich machen, dass der Vater einen wichtigen Beitrag in der Entwicklung des Kindes leistet. Dies wird das bestimmende Thema dieser Arbeit sein und erfährt daher in der literarischen Aufarbeitung aus wissenschaftlichen Diskursen eine detaillierte Explikation. Ferner stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit auch mögliche Störungen, die in der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität beim Buben auftreten können, wenn sie nach einer Scheidung von Vaterdeprivation betroffen sind. Die Ergebnisse dazu sind vielfältig und umfassen in dieser Arbeit ein ganzes Kapitel, daher soll hier nichts vorweggenommen werden, was später noch Thema sein wird. Dennoch sollen einige thematisch passende Ergebnisse aus der Literaturstudie „Folgen von Vaterentbehmung“ (2003) angeführt werden um einen ersten Einblick zu gewähren:

- Wenn an Kinder gedacht wird, die nur mit einem Elternteil aufwachsen, dann assoziiert man damit meistens eine alleinerziehende Mutter. Der Gedanke an Vaterdeprivation ist besonders in der Scheidungsforschung ein automatisierter.
- Die Armut ist weiblich. Alleinerzieherinnen sind einem erhöhten Gefahrenpotential bezüglich ökonomischer Benachteiligung ausgesetzt und somit auch die Kinder.
- Verhaltensauffälligkeiten bei Scheidungskinder sind nicht allein auf die ökonomische Benachteiligung bei Vaterentbehmung zurück zu führen.
- Burschen aus Scheidungsfamilien fallen häufiger unter die Kategorie verhaltensauffällig, als Kinder aus Stief- und Ursprungsfamilie.
- Die Anwesenheit eines Stiefvaters trägt zu einer positiven Entwicklung des Kindes bei. Knaben scheinen durch die Präsenz eines Stiefvaters besonders im schulischen Bereich zu profitieren. Der Kontakt zum biologischen Vater wird von den Kindern zumeist, trotz Anwesenheit eines Stiefvaters, gewünscht.
- In der Adoleszenz zeigen insbesondere Burschen aus Scheidungsfamilien verstärkt Verhaltensauffälligkeiten, wie Leistungsabfall in der Schule, normwidrige bis hin zu gesetzeswidrigen Handlungen.
- Im Erwachsenenalter ist zu beobachten, dass ehemals von Scheidung betroffene Personen selbst öfter Beziehungsabbrüche praktizieren als nicht Betroffene. Auch die

psychische Gesundheit ist bei Scheidungserlebnissen im Erwachsenenalter niedriger als bei nicht Betroffenen.

- Die in Österreich vorgesehenen 14tägigen Besuchskontakte zwischen Vater und Kind können, nach neusten Forschungen, nicht zu einem guten Beziehungsaufbau zwischen Kind und Vater beitragen. Erst durch einen regelmäßigen wöchentlichen Kontakt sei eine gleich gute Beziehungsstruktur möglich, wie bei Kinder und Vätern aus ehelichen Familienkonstellationen.
- Bei einer Scheidung scheinen nicht die Konflikte zwischen den Eltern die größte Belastung für betroffene Kinder zu sein, sondern der Verlust des Vaters.
- Vaterdeprivation in der frühen Kindheit ist ebenfalls mit Leid für das betroffene Kind verbunden. Heutzutage verbringen Väter schon von Geburt an Zeit mit ihren Kindern, weshalb auch eine gute Beziehung zwischen Vater und Kind schon früh entsteht. Der Verlust des Vaters, durch Scheidung oder Tod, kann in dieser Zeit negative Folgewirkungen für die Entwicklung des Kindes haben.
- Getrenntlebende Väter, die aufgrund seltener Besuchskontakte, verwöhnend oder vernachlässigend gegenüber dem Kind auftreten, fördern beim Kind die Ausbildung einer idealisierten Haltung gegenüber dem Vater, was Entwicklungsverzögerungen des Kindes zur Folge haben kann (vgl. Erhard, R. et al 2003, 186f).

1.2 ZIEL DER ARBEIT UND ZENTRALE FORSCHUNGSFRAGE

Zum Vaterthema sind mittlerweile zahlreiche Publikationen zu finden. Durch Fallstudien wird immer wieder versucht aufzuzeigen, was es für ein Kind und dessen Entwicklung bedeutet, wenn es kaum bis gar keinen Kontakt zum Vater hat. Dadurch gehen dem Jungen zahlreiche wichtige und notwendige Erfahrungen verloren, die für seine Entwicklung aber notwendig wären. Immer wieder kommt es aufgrund von Vaterdeprivation und damit einhergehenden weiteren Problemkonstellationen dazu, dass Buben Auffälligkeiten und Störungen entwickeln. Wenn die betreuenden und erziehenden Erwachsenen im nahen Umfeld des Kindes im Umgang mit dem Kind ratlos werden, machen sich einige auf die Suche nach Hilfe. Eine mögliche Hilfsinstanz stellen PsychoanalytikerInnen dar, die auf Kindertherapien spezialisiert sind. An dieser Stelle setzt die vorliegende Diplomarbeit an. Untersuchungen, die sich auf die Erfahrungen von ExpertInnen stützen, lassen sich in der doch breitgefächerten Literatur zur Vaterthematik kaum finden. Daher wird in dieser Arbeit versucht zu eruieren, welche

Beobachtungen PsychoanalytikerInnen in der täglichen Praxis mit Kindern und Jugendlichen die durch Scheidung von Vaterdeprivation betroffen sind, ausmachen können. Die dezidierten Forschungsfragen dazu lauten:

„Sind im kinderanalytischem/ kindertherapeutischen Setting, bei Jungen zwischen sechs und zwölf Jahren, Auffälligkeiten oder Problemkonstellationen hinsichtlich der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität bei Scheidung zu beobachten, die darauf hindeuten, dass eine Vaterfigur fehlt? Und wenn ja, welche.“

Um Antworten zu gewinnen, sollen leitfadengestützte Interviews mit entsprechenden ExpertInnen, hier also in der Praxis tätigen PsychoanalytikerInnen, die über einen Erfahrungsschatz im kindertherapeutischen Setting verfügen, durchgeführt werden. Von Interesse sind Schilderungen von Beobachtungen im Arbeitsfeld, die aufgrund der Profession der Befragten einen professionellen Charakter aufweisen. Zusätzlich sollen qualifizierte Einschätzungen der ExpertInnen zum vorliegenden Thema ermittelt werden.

1.3 AUFBAU UND GLIEDERUNG DER ARBEIT

Die hier vorliegende Arbeit setzt sich aus zwei Hauptteilen zusammen: Im ersten Teil erfolgt eine ausführliche Aufarbeitung der bereits bestehenden Literatur zur Bedeutung des Vaters für das Kind und seiner Entwicklung insbesondere der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität. Der zweite Teil umfasst die Darstellung der hier vorgenommenen empirischen Untersuchung.

In Kapitel 2 wird dem Begriff der „Geschlechtsidentität“ nachgegangen. Dabei wird der Versuch unternommen eine Definition zu finden, die im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit sinnvoll erscheint. Danach werden die Konzeptionen Sigmund Freuds zur Entstehung und Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität zugrunde gelegt. Nachdem Freud diese Überlegungen schon vor einem Jahrhundert angestellt hat, werden kritische Stimmen gegen Freud Platz finden, die immer weiter in die heutige Sicht dieser Thematik einführen werden. Daneben werden mögliche Entwicklungsstörungen hinsichtlich der männlichen Geschlechtsidentität behandelt.

In Kapitel 3 erfolgt eine historische Aufarbeitung zur Bedeutung und Rolle des Mannes in der Familie ausgehend vom 18. Jahrhundert bis heute, wobei hier auch Rousseau zu Wort kommen wird, da er durch sein berühmtes Werk „Emile oder über die Erziehung“ (1762) einen bedeutenden Beitrag für die Pädagogik geleistet hat. Des Weiteren wird im Zuge der Darstellung der Vaterthematik des 20. Jahrhunderts der Umstand der Frauendominanz in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen thematisiert, der, wie sich zeigen wird, auch entscheidende Auswirkungen auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität hat. Ferner wird in diesem Kapitel die Bedeutung des Vaters in der Psychoanalyse ausgehend von Freud bis zu den heutigen Erkenntnissen behandelt.

Das Kapitel 4 widmet sich dem Scheidungsereignis. Es wird erläutert, was unter Scheidung zu verstehen ist und inwiefern diese Situation negative Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung haben kann, insbesondere auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität. Dabei werden den Rahmenbedingungen, die für das Kind wichtig sind, um diesem Zustand möglichst unbeschadet zu entwachsen, Platz eingeräumt. Zuletzt widmet sich dieses Kapitel der gemeinsamen Obsorge. Es wird eine Studie vorgestellt, die untersucht, ob eine gemeinsame Obsorge nach Scheidung ein anstrebenwertes Ziel ist und ob solch eine Entscheidung Schadensbegrenzung in der kindlichen Entwicklung gewährleistet.

Kapitel 5 gibt in komprimierter Weise wieder, was die Aufarbeitung der Literatur an Erkenntnissen hervorgebracht hat.

Mit dem 6. Kapitel beginnt der empirische Teil dieser Arbeit. In diesem Kapitel wird die methodische Vorgehensweise der durchgeführten Untersuchung beschrieben. Dazu wird das ExpertInneninterview als Erhebungsmethode, die Erstellung des Interviewleitfadens, die Themenbereiche des Leitfadens, die Auswahl der InterviewpartnerInnen als auch die Auswertungsmethode nach Gläser und Laudel (2009) in Anlehnung an Mayring (2010) näher erörtert.

Der Hauptbestandteil des empirischen Teils umfasst das Kapitel 7. Es handelt sich um die Darstellung der Analyseergebnisse der Interviews. Die Beantwortung der Forschungsfragen befindet sich in Kapitel 8.

Den Abschluss dieser Diplomarbeit stellt das 9. Kapitel in Form eines Resümees dar, das die gewonnenen Erkenntnisse aus der empirischen Untersuchung enthält und einen Ausblick auf weiterführende Untersuchungsmöglichkeiten zu diesem Thema bietet.

Im Anhang befinden sich eine Kurzzusammenfassung in deutscher, sowie ein Abstract in englischer Sprache, der Interviewleitfaden, ein Lebenslauf der Verfasserin und der letzte Analyseschritt des Extraktionsverfahrens dieser Diplomarbeit. Die Interviewtranskripte und sowie die weiteren Analyseschritte befinden sich auf einer beigefügten CD-Rom, da das Datenvolumen einen zu großen Platz einnehmen würde.

1.4 PÄDAGOGISCHE RELEVANZ

Die vorliegende Diplomarbeit wurde im Rahmen des Studienschwerpunktes „Psychoanalytische Pädagogik“ am Institut für Bildungswissenschaft an der Universität Wien unter der Betreuung von Univ.-Prof. Dr. Josef Christian Aigner, der eine vergleichbare Profession an der Universität Innsbruck innehat, geschrieben.

Die pädagogische Relevanz dieser Arbeit wird damit erklärt, dass die Psychoanalyse seit Anna Freud einen wichtigen Teilbereich der Pädagogik darstellt. Die Psychoanalytische Pädagogik hat sich aus der Lehre der Psychoanalyse heraus entwickelt. Was die Psychoanalyse für die Pädagogik leistet, ist die Kenntnis der kindlichen Entwicklung. Sie öffnet den Blick in das Innerpsychische des Kindes und ermöglicht es zu verstehen, was in dem Kind vorgeht und warum es sich auf bestimmte Art und Weise verhält. Die gewonnenen Erkenntnisse aus der psychoanalytischen Lehre kann die Pädagogik für sich nützen, indem sie die Erziehungs- und Bildungsvorhaben auf das Alter des Kindes, seinen Entwicklungsstand, seine Bedürfnisse etc. abstimmt (vgl. Freud, A. 2012, S65ff).

2 ZUR THEMATIK DES BEGRIFFS „GESCHLECHTSIDENTITÄT“

Wenn wir den Begriff „Geschlechtsidentität“ betrachten, so lässt er sich in zwei voneinander getrennte Nomina aufspalten: zum einen in das Nomen „Geschlecht“ und zum anderen in den Begriff „Identität“. Zum Identitätsbegriff hat Erik Erikson einen bedeutenden Beitrag geleistet. Er ist der Auffassung, dass die Identität eines Menschen nicht allein vom Individuum konstruiert wird, sondern auch soziale und kulturelle Beeinflussung erfährt. Daher nimmt er eine Verbindung zwischen seiner Entwicklungstheorie und der Sozialisationstheorie vor und beschreibt die Entwicklung der menschlichen Identität lebenszyklisch. In diesem Lebenszyklus ist der Mensch dazu veranlasst, phasenspezifische Krisen zu bewältigen, die aus der Erfahrung der Ungleichheit zwischen innerer Entwicklung der Person und äußeren Ansprüchen der sozialen Umwelt entstehen (vgl. Abels 2010, S273f). Am Ende jeder Phase steht eine Lösung, die für die darauffolgende Krisenbewältigung von entscheidender Bedeutung ist, wobei das Individuum jeder Zeit Gefahr läuft, einen Konflikt nicht positiv zu bewältigen (vgl. Köbl 2009, S33). Jede Phase bringt also ein Stück der eigenen Identität hervor, was Erikson als „Ich-Identität“ (Erikson 2000, S17) bezeichnet. Das Gefühl dieser Ich-Identität beruht auf der „unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß [sic] auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (Erikson 2000, S18).

Erikson generierte also eine Idee der Beständigkeit von Identität. Das heißt, dass Identität über die Zeit hinweg gleichbleibend fortbesteht, was eine implizite Annahme von Unveränderlichkeit voraussetzt. Zirfas und andere AutorInnen (2007) weisen darauf hin, dass in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur viele kontroverse Debatten über den Begriff der „Identität“ geführt wurden. Wie Erikson sind auch andere AutorInnen der Meinung, dass Identität beständig ist. Zirfas und andere verwenden die Adjektive „haltbar, unverwechselbar und fundamental“ (Zirfas et al 2007, S7). Andere wiederum sehen Identität „als Ausgangspunkt, als Medium oder Ideal, als Boden und als Utopie, als raum- und zeitüber- und durchgreifender Gesichtspunkt, der allen Veränderungs- und Bewegungsprozessen zugrunde liegt. Sie gilt in ihrer ‚Substanz‘ als Gefühl, Emotion, Bewusstsein, Reflexionsgeschehen, Gedanke, aber auch als Phantasie, Bild oder Wunsch und Begehren, die wiederum zum einen als konstant, zum anderen als fluktuierend oder zum dritten als prekär betrachtet werden“ (ebd.). Hier zeigt sich schon, dass mit diesem Begriff kontroverse Meinungen einhergehen, die es nahezu unmöglich machen, ihn in eine einzige

Definition zu pressen. Was sich schon bei diesem Terminus als Schwierigkeit erweist, wird im Laufe dieses Kapitels auch den Begriff der „Geschlechtsidentität“ betreffen. Außerdem tritt der Begriff „Geschlecht“ ebenfalls als nicht so eindeutig definierbares Nomen in Erscheinung. Der implizite Gedanke der Dichotomie männlich versus weiblich, wenn von „Geschlecht(er)“ die Rede ist, ist im heutigen theoretischen Diskurs nicht mehr so eindeutig fassbar. Maccoby unterscheidet drei unterschiedliche Sinngehalte bei den Geschlechtern:

1. Eine Person verfügt über bestimmte Eigenschaften, die dem Bild seiner beziehungsweise ihrer männlichen oder weiblichen Geschlechterrolle in einer Gesellschaft entsprechen.
2. Ein Mann oder eine Frau tritt beispielhaft mit all seinen/ihren Eigenschaften als das in Erscheinung, was ihn oder sie vom anderen Geschlecht angeblich unterscheidet. Diese Unterschiede sind anhand bestimmter Attribute zu messen.
3. Eine Frau, die auf Männer attraktiv wirken möchte, kleidet, stylt und gibt sich in der uns bekannten modernen Gesellschaft feminin und sexy. Diese Attribute auf den Mann zu übertragen ist laut Maccoby nicht möglich. Sie meint, dass es nicht eindeutig ist, was einen Mann für eine Frau attraktiv macht.

Dabei merkt sie an, dass bestimmte Attribute, die auf den ersten Sinngehalt zutreffen, nicht unbedingt auch dem dritten Sinngehalt entsprechen müssen. Als Beispiel nennt sie einen Mann, der eine ausgesprochen gute mathematische Begabung aufweist und über eine besonders gute Raumwahrnehmung verfügt. Er kann nach der zweiten Definition als männlich eingestuft werden, aber nicht unbedingt nach der ersten oder der dritten (vgl. Maccoby 1998, S15f).

Tatsache ist, dass Männer über ein X- und ein Y-Chromosom und Frauen über zwei X-Chromosomen verfügen. Dies bedingt die geschlechtsspezifische Differenz der beiden Fortpflanzungsorgane. Maccoby stellt daraufhin die Frage, ob diese biologische Anlage nur auf die geschlechtsorganischen Unterschiede beschränkt bleibt, oder ob sie dafür verantwortlich sind, dass Jungen und Mädchen aus ähnlichen Erfahrungen unterschiedliche Konsequenzen ziehen oder aus der Fülle an Einflüssen unterschiedliche Elemente auswählen, sich zunutze machen und daraus lernen (vgl. ebd., S116f)? Die Frage, wie es zu rollentypischen Verhaltensweisen von Jungen und Mädchen kommt, wird uns in dieser Arbeit aus psychoanalytischem Blickwinkel noch oft beschäftigen. Fest steht, dass eine bestimmte Vorstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit seit vielen Jahrzehnten vorherrschend ist

(vgl. Frevert 1996, S70f) und sich ziemlich hartnäckig hält. Dieses Geschlechterverhältnis hat auch die wissenschaftlichen Ambitionen Sigmund Freuds maßgeblich beeinflusst. Feministische Psychoanalytikerinnen und Sozialwissenschaftlerinnen (z. B. Judith Butler, Nancy Chodorow, Margarete Mitscherlich, ...) haben die theoretischen Gedankengebäude der Psychoanalyse von Freud bis Lacan dekonstruiert und damit den Versuch unternommen, die unbewussten Phantasien dieser Konzeptionen zu ergründen. Sie üben besonders an der einseitig männlich-orientierten Wahrnehmungs- und Denkweise Kritik und sind der Überzeugung, dass damit alles Weibliche verdrängt werden soll. Mertens erkennt schon bei Bacon, Descartes vor allem aber bei Kant, dass das rationale Denken mit Männlichkeit gleichgesetzt wurde, während die weibliche Erkenntnis marginalisiert, teilweise sogar pathologisiert wurde. Heute wird nicht mehr von einer biologischen oder ontologischen Determiniertheit von Weiblichkeit und Männlichkeit ausgegangen, sondern sie wird zu einem großen Teil als soziale Konstruktion gedacht. Die Sichtweise der von Geburt an vorhandenen Geschlechterdetermination bedarf einer Dekonstruktion, um der bislang gedachten Selbstverständlichkeit von Mann und Frau zu entkommen (vgl. Mertens 2004, 35ff). Zu sozialer Konstruktion schreibt Mertens:

„Männliche Identität [...] muss in einem komplikationsreichen Prozeß [sic] erst hergestellt werden und ist dabei zahlreichen Brüchen ausgesetzt.“ (Mertens 2004, S37)

Die traditionelle Sicht der Entwicklung der männlichen Identität, ausgehend von Freud, und die Entwicklung bis hin zur heutigen Denkweise, werden in dieser Arbeit ein Thema sein. Vorerst sollen die Auffassungen von Stoller, Money, Ovesey und Person einen ersten Einblick zur Thematik der Entwicklung der Geschlechtsidentität liefern.

2.1 DAS PSYCHOANALYTISCHE KONZEPT DER „GESCHLECHTSIDENTITÄT“

Sigmund Freud hat den Begriff „Geschlechtsidentität“ nie explizit erwähnt. Das konnte er auch nicht, denn dieser hat erst Ende der 1960er-Jahre auf der Tagung der „Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung“ Eingang in die Fachsprache der Psychoanalyse gefunden (vgl. Mertens 1994, S23). Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts hat sich im theoretischen Diskurs eine sogenannte „Entwicklungslinie der Geschlechtsidentität“ etabliert. Jene bildet einen erheblichen Kontrast zu den Freudschen Theorien und markiert daher einen innovativen

Einschnitt im psychoanalytischen Denken. Die soeben genannte Entwicklungslinie gibt an, wie sich die geschlechtliche Identität des Kindes in welchen Lebensabschnitten entwickelt. Sie setzt sich aus drei Komponenten zusammen. Dazu zählen die „Kern-Geschlechtsidentität“ (core gender identity), die „Geschlechtsrolle“ (gender role) oder die „Geschlechtsrollenidentität“ (role gender identity) und die „Geschlechtspartnerorientierung“ (sexual partner orientation oder choice of love) (vgl. Mertens 1994, S24ff). Einer der Pionierdenker, dem Mertens hier folgt, war Robert Stoller. Er führte 1968 den Begriff „gender“ im Unterschied zum englischen „sex“ in den psychoanalytischen Fachjargon ein. Damit gelang es ihm sprachlich zwischen dem biologischem Geschlecht (sex) und der Geschlechtsidentität (gender) zu unterscheiden und er entwickelte daraufhin den Terminus „Kern-Geschlechtsidentität“ (Eissing-Christophersen C. et al. 2004, S109). Stoller drückt mit diesem Begriff aus, dass ein Kind unbewusst die eigene Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter erlebt. Dieses Erleben ist vorerst auf das prozedurale Wissen beschränkt und kann weder bewusst wahrgenommen noch reflektiert werden. Der Prozess der Entstehung beginnt mit der Geburt und schließt um das zweite Lebensjahr ab, wobei die Eltern in dieser Zeit einen großen Einfluss ausüben. Viele Untersuchungsergebnisse aus der Sozialisationsforschung, die sich vom Gedankengut der feministischen Wissenschaften beeinflussen ließen, zeigen nämlich, dass Jungen anders erzogen werden als Mädchen. Das bedeutet, dass die Reaktionen und der Umgang der Eltern mit dem Kind vom biologischen Geschlecht determiniert werden (vgl. Mertens 1994, S24), was dann zur Polarität der Geschlechter führt. Warum dies der Fall ist, haben PsychoanalytikerInnen hinterfragt und sind zu folgenden Ergebnissen gekommen:

1. „[...] die Tatsache, daß (sic) die Mutter das gleiche Geschlecht wie ihre kleine Tochter und ein anderes Geschlecht als ihr Sohn hat, [kann unterschiedliche] Anforderungen, Umgangsweisen, Interaktionsmodi und aus diesem Grund auch unterschiedliche Persönlichkeitsentwicklungen zur Folge haben.
2. [...] Psychoanalytiker [haben] in logischer Konsequenz ihres Forschungsansatzes darauf hingewiesen, daß (sic) die bewußten (sic), häufig jedoch auch unbewußten (sic) Phantasien über das Geschlecht ihres Kindes in die fast immer auch Übertragungen früherer Beziehungspersonen und deren soziokultureller Hintergrund mit eingehen, sich über subtile Verhaltensäußerungen, Belohnungs- und Bestrafungsmuster auf das Identitätserleben des Kindes von klein auf auswirken“ (ebd. 1994, S24).

Mertens ist der Meinung, dass sich vor allem die im Punkt 2. beschriebenen Phantasmen und Übertragungen äußerst prägend auf die Identitätsentwicklung des ein- bis zweijährigen Kindes auswirken. Niederschlag im Entwicklungsprozess finden auch die vorgefertigten geschlechtsspezifischen Erwartungen, die die Eltern an ihr Kind herantragen (Mertens 1994, S24). Wahrscheinlich wirken diese sogar stärker als die Normenerwartungen einer bestimmten Kultur. Mertens meint dazu, dass Kinder nicht lediglich Rezipienten sind, die allen elterlichen Phantasien erliegen. Vielmehr bringt jeder Säugling unterschiedlichste Konstitutionen mit, die in den Eltern verschiedenste Reaktionen auslösen, die wiederum von den phantasmatischen Erwartungen genährt werden. Psychoanalytische ForscherInnen sprechen daher auch von „wechselseitiger Beeinflussung“ in der Säuglingszeit und frühen Kindheit. Trotzdem haben die Eltern die stärkere Wirkmächtigkeit im Sozialisationsprozess (vgl. Mertens. 1998, S37). Im weiteren Entwicklungsverlauf lernen Kinder, wie sie als Mädchen oder Bub in bestimmten Situationen reagieren beziehungsweise wie sie sich in verschiedensten Kontexten verhalten sollen. Dabei kommt es nur allzu oft zu dieser dichotomen Aufspaltung in zwei sich ausschließende Stereotype. Das heißt, dass von Jungen erwartet wird, sich typisch männlich, und von Mädchen, sich typisch weiblich zu verhalten. Es wird die sogenannte „Geschlechtsrolle“ eingeübt, die die zweite Komponente auf der Entwicklungslinie darstellt und von der Bedeutung des Begriffs „Geschlechtsidentität“ abzugrenzen ist. Durch das Bewusstsein, einem bestimmten Geschlecht anzugehören, sucht sich das Kind vorwiegend gleichgeschlechtliche Vorbilder, die sich zur Nachahmung geschlechtsrollentypischer Verhaltensweisen eignen (ebd. S40f).

Der soeben beschriebene Begriff „Geschlechtsrolle“ fasst laut Mertens nicht die spezifisch psychoanalytische Sicht auf die Entwicklung der „Geschlechtsidentität“. Die Sichtweise des Begriffs Geschlechtsrolle ist eher der Sozialisationsforschung zuzuordnen, der es dabei vor allem um die Frage geht, inwieweit die Normen der Gesellschaft übernommen werden beziehungsweise ob sich das Kind geschlechtskonform verhält. Die Psychoanalyse hingegen bezieht neben all dem Einüben bestimmter Rollenvorstellungen auch noch die subtilen Beeinflussungsprozesse in der Eltern-Kind-Beziehung ein. Eine genaue Definition des Begriffs „Geschlechtsidentität“ lautet nach Mertens folgendermaßen:

„Geschlechtsidentität bemisst sich in einer modernen psychoanalytischen Auffassung deshalb auch nicht an der Übereinstimmung des anatomischen Geschlechts mit dem bewußt [sic] erlebten Geschlechtsrollenverständnis und auch nicht an der Übereinstimmung des eigenen Selbstverständnisses mit den zunächst unbewußten [sic] und dann bewußt [sic] gemachten internalisierten Erwartungen und Identifikationen aus der Beziehung mit den Eltern. Sondern sie bemißt [sic] sich vor allem an der Übereinstimmung des eigenen reflektierten Selbstverständnisses mit einem freilich nur als Utopie begreifbaren Ideal eines ganzheitlichen Menschen“ (Mertens 1998, S41).

Beispielhaft beschreibt Mertens einen Menschen, der sich zwar physisch als eindeutig männlich oder weiblich erlebt, psychisch aber dazu fähig ist, den traditionellen, aber auch lange Zeit haltgebenden Stereotypisierungen zu trotzen und eine Geschlechtsidentität zu leben, die eine Identifikation mit beiden Elternteilen, also Mutter und Vater, zulässt. Somit ist nach Mertens das Fundament einer übergreifenden Geschlechtsidentität gelegt (vgl. Mertens 1998, S 40f).

Money (1973) versteht unter „Geschlechtsidentität“ das innerpsychische, eine Zeit überdauernde Erleben einer Person, sich weiblich beziehungsweise männlich zu fühlen. Die „Geschlechtsrolle“ stellt für ihn den „verhältnismäßigen Ausdruck der Geschlechtsidentität in der Interaktion mit anderen dar“ (ebd.) Ovesey und Person (1973) sehen in der „Geschlechtsidentität“ die von Geburt an vorhandenen Geschlechtszuweisungen der Eltern, die im Kind eine Vorstellung von „Bub-Sein“ oder „Mädchen-Sein“ festmachen, während die Geschlechtsrolle eine ständig wandelbare, dynamische Größe bleibt, die sich durch Interaktionen weiter formen kann (ebd.). Kennzeichnend ist, dass diese Autoren nicht mehr den üblichen Ödipuskonflikt ins Zentrum der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität setzen. Stollers, Moneys, Oveseys und Persons Definitionen haben aber auch eines mit Freud gemeinsam: Sie gehen von einer dualistischen Geschlechterkonstellation aus. Sie distanzieren sich jedoch von der Annahme, dass das Geschlecht vollkommen biologisch determiniert sei. Daher sprechen sie von einem Sozialisationsprozess, der von den Eltern, gerade zu Beginn des Lebens und in den ersten Lebensjahren, maßgeblich beeinflusst wird. Mertens schafft es die rigide dichotome Aufspaltung aufzulösen, indem er dem Mann auch weibliche Attribute zugesteht. Dabei muss aber bedacht werden, dass Mertens seine Theorie gute dreißig Jahre nach Stoller formuliert hat.

Die dritte und letzte Komponente in der Entwicklungslinie der „Geschlechtsidentität“ stellt die sogenannte „Geschlechtspartner-Orientierung“ dar, die sich, wie der Begriff schon vermuten lässt, auf das favorisierte Geschlecht des zukünftigen Liebespartners bezieht. Dies wird erst im Laufe der Adoleszenz sichtbar. Erste Spuren werden aber schon in der Kindheit angelegt¹ (vgl. ebd. 1994, S26f). Laut den vorangegangenen Ausführungen unterliegt die geschlechtliche Identitätsentwicklung einem Sozialisationsprozess bis zum Erwachsenenalter. Das biologische Geschlecht des Kindes dient den Eltern als Vorlage. Sie beeinflussen durch unbewusste und bewusste Reaktionen und Verhaltensweisen den Sozialisationsprozess und damit die auszubildende Geschlechtsidentität des Kindes. In der Psychoanalyse spricht man bei unvollkommener Ausformung der Geschlechtsidentität von einer „unsicheren Geschlechtsidentität“ oder einer „geschlechtlichen Identitätsstörung“ (Rohde-Dachser 1998, S19). Solche möglichen Störungen sollen in dieser Arbeit an anderer Stelle erörtert werden. Ein unverzichtbares Moment zur Thematik der „Geschlechtsidentität“ stellen die Konzeptionen vom sogenannten „Vater der Psychoanalyse“ dar, welche im Folgenden näher betrachtet werden sollen.

2.2 FREUDS KONZEPT DER ENTWICKLUNG EINER „MÄNNLICHEN GESCHLECHTSIDENTITÄT“

Mit dem Namen Sigmund Freud wird die erste bedeutende Entwicklungstheorie in der Psychoanalyse verbunden. Eine kurze Zusammenfassung ermöglicht einen fließenden Übergang zum Begriff „Geschlechtsidentität“, den Freud so nie explizit erwähnt hat. Seine Annahme war, dass menschliches Verhalten von Geburt an durch Triebe gesteuert werde. Er ging davon aus, dass in uns drei Persönlichkeitsinstanzen vorherrschend sind, nämlich das Es, das Ich und das Über-Ich. Ersteres ist das von Geburt an vorhandene Antriebssystem, das nach unmittelbarer Triebbefriedigung strebt. Das heißt, dass der Säugling bei Hungergefühl eine unmittelbare Befriedigung durch Nahrung verlangt. Mit der Zeit lernt das Baby jedoch, dass es in einer sozialen Welt aufwächst und nicht nur die eigenen Bedürfnisbefriedigungen eine Rolle spielen. Die Normen und Werte einer Gesellschaft beziehungsweise Kultur

¹ Die „Geschlechtspartner-Orientierung“ als dritte Komponente der Entwicklungslinie von „Geschlechtsidentität“ hat in diesem Kontext und somit auch in dieser Arbeit nur sekundäre Bedeutung. Daher ist die Definition sehr knapp bemessen. Näheres kann bei Mertens (1994/1998 im Literaturverzeichnis) nachgelesen werden.

hinterlassen im Kind nach und nach Spuren, was dazu führt, dass das Über-Ich ausgebildet wird. Gleichzeitig entwickelt sich das Ich, das versucht, die Triebbedürfnisse des Es mit den Normen und Werten von außen in Einklang zu bringen. Mit jedem mehr oder weniger erfolgreich bewältigten Entwicklungsschritt wechselt auch die Quelle der Triebbedürfnisse. Daraus ergibt sich eine Gliederung in verschiedene Entwicklungsphasen. Jede Phase wird einer bestimmten Altersspanne zugeordnet. So findet sich die orale Phase zu Beginn des Lebens, also nach der Geburt bis etwa zum ersten Lebensjahr. Mit dem zweiten Lebensjahr setzt nach Freud die anale Phase ein, die sich bis ins dritte Lebensjahr erstreckt. Die phallisch-ödipale Phase setzt etwa im dritten Lebensjahr ein und dauert bis zum sechsten Lebensjahr. Nach dieser Phase kommt es zu einer sogenannten Latenzphase, in der der genitale Triebdruck nachlässt. Erst ab dem circa elften Lebensjahr setzt die Vorpubertät ein (vgl. Lohaus et al., S10f). Bedeutend ist, dass Freud seine Theorien in einer Zeit entwickelte, in der der phallische Monismus vorherrschend und somit der Gedanke autonomer Weiblichkeit völlig unbekannt war. Daher kam er dazu, die psychosexuelle Entwicklung des Jungen und des Mädchens analog zu konzipieren (vgl. Mertens 1998, S41ff), wobei die Entwicklung des Jungen als Maßstab diente. Demnach hatte die weibliche Sexualität für Freud ebenfalls männlichen Charakter. Mit der phallischen Phase, in der das Kind einen Geschlechtsunterschied erkennt, kommt es bei Freud zu spezifischen theoretischen Geschlechterentwicklungen (vgl. Quindeau 2009, S131). Wenn man Freuds Schriften heranzieht, wird es wohl nicht möglich sein, sich nur dem Mann und seiner geschlechtlichen Identitätsentwicklung zu widmen. In den Gedanken über männliche Sexualität ist auch immer die weibliche enthalten und umgekehrt (vgl. Dannecker 2005, S82).

Eine maßgebliche Bedeutung zur Entwicklung der Identität des Geschlechts nimmt die frühe Annahme der Bisexualität des Menschen ein, die im Fall des Mannes besagt, dass auch der unbewusste Wunsch besteht, von einem anderen Mann ein Kind zu empfangen, es auszutragen und gebären zu können. Freud konnte diese Tendenzen in der Analyse von Männern, bei Masturbationsritualen (Freud 1908) und bei auftretenden krankhaften Symptomen (Freud 1908) immer wieder erkennen.

„Ein hysterisches Symptom ist der Ausdruck einerseits einer männlichen, andererseits einer weiblichen, unbewussten sexuellen Phantasie. [...] Die in immerhin zahlreichen Fällen nachweisbare bisexuelle Bedeutung hysterischer Symptome ist gewiß (sic) ein interessanter

Beleg für die von mir aufgestellte Behauptung, dass die supponierte bisexuelle Anlage des Menschen sich bei den Psychoneurotikern durch Psychoanalyse besonders deutlich erkennen lässt. Ein durchaus analoger Vorgang aus dem nämlichen Gebiete ist es, wenn der Masturband in seinen bewußten (sic) Phantasien sich sowohl in den Mann, als auch in das Weib der vorgestellten Situation einzufühlen versucht, und weitere Gegenstücke zeigen gewisse hysterische Anfälle, in denen die Kranke gleichzeitig beide Rollen der zugrundeliegenden sexuellen Phantasie spielt, [...].“ (Freud 1941, S197f)

Er ging sogar davon aus, dass diese weiblichen Tendenzen in Verbindung mit dem Wissen über Geschlechterdifferenzen die Kastrationsangst beim Jungen verstärken würden und daher als Ursache des negativen Ödipuskomplexes betrachtet werden können (vgl. Fast 1991, S40). Auch im Werk Traumdeutung (1900) beschreibt Freud, wie männliche und weibliche Neigungen bei Männern in Träumen sichtbar werden. Nachdem Freud aber diese Bisexualität entwicklungsgeschichtlich nie erklären konnte, ging er von einer biologischen Determination aus oder anders ausgedrückt von einer „universalen, biologisch begründeten sexuellen Zweiheit“ (Fast 1991, S41). Parallel erarbeitet Freud die geschlechtliche Entwicklung des Jungen. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit geht er davon aus, dass jeder Mensch unzweifelhaft männlich ist.

„Die Tatsache der beiden Geschlechter nimmt das Kind vielmehr zunächst ohne Sträuben und Bedenken hin. Es ist dem männlichen Kinde selbstverständlich, ein Genitale wie das seinige bei allen Personen, die es kennt, vorauszusetzen, und unmöglich, den Mangel eines solchen mit seiner Vorstellung dieser anderen zu vereinen. Diese Überzeugung wird vom Knaben energisch festgehalten, gegen die sich bald ergebenden Widersprüche der Beobachtung hartnäckig verteidigt und erst nach schweren inneren Kämpfen (Kastrationskomplex) aufgegeben. Die Ersatzbildungen dieses verlorengegangenen Penis des Weibes spielen in der Gestaltung mannigfacher Perversionen eine große Rolle. [...] Das kleine Mädchen verfällt nicht in ähnliche Abweisungen, wenn es das anders gestaltete Genitale des Knaben erblickt. Es ist sofort bereit, es anzuerkennen, und es unterliegt dem Penisneide, der in dem für die Folge wichtigen Wunsch, auch ein Bub zu sein, gipfelt“ (Freud 2000, S100f).

Die Anatomie des Jungen und seine Triebziele ab der phallischen Phase sind eindeutig männlich. Der Geschlechterunterschied ist einzig und allein dadurch gekennzeichnet, dass der Mensch entweder einen Penis besitzt oder eben nicht. In dieser Phase entdeckt der Junge, dass

das Mädchen keinen Penis hat. Freud geht davon aus, dass der Junge nun annimmt, dass das Mädchen auch einmal einen Penis besaß, diesen aber verloren habe. Daraufhin kommt es zur Kastrationsangst beim Jungen, weil in ihm die Angst aufkeimt, es könne ihm das gleiche Schicksal widerfahren wie dem Mädchen. Der ödipale Konflikt kommt nun zum Tragen. Der leidenschaftliche Wunsch, die Mutter alleine besitzen zu wollen, löst im Jungen Rivalität und Hass aus, die seinem Vater gelten. Die heterosexuelle Beziehung zur Mutter bleibt weiterhin so unbeschadet bestehen, während der Sohn mit dem Vater einen innerpsychischen Kampf ausfechtet. Erst durch die Erkenntnis des unbesiegbaren väterlichen Rivalen tritt die Kastrationsangst in Erscheinung. Der Knabe kann den Rivalitätskampf aufgeben und sich mit dem Vater identifizieren (vgl. Fast 1991, S41). Die Wirkmächtigkeit der phallisch-ödipalen Phase beeinflusst maßgeblich die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität. Sigmund Freud beschrieb den Ödipuskomplex so:

„Ganz frühzeitig entwickelt es [der Junge] für die Mutter eine Objektbesetzung, die von der Mutterbrust ihren Ausgang nimmt und das vorbildliche Beispiel einer Objektwahl nach dem Anlehnungstypus zeigt; des Vaters bemächtigt sich der Knabe durch Identifizierung. Die beiden Beziehungen gehen eine Weile nebeneinander her, bis durch die Verstärkung der sexuellen Wünsche nach der Mutter und die Wahrnehmung, daß (sic) der Vater diesen Wünschen ein Hindernis ist, der Ödipuskomplex entsteht. Die Vateridentifizierung nimmt nun eine feindselige Tönung an, sie wendet sich zum Wunsch, den Vater zu beseitigen, um ihn bei der Mutter zu ersetzen. Von da an ist das Verhältnis zum Vater ambivalent; es scheint, als ob die in der Identifizierung von Anfang an enthaltene Ambivalenz manifest geworden wäre. Die ambivalente Einstellung zum Vater und die nur zärtliche Objektstrebung nach der Mutter beschreiben für den Knaben den Inhalt des einfachen Ödipuskomplexes“ (Freud 1923, S36f).

Weiter heißt es:

„Bei der Zertrümmerung des Ödipuskomplexes muss die Objektbesetzung mit der Mutter aufgegeben werden. An ihre Stelle kann zweierlei treten, entweder eine Identifizierung mit der Mutter oder eine Verstärkung der Vateridentifizierung. Den letzteren Ausgang pflegen wir als den normalen anzusehen, er gestattet es, die zärtliche Beziehung zur Mutter in gewissem Maße festzuhalten. Durch den Untergang des Ödipuskomplexes hätte so die Männlichkeit im Charakter des Knaben eine Festigung erfahren“ (ebd. 1923, S37).

An diesem Zitat lässt sich erkennen, dass Freud annahm, dass der Junge schon früh über eine sichere männliche Basis verfüge. Er erkannte sogar einen eindeutig biologisch determinierten Vorteil beim Jungen gegenüber dem Mädchen. So kam er zu dem Gedanken, dass die Anatomie des Mädchens bisexuell sei und beschrieb die Klitoris der Frau als einen kleinen, verkümmerten Penis, welcher vom Mädchen auch als solcher wahrgenommen werde. Die sexuelle Erregung und dessen angestrebtes Ziel gehen von der Klitoris aus und sind in Analogie zum männlichen Genital zu sehen und daher eindeutig männlich zu verstehen. Er nahm daher sogar an, dass der Knabe eine weniger komplizierte Entwicklung zu durchschreiten habe als das Mädchen. Einen Grund für diese Annahme fand Freud nicht nur in der anatomischen Konstitution, sondern auch in der frühen heterosexuellen Objektbeziehung des Jungen (vgl. ebd. 1991, S6), was Freud als die von „Natur gegebene“, „normale“ Beziehung auffasste:

„Nur das Verhältnis zum Sohn bringt der Mutter uneingeschränkte Befriedigung; es ist überhaupt die vollkommenste, am ehesten ambivalenzfreie aller menschlichen Beziehungen“ (Freud 1940, S143).

Warum aber sieht Freud gerade im Ödipuskomplex diese enorme Wichtigkeit für die psychosexuelle Entwicklung beziehungsweise für die männliche geschlechtliche Identitätsentwicklung des Buben? Zum einen wird den Jungen in dieser Phase der geschlechtliche Unterschied zur Mutter und die Gleichgeschlechtlichkeit mit dem Vater höchst bedeutsam. Andererseits bildet sich, durch die Identifikation mit dem Vater, die durch die Kastrationsangst ausgelöst wird und dessen Lösung der Untergang des Ödipuskomplexes ist, das Über-Ich aus. Dieses Über-Ich wird beim Jungen im „normalen Fall“ durch die väterlichen Werte, Normen und Regeln gebildet (vgl. Freud, 1940, S263). Freud geht also davon aus, dass der Vater beim Ödipuskomplex seine männlichen Spuren im Über-Ich des Jungen hinterlässt und somit die Prägung der Männlichkeit stattgefunden hat. Nachdem der ödipale Konflikt beim Knaben erfolgreich abgeschlossen ist, steht für ihn fest, dass er einmal ein Mann werden wird und orientiert sich daher an dem, was der Vater ist und macht. Freud ist davon überzeugt, dass diese Identifizierungen in den frühen Lebensjahren die dauerhaftesten sein werden (vgl. Freud, 1940, S258).

Der oben skizzierte positive Ödipuskomplex stellt aber nur einen Teil der Freudschen Theorieentwürfe zur ödipalen Phase dar. Sigmund Freud sprach auch noch vom sogenannten negativen Ödipuskomplex. Dieser geht davon aus, dass der Junge zärtliche Gefühle für seinen Vater hegt und Hass gegenüber seiner Mutter empfindet. Beide Formen hat Freud zum vollständigen Ödipuskomplex zusammengefasst (vgl. Freud 1940, S261). Demnach ist nicht zu übersehen, dass Freud den Vater ins Zentrum der Entwicklung des Kindes rückte. Alle Konflikte, die der Sohn und der Vater in dieser Zeitspanne austragen und auch alle zärtlichen Gefühle und Wünsche, die der Sohn dem Vater entgegenbringt, sind wegweisend für die weitere Entwicklung des Charakters und der männlichen Geschlechtsidentität (vgl. Mertens 1998, S44f).

2.2.1 Kritik an Freud

In der Arbeit „Gender Identity“ (1984) hat Irene Fast die Freudschen Konzepte der Bisexualität und die Entwicklung der Geschlechtsidentitäten aufs Schärfste kritisiert. Beide Theorien beinhalten Segmente der Geschlechtsentwicklung, widersprechen sich aber gegenseitig in mehrfacher Hinsicht. Das Konzept der Bisexualität beim Knaben räumt der biologisch fundierten Weiblichkeit eine bedeutende Rolle ein. Sie sieht in den vom Jungen ausgehenden genitalen Strebungen sowohl männliche als auch weibliche Tendenzen, die sich erst später als eindeutig männlich herauskristallisieren. Die Angst vor Kastration steht nicht alleine im Zentrum der Furcht vor dem Verlust des Penis. Hier sind auch die Ängste vor den Weiblichkeitswünschen, die verdrängt werden müssen, von Bedeutung. Die Geschlechtsentwicklungstheorie besagt hingegen, dass der Junge annimmt, jeder Mensch sei männlich. Die genitale Orientierung ist im Falle dieser Theorie eine vollkommen männliche und die Angst des Penisverlustes wird nur durch die Kastrationsangst gespeist und lässt Strebungen der Weiblichkeitswünsche völlig außer Acht.

Fast schließt an ihre Kritik eine Neuformulierung zur Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität an. Aufgrund neuerer Daten stellt sie die Behauptung auf, dass Freuds Annahme einer biologisch determinierten Weiblichkeit des Knaben nicht haltbar ist. Klinische Untersuchungen zur Entwicklung des Jungen zeigen, dass bei der Erforschung der Entfaltung der Geschlechtsidentität auch immer soziale und entwicklungsgeschichtliche Bedingungen, wie zum Beispiel die Bezugspersonen des Buben und deren Umgang mit ihm, berücksichtigt werden müssen. Diese Ansätze sind auch bei Stoller, Ovesey und Person zu finden und im

späteren geschichtlichen Verlauf auch bei Mertens (z.B. 1994, 1998). Gerade Forschungen, die auch die Pflegepersonen einbeziehen, zeigen, dass Jungen von ihren Eltern nach dem soeben gültigen, kulturellen Männlichkeitsmodell einer Gesellschaft erzogen werden (vgl. Fast 1991, S41f).

So wie Fast sieht auch Holger Brandes in den Theorien Freuds die Annahme einer biologisch geschlechtlichen Determination. Die Libido, ob beim Mann oder bei der Frau vorkommend, verfüge demnach ebenfalls über männlichen Charakter. So wundert es Brandes nicht, dass Freud ein wesentliches Theorem seiner wissenschaftlichen Ambitionen, nämlich den Ödipuskomplex, am Jungen und seiner Angst vor Kastration festmacht, während er dem Mädchen einen „Penisneid“ (Brandes 2001, S53) und der Frau einen „Männlichkeitskomplex“ (ebd.) unterstellt. Werden die Überlegungen Freuds zusammengefasst betrachtet, kann gesagt werden, dass er der Entwicklung des Knaben und dessen geschlechtlichen Identitätsausformung einen Normalitätsfaktor zuwies, während das Mädchen immer die komplexeren Reifungsprozesse durchstehen müsse (vgl. Brandes 2001, S53). Dass Freud sich hier verspekulierte, wird im Folgenden noch deutlich werden.

Gerade der Ödipuskomplex wird von feministischen WissenschaftlerInnen in seiner theoretischen Konstruktion oft aufgegriffen, kritisiert und neu formuliert. Wobei Petri darüber erstaunt ist, wie ein Theorem, so losgelöst von der Realität, zu einem hoch abstraktem Gedankengut werden kann. In diesen Diskursen werden immer nur die innerpsychischen Vorgänge im Kind thematisiert und die der Erwachsenen ausgespart. Dabei ist sich Petri sicher, dass der ödipale Konflikt nur durch die wechselseitige Beziehung zwischen Eltern und Kind möglich ist. Erst durch die gesamtfamiliäre Struktur tritt dieser in Erscheinung und wird umso ungestümer zu Tage treten, je stärker das System Familie erkrankt ist (vgl. Petri 1999, S35). Konkret bedeutet das: „Kein Kind erkrankt an einem Ödipuskomplex, wenn es nicht in eine pathologische Bindungsstruktur zu einem oder beiden Elternteilen gerät. Und diese setzt in aller Regel eine disharmonische Paarbeziehung voraus“ (ebd.).

2.3 THEMATISIERUNG UND PROBLEMATISIERUNG DER GESCHLECHTERPOLARISIERUNG

Im Zusammenhang dieser Arbeit erscheint eine kurze Thematisierung und Problematisierung der polarisierenden Geschlechterkonstruktion, wie es in unserem westlichen Kulturkreis oftmals immer noch üblich ist, nötig zu sein. Wie schon in Kapitel 2 angedeutet wurde, haben

einige WissenschaftlerInnen Kritik an psychoanalytischen Theoriekomplexen geübt und auf die methodisch einseitige Sichtweise, die einzig und allein dem männlichen Geschlecht zugute käme, hingewiesen. Beim Konzept des Ödipuskomplexes von Freud sind, im Hinblick auf die Geschlechterkonstruktion, nicht nur die vorab explizierten Kritikpunkte von Fast (1984) erwähnenswert. Es steckt hier auch noch eine ganz andere, bedeutsame Komponente dahinter. Freud sprach von einer Loslösung von der Mutter, die eben nur durch die Identifikation mit dem Vater gelingen könne. Die anormale oder gar krankhafte Form des ödipalen Ausgangs stellt für Freud die Identifikation des Jungen mit seiner Mutter dar. Freud hat hier auf ein wichtiges Element vergessen, nämlich auf die „Anerkennung von Ähnlich- und Verschiedensein“ (Benjamin, 1990, S164). Mit der Identifikation erkennt das Kind das ihm Ähnliche an und verweigert beziehungsweise wertet das Andere ab. Der Verlust der Identifikation mit der Mutter geht auch mit einem Verlust aller ihr zugewiesenen Attribute verloren, wie beispielsweise „emotionale Einstimmung“ (Benjamin 1990, S165). Alles weiblich Konnotierte macht Angst und wird, sobald etwas davon an sich erkannt wird, modifiziert. Dies äußert sich z.B. in „provokantem“ (ebd.) Gehabe. „Das Bedürfnis nach Anerkennung muss durch bloße Identifikation mit dem Ähnlichen befriedigt werden (was die Kulturindustrie im Interesse der Massenproduktion nur allzu gern fördert, indem sie geschlechterstereotypes Kinderspielzeug produziert)“ (ebd.). Die Problematik besteht also darin, dass Jungen nur kulturell geforderte männliche Eigenschaften in das Konzept ihrer männlichen Identität aufnehmen dürfen und Mädchen eben nur weibliche. Wenn dies der Fall ist, wird die Entfaltung von Stereotypen² geschürt.

Die Stereotypisierung der Geschlechter geht wiederum mit der Problematik einher, dass die Würdigung des Unterschiedes verloren geht (vgl. Benjamin 1990, S164f). Schlimmer noch, denn durch die Polarisierung der Geschlechter beziehungsweise der Konstruktion von Stereotypen und der Vorherrschaft der Männlichkeit kommt es zu einem Ungleichgewicht zwischen Mann und Frau. Lange Zeit hatten besonders die Frauen unter der am Patriarchat orientierten Gesellschaft zu leiden. Im gleichen Zeitraum hatten aber auch Männer keinen Zugang zu Bereichen, die den Frauen vorbehalten blieben. So hat der Mann seit Beginn der

² Als eindeutig weibliche Attribute konnten Wärme und Expressivität ausgemacht werden, während Männlichkeit durch die Merkmale Kompetenz und Instrumentalität gekennzeichnet ist (vgl. Becker et al 2010, S179).

Industrialisierung sukzessive seine Stellung in der Familie verloren. Über einige Zeit hinweg ist er auch in entwicklungspsychologischen Diskursen kaum noch zu finden (vgl. Fthenakis 1999, Aigner 2002). Dabei steht die Psychoanalyse seit ihren Anfängen gesellschaftlich festgelegten Normen kritisch-fragend gegenüber. Rohde-Dachser (1998) will schon bei Freud diese Anstrengung erkennen. Dennoch durchzieht eine strikte Trennung typisch weiblicher und männlicher Charakteristiken seine theoretischen Konzeptionen und er schafft es auch nicht, eine Lösung dafür zu finden. Besonders gut ist das am Theorem der Bisexualität des Menschen zu erkennen, in dem schon durch die Silbe „Bi“ die Zweiteilung vorbestimmt ist (vgl. Rohde-Dachser 1998, S19). Nun ist es aber eben so, dass Freud in einer Zeit lebte, in der klischeehafte Rollenbilder das Geschlechtersystem markierten. Diesen Verdienst haben wir teilweise auch heute noch der einstigen bürgerlichen Kultur zu verdanken. Die bürgerliche Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts repräsentierte stolz diese Errungenschaft und sie ist bis weit in die Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zu beobachten (vgl. Frevert 1996, S70f). Rohde-Dachser weist darauf hin, dass es immer problematisch wird, wenn solche kulturell manifesten Rollenmuster psychoanalytisch hinterfragt werden (vgl. Rohde-Dachser 1998, S20).

Neben Freuds Werken beruht auch Fast's Arbeit auf einer dichotomisierten Aufspaltung in männlich versus weiblich.³ Dies ist schon anhand des inhaltlichen Aufbaus der Arbeit „Gender Identity“ festzustellen, in der sie die weibliche von der männlichen Entwicklung getrennt beschreibt. Ein weiteres Indiz dafür stellt das Theoriegerüst der Geschlechterdifferenzierung dar. In diesem Sinne ist in der Arbeit von Fast im Vorwort von Rohde-Dachser und Mertens folgender Wortlaut zu finden:

„Fast macht deutlich, wie wichtig es für beide Geschlechter ist, die anatomische Differenz der Geschlechter nicht zu verleugnen, sondern sich schrittweise mit ihr auseinanderzusetzen. Beide Geschlechter müssen sich mit der Kränkung befassen, die darin besteht, aus der egozentrischen Position „Alle müssen anatomisch genau so beschaffen sein wie ich, niemand darf mehr oder etwas anderes haben als ich selbst“ herauszufinden. Dazu sind verschiedene Schritte notwendig. [...] Die Verleugnung muss –

³ Dies impliziert die Annahme, dass sowohl Männlichkeit als auch Weiblichkeit in bestimmte voneinander getrennte Schemata eingeordnet werden könnten, die keine Übereinstimmung und kein nebeneinander Existieren zulassen.

wie im Fall des Jungen, der in einer Art schockartigen Traumatisierung der Wahrnehmung der weiblichen Genitalien zunächst abschwört – schrittweise aufgegeben werden; die idealisierende Aufwertung des eigenen Geschlechts und die Abwertung des anderen mit der im Unbewußten [sic] anzutreffenden Umkehrung muß [sic] einer realistischen Anerkennung der eigenen und der fremden Anatomie und den damit einhergehenden Möglichkeiten weichen [...].“ (Rohde-Dachser et al., In: Fast 1991, SVI)

Weiter heißt es:

„Die Differenzierungsleistung in geschlechtlicher Hinsicht führt zu einem wirklichen Stolz darauf, ein Mann oder eine Frau zu sein, in der Anerkennung der eigenen Möglichkeiten, aber auch der geschlechtsspezifischen Grenzen.“ (Rohde-Dachser et al., In: Fast 1991, SVII)

In diesem Zusammenhang übt Quindeau an der Differenzierungstheorie von Fast scharfe Kritik. Sie bezieht sich auf Bassin (1992), die der Ansicht ist, dass ein männliches Kind in der phallisch-ödipalen Phase nicht einfach so alles Weibliche aufgeben kann, nur weil dies nicht zu den objektiven Definitionen von Männlichkeit passt. Wenn Fast dies aber behauptet, dann vergisst sie auf die weiterführende Wirksamkeit der verleugneten Selbstrepräsentanzen im Unbewussten. Rohde-Dachser meint, dass dieses Konzept einer „kulturellen Selbstverständlichkeit“ (Rohde-Dachser 1998, S19) unterliegt. Das heißt, dass unsere gesellschaftlich geprägte Kultur eine bestimmte Vorstellung von Mann und Frau hat. Ob wir Mädchen oder Bub, Mann oder Frau sind, ist zwar biologisch festgelegt (siehe Maccoby Kapitel 2), wie wir aber z.B. das Mädchen-Sein oder Mann-Sein erleben und leben, wird über einen komplexen Sozialisationsprozess hergestellt und ist nicht von Natur gegeben. Im Tradierungsprozess lernt das Kind von Geburt an, was es bedeutet, in unserer westlichen Kultur ein Mädchen oder Bub zu sein, was oft in Anlehnung an den zuvor genannten Stereotypen erfolgt.

Eine Differenzierungsphase, die eine strikte Polarisierung zwischen den Geschlechtern postuliert, ist auch bei Greenson (1968) zu finden. Dieser wollte den Schritt der „Ent-Identifizierung“ beim Knaben als normale Entwicklungsvoraussetzung etablieren, weil er davon ausging, dass ein Junge ohne diesen Entwicklungsschritt verweiblichen würde, was eine Störung der männlichen Identität nach sich zieht (vgl. Mertens 1998, S46). Dass die strikte Trennung in Männlichkeit und Weiblichkeit problematisch für die Entwicklung der

Geschlechtsidentität des Jungen ist, hat Brandes thematisiert. Er beschreibt sie sogar als schwerwiegende Problematik. Sobald nämlich die strikte Abgrenzung zwischen den Geschlechtern vorgenommen wird, ergibt sich auch automatisch eine Zuordnung zu bestimmten Aufgabenbereichen. Strukturelle Bedingungen, die Frauen an das Häusliche binden und damit die Folge haben, dass diese Frauen die Kindererziehung und den Haushalt alleine bestreiten müssen, während Vätern der öffentliche Raum vorbehalten bleibt, erschweren die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität. Unter derartigen Umständen wachsen die Kinder nämlich allein mit der Mutter und anderen Frauen im intimen Bereich des Hauses auf, während sie zum öffentlichen Bereich der Männer kaum bis gar keinen Kontakt haben. Damit erleben Jungen einen Bruch im Identifizierungsprozess, während Mädchen eine relativ geradlinige Entwicklung bis zum Frau-Sein durchleben.

Dieses Argument widerlegt die Sichtweise von Freud, der wie oben beschrieben von einer unkomplizierten männlichen Entwicklung ausging. Brandes bezieht sich auf Margaret Mead (1949), die dazu Ende der 1940er-Jahre schrieb, dass das erste Beziehungserlebnis des Mädchens ein Erlebnis zur Nähe ihrer eigenen Natur sei, während der Bub lernen müsse, sich von der ersten Bezugsperson zu unterscheiden. Mead sieht in der Mutter die Funktion eines Spiegelbildes für das kleine Mädchen. Sie ist die Grundlage für die Identifikation des Mädchens. Die Identifizierung ist nicht über Umwege zu erreichen, sondern kann direkt und auf einfachem Wege erfolgen. Damit meint sie, dass das Mädchen lernt, dass sie eine Frau ist und daher einfach nur abwarten muss, bis es Kinder gebären kann. Der Junge hingegen ist dem Druck der Leistung unterlegen. Er muss erst hart arbeiten, um in die Bereiche der erwachsenen Männer eindringen zu können, wobei der Erfolg nicht gesichert scheint (vgl. Brandes 2001, S54f). Wenn Mead beim Wort genommen wird, so kann daraus geschlossen werden, dass Jungen durch den fehlenden Kontakt zum männlichen Identifikationsobjekt einen vielfach schwereren Entwicklungsweg zu bewältigen haben als Mädchen. Nicht nur Brandes und Mead sind dieser Auffassung. Der Theoriestrang zieht weite Bahnen in der psychoanalytischen Literatur. Da die Pflege und Erziehung von Säuglingen, Kleinst-, Klein- und Schulkindern in den öffentlichen Betreuungseinrichtungen heute immer noch zu einer hohen Zahl Mütter und Frauen übernehmen, müssen Burschen einige Jahre lang auf männliche Vorbilder im Alltag verzichten (vgl. Matzner 2008, S83ff). Dass dies nicht ohne Folgen für den Jungen bleibt, wird uns an anderer Stelle dieser Arbeit noch beschäftigen. Was hier jedoch wichtig erscheint, ist die Erwähnung des heutigen theoretischen Diskurses über

die Entwicklung der Geschlechtsidentität. Denn wie in vorangegangenen Ausführungen und im folgenden Kapitel gleich zu erkennen sein wird, legt die scientific community heute hohen Wert auf die Aufhebung der strikten Polarisierung im Entwicklungsprozess zur männlichen Geschlechtsidentität.⁴

2.4 „STABILE MÄNNLICHE GESCHLECHTSIDENTITÄT“ AUS HEUTIGER PSYCHOANALYTISCHER SICHT

Mertens Auffassung von „Geschlechtsidentität“ fasst schon ziemlich genau die heutige psychoanalytische Sichtweise auf diesen Begriff. Um ihn in aller Deutlichkeit darzulegen, soll hier Teising (2008) Auseinandersetzung mit dem Begriff festgehalten werden. Seine Gedanken zum Identitätsbegriff beleben die Ausführungen aus Kapitel 2, denn er geht davon aus, dass Identität „Kohärenz und Kontinuität des emotionalen wie kognitiven Erlebens [beinhaltet] [...] gleichzeitig [findet] eine fortlaufende Wechselbeziehung zwischen Bestehendem und Neuem [statt]“ (Teising, 2008, S148ff). Er schlägt also eine Brücke zwischen dem Bestehenden und dem Fluktuierenden und ermöglicht damit eine Verbindung von beiden. Teising greift ein Zitat von Schneider (2006) auf, der seiner Meinung nach einen wichtigen Aspekt von Identität berücksichtigt. Bei Schneider geht es um „die Herstellung einer subjektiven, also von innen her gesehen einigermaßen zuverlässigen Sinn- und Ordnungshaftigkeit, von Selbst- und sozialer wie natürlicher Welt [...] versus einem namenloses Chaos [...]. Jede solche „Positivität“ (ebd.) trägt in sich die Abwehr des in ihr nicht Realisierten, das durch sie zwar ausgeschlossen, prinzipiell aber ebenfalls verwirklicht ist [...] etwas, was dem Bestehenden entgegengesetzt ist, seinerseits aber auch verwirklicht sein oder werden könnte [...]. Somit sind wir nicht nur die, die wir sind, sondern auch, was wir nicht sind (Schneider zit. n. Teising 2008, S148). Teising benützt Schneiders Definition zur Verknüpfung seiner eigenen Ideen zur Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität. Zu Schneiders „Positivität“ männlicher Identität gehört nämlich laut Teising die Möglichkeit des Weiblichen (vgl. Teising 2008, S148). Diese Annahme deckt sich mit Mertens Auffassung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität. Zur Erinnerung soll hier noch einmal eine seiner Definitionen angeführt werden:

⁴ Nicht nur bei der männlichen, sondern auch der weiblichen Geschlechtsidentität wird großer Wert auf die Integration sowohl männlicher als auch weiblicher Anteile gelegt.

„Das Konzept der Geschlechtsidentität umfaßt [sic] bewußte [sic] und unbewußte [sic] Phantasien über eine individuelle Kombination von Männlichkeit und Weiblichkeit, wie sie aufgrund biologischer, psychologischer, sozialer und kultureller Faktoren zustandegekommen sind“ (Mertens 1998, S37).

Eine Entwicklung, die die Integration sowohl männlicher als auch weiblicher Anteile ermöglicht, ist durch zahlreiche Krisen gekennzeichnet. Der Junge verspürt den Wunsch sich mit dem Weiblichen zu vereinen, gleichzeitig muss er sich aber auch von ihr entfernen, da er seine eigene beziehungsweise eine andere Geschlechtsidentität entfalten möchte. Teising zieht Diamond (2004) heran, der in diesem Zusammenhang von einer „initialen männlichen Geschlechtskrise“ spricht (vgl. Teising 2008, S150). Bei der stabilen männlichen Geschlechtsidentität spielt die Weiblichkeit eine ebenso bedeutende Rolle wie die Männlichkeit. Wie sich diese Entwicklung abspielt und durch welche Krisen und Brüche sie sich ausgestaltet, soll in den folgenden Kapiteln gezeigt werden.

2.4.1 Die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität – präödipale und ödipale Phase

Die frühe Entwicklungsphase verdient deshalb besondere Betrachtung, da hier elementare Entwicklungsaufgaben für das weitere Leben bewältigt werden. Einige wichtige Grundbausteine, die sich entfalten, sind unter anderem das „Erleben eines abgegrenzten und eigenständigen Selbst, die zwischenmenschliche Regulation von Nähe und Distanz, „die Fähigkeit zur Ambivalenz und eben das Entstehen einer gefestigten Geschlechtsidentität“ (Schon 2000, S45f). Bedeutend für den Kontext dieser Arbeit ist, dass die Geschlechtsidentität schon in einer so frühen Lebensphase, nämlich der so bezeichneten präödipalen Phase, ihre erste Festigung erfährt und sich in den weiteren Phasen des Freudschen Phasenmodells fortsetzt.

Um eine „stabile männliche Geschlechtsidentität“ entwickeln zu können, braucht es eine Vielzahl an Entwicklungsschritten, die der Junge durchleben muss. Dabei müssen auch all seine mitgebrachten Anlagen und die Sozialisationseinflüsse, die im Laufe der Jahre auf ihn einwirken, mitgedacht werden. An dieser Stelle soll an Mertens erinnert werden, der verdeutlicht, dass Kinder eben nicht lediglich Rezipienten sind, sondern schon bestimmte

Konstitutionen mitbringen (siehe Kapitel 2.1). Schultheis et al. beziehen sich in dieser Hinsicht auf Chasiotis und Voland (1998), die davon ausgehen, dass bestimmte Gene erst durch bestimmte Umwelteinflüsse wirksam werden (vgl. Schultheis et al, 2006, S57). Das heißt, dass gewisse Anlagen vorhanden sind, die von Einflüssen aus der Umwelt erst aktiviert werden und damit die Entwicklung des Kindes beeinflussen. Die Säuglingsforschung konnte mittlerweile feststellen, dass ein Baby vom ersten Tag an zu verschiedensten verlässlichen Bezugspersonen eine Beziehung aufbauen kann. Somit ist es auch fähig, mit dem Vater von Beginn an eine innige Beziehung aufzunehmen, sofern es sich um einen verlässlichen Vater handelt, mit dem das Kind überwiegend positiv gefärbte Erfahrungen sammelt. Die Bedeutung des Vaters in frühen Entwicklungsphasen als der präödipalen Phase, hat erstmals Ernst Abelin (1971, 1975) in seinem Triangulierungskonzept betont. Es stellt eine bedeutende Größe bei der Ausbildung der inneren Selbstrepräsentanzen im Kind dar. Dammasch bezieht sich auf eine Studie der Basler Forschungsgruppe um Bürgin und von Klitzing (2001) welche die entwicklungsfördernde Bedeutung des realen, anwesenden Vaters in frühen Lebensabschnitten betont. Die Basler Forschungsgruppe bezieht sich wiederum auf Herzog (1998) der durch Familienbeobachtung den realen, greifbaren Vater, im Gegensatz zum symbolischen Vater, als „Autonomie fördernden Störenfried der mütterlichen Dyade“ (Herzog 1998, zit. n. Dammasch 2008, S22) beschreibt. Er bringe durch sein körperbetontes Spiel die männliche Differenz in das Beziehungsdreieck Mutter-Vater-Kind ein und fördere somit die „Modulation und Organisation der intensiven Affekte“ (ebd.) beim Kind (vgl. ebd., S19ff). Wenn es um die Thematik der Geschlechtsidentität geht, kommt der präödipale Vater immer häufiger im theoretischen Diskurs vor. Aigner ist ebenfalls dieser Ansicht und merkt an, dass in dieser Zeit unter anderem der Grundstein für die Geschlechtsidentität gelegt wird (vgl. Aigner 2002, S340). Im Kontext der Loslösungs-, Individuations- und in Folge dessen der Differenzierungsphase (nach Mahler 1978), die allesamt die Entwicklung der Geschlechtsidentität begründen, nimmt der Vater eine bedeutsame Rolle ein. An dieser Stelle muss auf die Konzeption von Greenson, die sogenannte „Ent-Identifizierung“, zurückgegriffen werden. Hinsichtlich des Geschlechts stellt die Mutter für den Sohn ein „Anderssein“ dar, während der Vater ein „Gleichsein“ verkörpert. Im ersten Lebensjahr nimmt das Kind diese Differenz noch nicht bewusst wahr, doch sobald eine Vorstellung von den Unterschieden vorhanden ist, muss das männliche Kind sich zumindest zum Teil von der Mutter ent-identifizieren, denn sie stellt kein „leibhaftiges Modell“ (Schon 2000, S43) für

Männlichkeit dar. Der Vater hingegen kann als solches zweifelsohne fungieren (vgl. Schon 2000, S43f). Dammasch sieht die Differenzenerfahrung durch die Brille des Triangulierungskonzepts und bestätigt ebenfalls, dass der Junge eine momentane Ent-Identifizierung von der Mutter vornehmen muss. Denn die Entwicklung einer männlichen Identität sei nun einmal auf den männlichen Dritten im Beziehungsdreieck angewiesen (vgl. Dammasch 2008, S31f). Mertens und Teising sind der Auffassung, dass der Knabe in dieser Differenzierungsphase erkennt, dass er nie so sein wird wie seine Mutter. Diese Erkenntnis könne eine Pathologisierung nach sich ziehen, wenn ein haltgebender Vater, mit dem sich der Bub identifizieren kann, fehlt (vgl. Mertens 1998/Teising 2008). Auch Schon weist auf diese Problematik hin und ist davon überzeugt, dass der Junge diese Phase umso leichter übersteht, je früher und je mehr positive Beziehungserfahrungen mit dem Vater erlebt werden (vgl. Schon 2000, S44). Rohde-Dachser zeigt in diesem Zusammenhang auf, dass diese Ent-Identifizierung von der Mutter mit Schmerz und Wut verbunden ist, denn das Zwei-Einheitsgefühl Mutter-Kind geht verloren. Das Kind muss sich mit der Erkenntnis plagen, dass es noch den Vater gibt, der mit der Mutter eine Beziehung hat, aus der es ausgeschlossen ist. In Analogie zu Freuds ödipalem Konflikt spricht Rohde-Dachser von einem Eindringling, der diese „Zwei-Einheit“ (Rohde-Dachser 1998, S22) stört. Das Kind ist dem Versuch erlegen, alles zu unternehmen, um dieses Einheitsgefühl wiederherzustellen, und kann diesen Wunsch auch erstmals äußern. (ebd.)

Dieser Bruch mit der Mutter ist deshalb so problematisch für den Jungen, da das Sicherheit gebende Objekt, die Mutter, verloren geht. Diese Sicherheit kann er erst wieder durch die Identifikation mit dem Vater finden. Die ambivalenten Gefühle, die der Sohn in dieser Situation gegenüber seiner Mutter verspürt, da sie ihn einerseits verschlingen, andererseits seine Autonomiebestrebungen unterbinden möchte (vgl. Schon 2000, S53), können durch die Hilfe des Vaters ausgeglichen werden. Er kann seinem Sohn das Gefühl von Verständnis vermitteln und ihm begreifbar machen, dass Menschen nicht verschwinden oder gar sterben, wenn man sich von ihnen löst oder auf sie wütend ist (vgl. Diamond 2010, S64f). Diese Ent-Identifizierungstheorie ist in der psychoanalytischen Literatur jedoch nicht unumstritten. Quindeau ist der Meinung, dass sich durch die Ent-Identifizierung von der Mutter eine „eingeschränkte, gleichsam halbierte Männlichkeit“ (ebd.) entfaltet. Denn nur die Identifizierung mit den weiblich-mütterlichen als auch den männlich-väterlichen Anteilen erlaubt die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität (vgl. Quindeau 2009,

S147). Wahrscheinlich spricht Schon daher von einer „partiellen Ent-Identifizierung“ (Schon 2000, S44) und vielleicht legen Mertens (1994/1998), Brandes (2001) und Teising (2008) deshalb so viel Wert darauf, dass auch die weiblich-mütterlichen Anteile weiterhin bestehen bleiben und um die männlich-väterlichen ergänzt werden. Offenbar sind auch sie der Meinung, dass diese Ent-Identifizierung keinen endgültigen Prozess, sondern eine Übergangssituation darstellt. Womöglich kann in dieser Hinsicht ebenfalls von einer Phase der Latenz die Rede sein, was bedeutet, dass vorerst die mütterlich-weiblichen Anteile ruhen, um die väterlich-männlichen Attribute einüben zu können, damit später einmal beides gelebt werden kann. Denn wie Quindeau bei der Kritik an Fast erwähnt, bleiben die frühen innerpsychischen, unbewussten Selbstrepräsentanzen, die sich das Kind in den ersten Lebensjahren aufgebaut hat, erhalten (vgl. ebd. 2008, S200). Die Ent-Identifizierung und die damit einhergehende Erkenntnis der Geschlechterdifferenz muss nicht mit dem negativen Beigeschmack des Endlichen und Abwertenden begriffen werden. Benjamin rückt Fast's (1991) Konzept der Differenzierung ins Zentrum und äußert sich im Gegensatz zu Quindeau positiv zu dieser theoretischen Konstruktion. Die Differenzierung und die damit einhergehende Erkenntnis des Jungen, im Gegensatz zur Mutter einen Penis zu besitzen und sich demnach zum Mann zu entwickeln, bedeutet nach Fast nicht gleich die Ablehnung von allem weiblich Konnotiertem, sondern stellt lediglich Enthaltsamkeit dar (vgl. Benjamin 1990, S163). Sich einer Sache zu enthalten hat nicht die Bedeutung von Abwertung, sondern stellt einen Verzicht einer möglicherweise sogar geliebten Sache dar. Wenn der Knabe eine Ent-Identifizierung von der Mutter, vom Weiblichen, vornehmen muss, um seine männliche Geschlechtsidentität einüben zu können, so bedeutet dies nicht gleichzeitig, dass er die Weiblichkeit abwerten muss. Es geht lediglich um die Differenzierung von männlich und weiblich und nicht um einen Bewertungsprozess.

2.4.2 Die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität –

Latenzphase

Nach der ödipalen Phase kommt es nach traditioneller psychoanalytischer Sichtweise zu einer Sublimierung der infantilen sexuellen Regungen. Konkret bedeutet das, dass die Energie der kindlichen Sexualregungen zu einem großen Teil oder sogar ganz auf andere Ziele abgewendet wird, was nach Freud „kulturelle Leistungen“ begünstigt beziehungsweise

ermöglicht. Damit kehrt Ruhe nach dem vorangegangenen „ödüalen Sturm“ ein, was Freud und andere PsychoanalytikerInnen dazu veranlasst, von einer Latenzphase zu sprechen.

„Um das Bild des infantilen Sexuallebens zu vervollständigen, muß [sic] man hinzunehmen, daß [sic] häufig oder regelmäßig bereits in den Kinderjahren eine Objektwahl vollzogen wird, wie wir sie als charakteristisch für die Entwicklungsphase der Pubertät hingestellt haben, in der Weise, daß [sic] sämtliche Sexualstrebungen die Richtung auf eine einzige Person nehmen, an der sie ihre Ziele erreichen wollen. [...] Man kann es als typisches Vorkommnis ansprechen, daß [sic] die Objektwahl zweizeitig, in zwei Schüben erfolgt. Der erste Schub nimmt in den Jahren zwischen zwei und fünf seinen Anfang und wird durch die Latenzzeit zum Stillstand oder zur Rückbildung gebracht; [...] Der zweite setzt mit der Pubertät ein und bestimmt die definitive Gestaltung des Sexuallebens“ (Freud 2000, S104f).

Lothar Schon drückt mit eigenen Worten aus, was er unter dieser sogenannten Latenzphase versteht. Er spricht von einer „progressiven Bewegung“ (Schon 2000, S74), das heißt weg von den Konflikten der vergangenen Jahre hin zu einer konfliktfreieren Beziehung mit den Eltern (ebd.). Helene Deutsch beschreibt die Phase der Latenz mit folgenden Worten:

„Während der Latenzperiode treten die Interessen des Kindes an sexuellen Dingen zurück, ohne dabei gänzlich zu verschwinden. Die ganze innere Dynamik, alle Kräfte können in dieser Periode schwächerer Sexualtriebe zur ungehemmten Entwicklung des Ichs verwendet werden. Die Erziehung stärkt das Ich in seinem Befreiungskampf von den infantilen Triebkräften und hilft ihm, sich der Wirklichkeit und der Umwelt anzupassen. Im Rahmen der Familie sollen die infantilen Bindungen von den Schlacken der Sexualtriebe befreit werden. Zärtlichkeit soll an Stelle von Triebbedürfnissen treten, Aktivität an Stelle von infantilen Aggressionen usw.“ (Deutsch 1988, S8).

Helene Deutsch will die infantilen sexuellen Regungen schlummernd im Kind bewahrt sehen. An deren Stelle treten, nach Deutsch, „Zärtlichkeit und Aktivitäten“. Nach Freud stellen diese „zärtlichen Strömungen [...] die unbrauchbar gewordenen Sexualstrebungen der infantilen Paternaltriebe [dar]. Die Objektwahl der Pubertätszeit muß [sic] auf die infantilen Objekte verzichten und als sinnliche Strömung von neuem beginnen“ (Freud 2000, S105). Peter Blos kann den Behauptungen von Freud und Deutsch nicht zustimmen, denn nach neuen Erkenntnissen sei klar, dass die infantilen sexuellen Regungen nicht völlig verschwinden.

Klinische Untersuchungen beweisen, dass sich die infantilen „sexuelle[n] Gefühle in Onanie, Voyeurismus, Exhibitionismus und sado-masochistischen Betätigungen ausdrücken“ (Blos 1983, S67). Er betont, dass in dieser Phase kein neues Triebziel hinzukommt. Das was sich jedoch verändert, ist die Kontrolle über die Triebe durch das Ich und das Über-Ich (ebd.).

PsychoanalytikerInnen verschaffen der Vater-Sohn-Beziehung in dieser Phase besonderen Raum, zumal der Sohn in dieser Zeit die Aktivitäten mit dem Vater favorisiere. Es kann eine intensive Verbindung zwischen Vater und Sohn entstehen, welche der Beziehungskonstellation zwischen Mutter und Sohn in frühen Jahren ähnelt. Schon Lothar schreibt, dass ein liebevoller, nährender Vater, der dem Sohn auch üblicherweise an das weibliche Geschlecht gebundene Gefühle und Aktivitäten bietet, den Entwurf von Männlichkeit im Sohn vertiefen und stärken kann. Dadurch wird es dem Buben möglich, diese Attribute in sein männliches Selbstkonzept aufzunehmen, was eine Stereotypisierung von Männlichkeit aufheben kann. Schon meint mit diesem Männlichkeitsentwurf den Begriff der „expressiven Männlichkeit“, wie er bei Diamond (1994) zu finden ist. Diese setzt voraus, dass der Vater über eine gefestigte männliche Geschlechtsidentität verfügt, mit der er eine klare Haltung gegenüber der Gesellschaft ausdrücken kann und vor allem einen liebevollen Gefühlsaustausch mit dem Sohn zulässt (vgl. Schon 2000, S74ff). Lothar Schon bindet an dieser Stelle deutlich die Weiblichkeit ein, die, wie wir schon gehört haben, einen ebenso bedeutenden Faktor für eine stabile männliche Geschlechtsidentität einnimmt wie die Männlichkeit.

In dieser Zeitspanne entsteht ein erstes Gewissen und das Kind wird zunehmend fähig, sich in andere Menschen einzufühlen. Weiters ist es dazu fähig, einen Perspektivenwechsel einzunehmen. Die Intelligenz nimmt zu und die Ich-Interessen erweitern sich. Im kognitiven Bereich findet eine erhebliche Entwicklung statt. Mertens bezieht sich auf Piaget, der diesem Alter die „Phase der konkreten Operationen“ zuordnet, das heißt, dass das Kind im Gegensatz zu vorher nicht mehr an die reale Anschauung gebunden ist. Es weicht also das magische Denken einer realitätsbezogenen Auffassung von der Welt. All diese Entwicklungsschübe führen dazu, dass die ödipalen Aggressionen im Kind abschwelen und eine Distanz zu den ödipal-inzestuösen Strebungen aufgebaut wird. In dieser Phase wird die Geschlechtsrolle überarbeitet, da es dem Kind nun möglich wird, seine biologische Determination mit den sozialen Rollenbildern in Beziehung zu setzen. Gegebenenfalls wird ein erstes Hinterfragen „stereotyper (stereotypisch wird eher abwertend verwendet) Verhaltensweisen“ möglich. Ist

ein väterliches Vorbild vorhanden, mit dem sich der Bursche identifizieren kann, dann festigt sich in dieser Phase die männliche Geschlechtsrolle des Jungen. Diese Festigung wird aber auch immer wieder durch die wiederkehrenden Kastrationsängste erschüttert. Burschen neigen in dieser Phase dazu, ihren „phallischen Narzissmus“ durch phallisches Protzgehabe, das Vermeiden von Mädchen oder durch das Herabsetzen von Mädchen abzusichern. Außerdem erweitert sich der Kreis der möglichen Identifikationsobjekte. Nicht mehr nur der Vater, sondern auch andere erwachsene Männer und die Peergroup sorgen für Identifikationsmöglichkeiten und damit für die Entwicklung eines „männlich getönten Ich-Ideals“ (vgl. Mertens 1994a, S117ff). Besonders wichtig werden in dieser Phase aber die Freunde. Denn zumeist bewegen sich die Burschenfreundschaften im annähernd gleichen Altersstatus. Auf dieser Basis werden Erlebnisse und Probleme gemeinsam verglichen, geprüft und Lösungen gesucht (vgl. Seiffge-Krenke et al. 2005, S268). Die Kontakte zu anderen männlichen Personen spiegeln die Vater-Sohn-Beziehung wider. Dadurch gelingt es dem Jungen mögliche weibliche Identifikationen zurückzuweisen und zu unterdrücken, denn diese sind, zumindest jetzt noch, eine Bedrohung für die sich entwickelnde männliche Geschlechtsidentität (vgl. Mertens 1994a, S127).

2.4.3 Die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität - Adoleszenz

Die Adoleszenz stellt im Gegensatz zur Latenzphase wieder eine stürmische Zeit dar. Für die Entwicklung der Geschlechtsidentität nimmt gerade diese Phase eine besondere Bedeutung ein. In der Psychoanalyse wird die Pubertät in fünf Entwicklungsperioden eingeteilt. Zwischen dem zehnten und elften Lebensjahr setzt die „Präadoleszenz“ (Mertens 1994a, S133) ein, die sich bis ins dreizehnte Lebensjahr erstrecken kann. Beobachtbare körperliche Veränderungen, die mit dieser Zeit einhergehen, machen offensichtlich, dass sich die Kindheit dem Ende nähert und die ersten Schritte ins Erwachsenenleben gesetzt werden müssen. Sobald der Junge seine erste „Ejakulation“ (ebd.) erlebt und damit seine Fortpflanzungsfähigkeit einsetzt, spricht Hagemann-White vom Einsetzen der männlichen Pubertät. Die darauffolgende Phase wird in Fachkreisen „Frühe Adoleszenz“ (ebd) genannt, die bis zum fünfzehnten Lebensjahr andauern kann. Neue Forschungen, die sich nicht an Trieben und den starken körperlichen Veränderungen orientieren, ergaben, dass Jugendliche in dieser Zeit von starken Stimmungsschwankungen betroffen sind. Als Auslöser wird ein

starkes kognitives Ungleichgewicht beschrieben. Triebtheoretisch gesehen stellt die „Frühe Adoleszenz“ eine Weiterentwicklung der genitalen Triebstrebungen dar. Dies führt zu einer verstärkten inzestuösen Hinwendung. Mertens bezieht sich auf Blos (1962), der davon ausgeht, dass die Umbesetzung der infantilen Liebesobjekte auf zumeist nicht existente, gewünschte Liebespartner zu einer Schwächung des „Über-Ichs und des Identitätsgefühls“ führt. Die Jugendlichen müssen in dieser Zeit damit fertig werden, dass sie nicht mehr das kleine Kind von damals sind und sie wollen es auch nicht mehr sein. Die Selbstauffassung verändert sich und damit auch das Bild des Kindes, das die Eltern bis dahin von ihm/ihr hatten, womit sich der/die Adoleszente auch jahrelang identifiziert hat. Die Umstrukturierung des Bildes von sich selbst führt zu einer starken Labilität der Selbstwertregulierung (vgl. Mertens 1994a, S133ff).

Damit ein neues Selbstbild entstehen kann, muss sich der Jugendliche nun mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Geschlechterbildern auseinandersetzen. Für den Burschen nimmt hier der Vater wieder eine bedeutende Funktion ein, da er als Repräsentant der erwachsenen Männlichkeit steht. Der Junge kann anhand des Vaters lernen, was es bedeutet, ein Mann in seiner spezifischen Kultur zu sein. Die Forderung „zum Mann werden“ wird von der Gesellschaft in den Raum gestellt und zwingt den Burschen wieder einmal auf die mütterlich-weiblichen Anteile zu verzichten. Diese müssen erst langsam ins Selbstbild und Selbstgefühl als Mann integriert werden (vgl. Flaake 2005, S117). Die Mittlere Adoleszenz setzt mit etwa vierzehn/fünfzehn Jahren ein. Das Hervorheben der Männlichkeit und das Verdrängen der Weiblichkeit werden noch einige Jahre in Anspruch nehmen. Es zieht sich sozusagen wie ein Roter Faden durch die gesamte Adoleszenz. Erst spät wird der Junge die abgespaltene Identifizierung mit der Mutter wieder aufnehmen und in sein männliches Selbstbild integrieren können. Ihr Ende findet die Mittlere Adoleszenz mit der Spätadoleszenz im etwa sechzehnten bis siebzehnten Lebensjahr. Die männliche Geschlechtsidentität des Jugendlichen erfährt eine Konsolidierung. Die Spätadoleszenz wird von der Postadoleszenz mit circa neunzehn bis zwanzig Jahren abgelöst und findet ihr Ende erst ungefähr gegen Ende des fünfundzwanzigsten Lebensjahres. Dies ist vor allem in Industriestaaten der Fall (vgl. Mertens S133ff).

Die Veränderungen auf der psychischen Ebene gehen also mit den stillgelegten sexuellen Regungen aus der Latenzphase einher. Sie erfahren eine Wiederbelebung, aber nicht im einstigen ödipalen Verständnis, sondern im erwachsenen Sinne, als reale Sexualitätswünsche

(vgl. Mertens 1994a, S133ff). Freud spricht von einer Umgestaltung des infantilen Sexuallebens zur endgültigen normalen Sexualität (vgl. Freud 2000, S112). Die heftig hereinbrechenden sexuellen Phantasien richten sich zunächst auch unbewusst auf die Bezugspersonen aus der Kindheit. Da es nun aber um die Sexualität auf der Erwachsenenenebene geht, sind Abgrenzungs- und Trennungsprozesse von den familiären Objekten vonnöten. Dies stellt einen schmerzlichen aber notwendigen Prozess für die psychische Entwicklung des Jugendlichen dar und ist deshalb so schwierig, weil es um ein ständiges Hin- und Herschwanken von Veränderung und Festhalten von Bestehendem geht. Einerseits sind die Eltern mit Entwertungen durch ihren Sohn konfrontiert, andererseits möchte der Bursche an der kindlichen Nähe zu den Eltern festhalten, was zu Widersprüchen und damit zu unterschiedlichsten Problemkonstellationen führt (vgl. Flaake 2005, S99ff). Mertens spricht von einer Art Trauerzeit oder gar depressiven Phase, wenn der Jugendliche damit kämpft, sich von seinen frühen Liebesobjekten aus der Kindheit zu lösen. Von Geburt an hat sich die Liebe zu den Eltern verändert. Am Beginn stand die orale Liebe. Darauf folgte eine zärtlich, idealisierte Liebe, doch nun geht es um einen Abbruch dieser Liebe, wenn auch nicht für immer. Wie schon oben erwähnt spricht man in der Psychoanalyse von einem Abziehen der liebevollen Gefühle für die Eltern von den inneren Selbstrepräsentanzen. Diese abgezogenen Gefühle werden auf nicht real existierende Beziehungsrealitäten projiziert. Damit ergibt sich für den Jugendlichen eine intensive Phase von Idealisierung und Einsamkeit. Die sexuellen Wünsche streben danach, ein nicht-inzestuöses Liebesobjekt zu finden. Dieses Liebesobjekt tritt oftmals abrupt in Erscheinung und wird zur Gänze idealisiert. Doch schon nach wenigen Wochen oder Monaten ist wieder Schluss mit der kürzlich eingegangenen Verbindung. Diese kurzlebige Jugendliebe stellt eine Erprobung des Umgangs mit unangenehmen Affekten wie Trauer und Depression dar, wird öfter wiederholt und bezieht sich eigentlich auf den Loslösungsprozess von den Eltern. Im besten Falle gelingt es dem Adoleszenten, immer besser mit diesen Gefühlen umzugehen, was ihm dabei hilft, den Trennungsschmerz leichter zu verkraften (vgl. Mertens 1994a, S133ff).

Josef C. Aigner (2002) bezieht sich bei der Thematik der Adoleszenz auf Blos (1990), der dem negativen Ödipuskomplex eine längere „Überlebensdauer“ zuschreibt als dem positiven. Im besten Falle findet der positive ödipale Konflikt zu Beginn der Latenzzeit sein Ende, während der gleichgeschlechtliche Ödipuskomplex erst im Laufe der Adoleszenz seine Lösung findet. Dabei wird aber der Wunsch nach Nähe zum Vater verdrängt und es kommt zu

einer Ent-Idealisierung des einst so geliebten männlichen Vorbildes. Dahinter steckt aber der Wunsch, den starken, geliebten Vater aus Kindertagen wiederzubeleben, der ihn vor den verwirrenden Gefühlen der Adoleszenz und den wieder auftretenden Ängsten vor der mysteriösen Frau beschützt. Erst wenn der Vater ent-idealisiert werden kann, ist nach Blos der negative ödipale Konflikt gelöst (vgl. Aigner 2002, S338). Das, was Blos hier beschreibt, hebt einmal mehr die Ängste der Jungen vor der Weiblichkeit hervor. Aigner besteht darauf, den negativen Ödipuskomplex keineswegs mit Passivität und Homosexualität gleichzusetzen. Vielmehr geht es um das Aufgeben der Rivalitätsgefühle gegenüber der Mutter und das Wahrnehmen des realen Vaters, also ohne Idealisierung oder Entwertung (ebd., S339). Wie Aigner so schön als letzte Worte in einem Kapitel seines Werkes „Der ferne Vater“ (2002) vermerkte, stehen am Ende einer erfolgreich überstandenen Adoleszenz

„Söhne [die] – entsprechend dem Wunsch des Freudschen Ichs, vom Über-Ich wie vom Vater geliebt zu werden – die Vatererfahrung einerseits als ge- und verbotende Instanz im Über-Ich und andererseits als idealisierte Instanz in einem reifen Ich-Ideal integriert haben“ (Aigner 2002, S352).

In der scientific community ist oft auch von der Adoleszenz als zweiter Chance die Rede. Das bedeutet, dass die Anstrengungen der Jugendphase lange Zeit unterschätzt wurden (vgl. Mertens, 1994a, S142). Einige Autoren wie Eissler (1958) und Blos (1967) vertreten die Ansicht, dass in der Adoleszenz ein sogenannter zweiter „Individuationsprozess“ (Mertens 1994a, S142) einsetzt. Die psychische Aufgabe des Jugendlichen ist es, sich von den „verinnerlichten Objektrepräsentanzen“ (ebd.) aus der frühen Kindheit loszulösen. Im Gegensatz dazu muss das Kleinkind die mütterlichen Anteile erst als über die Zeit hinweg verbleibende Repräsentanzen (ebd.) verinnerlichen, um sich dann von der Mutter loslösen zu können. Auch die moderne Säuglingsforschung kann mit der Theorie der prägenden Phasen aus der frühen Kindheit wenig anfangen und spricht lieber von einem „epigenetischen Prinzip“ (ebd., S143). Mertens bezieht sich auf Erdheim (1982), der der Ansicht ist, dass die frühe Kindheit nicht die Ursache „allen Übels“ ist und möchte, dass der Adoleszenz dahingehend viel mehr Beachtung geschenkt wird. Die Phase der Adoleszenz stellt demnach keine bloße Wiederholung der frühen Kindheit dar (vgl. Mertens 1994a, S142ff). Das bedeutet, dass das Wiedererwachen der ödipalen Konflikte nicht mit einer Wiederholung

gleichgesetzt werden kann. Mertens ist sogar der Auffassung, dass die Kindheitsneurosen nicht direkt mit den Erwachsenenneurosen verbunden sind (vgl. ebd.). Vielleicht ist dies auch ein Versuch, sich von der heute anerkannten Wichtigkeit des frühen Vaters wieder abzuwenden, weil sich diese Tatsache mit der heute gängigen marktwirtschaftlichen Lage kaum beziehungsweise nicht vereinbaren lässt. Immerhin sind Väter in den Karenzmonaten⁵ immer noch äußerst marginal vertreten.

Petri hingegen meint, dass in der Biographie erwachsener Männer, die unter „Neurosen, Depressionen, schweren Persönlichkeitsstörungen, Schizophrenie, Drogen- und Alkoholsucht leiden und bei Selbstmördern“ gehäuft Vaterdeprivation vorzufinden ist (Petri 1999, S163).

Gestützt auf Eisenberg und Gronemeyer (1996) ist Aigner (2002) der Überzeugung, dass eine nicht vorhandene stabile frühe Eltern-Kind-Beziehung, vor allem die Vater-Sohn-Beziehung, zu schwach ausgeprägten elterlichen Ge- und Verboten im Über-Ich führt. Damit werden Aggressionen freigesetzt, die zu Gewalthandlungen in der Adoleszenz führen können (vgl. ebd., S187f). Bei Aigner spielt dabei insbesondere der negative Ödipuskomplex eine bedeutende Rolle. Wenn dem Jungen nämlich ein „positiv besetzbarer Vater“ (ebd., S192) aus früher Zeit fehlt, kann der Jugendliche nicht auf „positive Elternfiguren“ (ebd. 193) aus der frühen Kindheit zurückgreifen und bedient sich daher gesellschaftlicher Leitbilder, die oft unerreichbar bleiben (vgl. ebd., S192f).

Aigner und Petri erkennen also bezüglich Vaterdefiziten einen wesentlichen Zusammenhang zwischen der frühen Kindheit und späteren Auswirkungen. Für Aigner ist von entscheidender Bedeutung, ob ein Junge den vollständigen Ödipuskonflikt positiv bewältigt hat oder nicht. Denn nur durch einen positiven Ausgang können sich die elterlichen Moralvorstellungen im Über-Ich ausbilden, was für die weitere Entwicklung, besonders aber in der Pubertät von

⁵ Leben kleine Kinder unter drei Jahren im Haushalt, spielt für Frauen neben Teilzeit vor allem Elternkarenz eine wichtige Rolle. Väter mit aufrechtem Dienstverhältnis, die Karenz- bzw. Kinderbetreuungsgeld beziehen, gibt es laut den Daten des Hauptverbandes – trotz steigender Tendenz – immer noch wenige (2002: 1.290; 2009: 3.553). Bezogen auf das **Ausmaß der Erwerbstätigkeit** überwiegt bei Männern mit Kindern unter 15 Jahren der Anteil der Vollzeitbeschäftigten (87%). Frauen mit betreuungspflichtigen Kindern gehen dagegen zu 45% einer Teilzeit- und nur zu 21% einer Vollzeitbeschäftigung nach. Mit zunehmendem Alter der Kinder steigt die Zahl der vollzeitbeschäftigten Frauen an. Die Einschränkung der Erwerbsarbeit geht für viele Frauen jedoch mit einer schlechteren Stellung am Arbeitsmarkt sowie bei der sozialen Absicherung einher. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/gender-statistik/vereinbarkeit_von_beruf_und_familie/index.html, (Download: 4.1.2012)

Bedeutung ist. Frustrationstoleranz und ein gesunder Umgang mit Aggression, das heißt, ohne dass jemand zu Schaden kommt, wird also schon von dieser frühen Zeit eingeübt. Welche Folgen es haben kann, wenn ein Kind diese Möglichkeit nicht hat, wird an anderer Stelle dieser Arbeit noch näher erläutert werden.

2.5 MÖGLICHE STÖRUNGEN DER MÄNNLICHEN GESCHLECHTSIDENTITÄT UND GESCHLECHTSROLLENIDENTITÄT

Um der Thematik der Entwicklung der Geschlechtsidentität in diesem Kapitel gerecht zu werden, soll an dieser Stelle noch einmal hervorgehoben werden, dass es sich dabei um einen vielschichtigen, schwer fassbaren Vorgang handelt, der nicht einfach anhand eines einzigen Defizits in der Lebensbiographie, wie etwa der in dieser Arbeit zu behandelnden Thematik des fehlenden Vaters, fest gemacht werden kann. Fest steht allerdings, dass vaterlose Burschen generell stärker von Unsicherheit hinsichtlich der Bildung ihrer männlichen Geschlechtsidentität betroffen sind als Jungen, die mit Vater aufwachsen. Außerdem konnte in Forschungen eruiert werden, dass Knaben, die früh ohne Vater aufwachsen, noch stärker davon betroffen sind als andere, die ihn erst später entbehren müssen. Eine weitere besondere Bedeutung nehmen der Zugang und die Einstellung der Mütter zur Männlichkeit ein. Eine ganze Reihe von Untersuchungen zeigt, dass vaterlose Jungen in ihrer männlichen Geschlechtsrollenidentität zwar nicht eindeutig männlich sind, dies aber nicht gleichzeitig bedeutet, dass sie verweiblicht wären. Die Burschen zeigen häufig sowohl männliche als auch weibliche Attribute, was schon mit dem Begriff „Androgynität“ bezeichnet. Schon merkt noch einmal vehement an, dass sich Männlichkeit und Weiblichkeit nicht gegenseitig ausschließen, da es sich um verschiedene unabhängige Charakteristiken handelt. Menschen können also sowohl über männliche als auch gleichzeitig über weibliche Anteile in der Persönlichkeit verfügen. Dieses Bild scheint aber in unserer Gesellschaft noch nicht wirklich anerkannt zu sein (vgl. Schon 2000, S135ff).

2.5.1 Allgemein: Sexuelle Störungen

Heinemann und Hopf (2008) geben an, dass sexuelle Störungen bei Kindern und Jugendlichen häufig phasisch auftreten, wobei die Geschlechtsidentität eher selten betroffen ist. Tritt jedoch trotzdem eine Problematik in der geschlechtlichen Identität auf, dann sprechen die beiden AutorInnen von den gleichen Diagnosekriterien, wie sie im ICD-10 und DSM-IV zu finden

sind (vgl. Heinemann et al., 2008, S177). In beiden wird eine Geschlechtsidentitätsstörung anhand des Wohlgefühls, einem bestimmten Geschlecht anzugehören, festgelegt. Es wird davon ausgegangen, dass eine Person, die sich in seinem/ihrer Körper oder sich mit seinen/ihren Geschlechtsteilen nicht wohl fühlt oder diese sogar loswerden möchte, von einer Störung in seiner/ihrer Geschlechtsidentität betroffen ist. Im DSM-IV-TR wird zwischen einer Störung im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter unterschieden. Im ICD-10 wird zwischen Burschen und Mädchen und des Weiteren im Erwachsenenalter zwischen Transsexualismus, Transvestitismus unter Beibehaltung beider Geschlechtsrollen und sonstige nicht näher bezeichnete Störungen der Geschlechtsidentität unterschieden (vgl. Korte et al., [28.11.2009], S834-837).

Während Heinemann und Hopf (2008) so selbstverständlich von Transsexualismus als einer, neben zahlreichen anderen, sexuellen Störung sprechen, hält es Richter Appelt für notwendig, mit dieser Krankheitsklassifikation ein wenig vorsichtiger umzugehen, zumal nicht eindeutig klar sei, wie sich der Begriff Transsexualität definieren lässt. Die Schwierigkeit besteht einerseits darin, festzulegen, wie groß der Wunsch des/der Betroffenen sein muss, sich einer geschlechtsumwandelnden Operation unterziehen zu wollen, um von Transsexualismus sprechen zu können. Andererseits ist sich die scientific community nicht darüber einig, wie notwendig und hinreichend die Wunscherfüllung, dem anderen Geschlecht anzugehören, ausfallen muss, um eine Person als transsexuell bezeichnen zu können beziehungsweise zu müssen. Weiters legt Richter-Appelt klar, dass der Terminus Transsexualität veraltet ist, da er aus einer Zeit stammt, in der angenommen wurde, dass betroffene Personen nach diesem operativen Eingriff weiterhin sexuellen Verkehr mit Personen präferieren, die ihrem früheren Geschlecht entsprechen. Das heißt, dass angenommen wurde, dass diese Menschen homosexuell seien und einfach ihr biologisches Geschlecht ändern wollen, um ein/eine geeignete/r Sexualpartner/in für den heterosexuell-orientierten Partner darzustellen. Betroffene Menschen wollen sich dieser Sichtweise entziehen und bestehen sogar darauf, nicht als transsexuell bezeichnet zu werden, sondern, dass von „Transidentität“ gesprochen wird. Es handelt sich nämlich nicht um eine „andersartige Polung“ in sexueller Hinsicht, sondern um eine differente Identität im Gegensatz zu nicht Betroffenen. Aufgrund dieser Unklarheiten kommt es immer wieder zu Vorwürfen bei übereilten operativen Eingriffen und im Bereich der Psychotherapien, insbesondere der tiefenpsychologisch orientierten, zu

Vorwürfen der Vernachlässigung und der inneren Einstellung von Gleichgültigkeit gegenüber dieser Thematik. (vgl. Richter-Appelt 2003, S171f)

Richter-Appelt versucht sich an einer eigenen Begriffsbestimmung:

„Um von einer Geschlechtsidentitätsstörung zu sprechen, muss ein starkes und andauerndes Zugehörigkeitsgefühl zum anderen Geschlecht vorliegen, d.h. das Verlangen oder auch das Bestehen darauf, dem anderen Geschlecht anzugehören. Außerdem muss der Befund eines andauernden Unbehagens im Geburtsgeschlecht oder das Gefühl, dass die Geschlechtsrolle dieses Geschlecht nicht die richtige ist, vorliegen.“ (Richter-Appelt 2003, S173)

„Sexuelle Auffälligkeiten im Kindes- und Jugendalter“ (Heinemann et al, 2008, S177) sind oftmals auf sexuellen Missbrauch zurückzuführen. Es kann sich aber auch um „vorübergehende Durchgangsstadien“ (ebd.) handeln oder um einen unaufgelösten Inzestwunsch mit der Mutter. Eine deutliche Störung der Geschlechtsidentität ist selten zu finden. Kinder, die diese Störung aufweisen, äußern den Wunsch, dem anderen Geschlecht anzugehören, und neigen zu stereotypem Spielverhalten und Verhaltensweisen, die jeweils mehr dem anderen Geschlecht zugeordnet werden (vgl. Heinemann 2008, S179f).

Heinemann und andere nehmen eine Einreihung sexueller Störungen in den Bereich der narzisstischen Störungen vor. Sie wollen im Gegensatz zu Freud (1905) sexuelle Störungen nicht an der Perversion allein festmachen, sondern erläutern in Anlehnung an Stoller (1998), dass [die sexuellen Störungen] den narzisstischen Störungen [zugeordnet werden können.] [Damit kann] die „künstliche Zweiteilung zwischen Neurosen und Perversionen aufgegeben werden“ (Heinemann et al 2008, S178). Der Ausdruck „sexuelle Störungen“ dient der „Abwehr schmerzhafter Affekte. Gefühle, von Angst überwältigt zu werden, werden abgewehrt, indem die ganze narzisstische Konfiguration sexualisiert wird. Durch aktive sexuelle Handlung kann die Situation dann toleriert werden“ (Goldberg, zit. n. ebd.).

In Fachkreisen werden diese Störungen „Sexualisierung als Abwehrmechanismus“ bezeichnet (ebd.). Diese Art von Störung ist, nach Heinemann und Hopf, eine der häufigsten sexuellen Störungen bei Kindern. Sie äußert sich, besonders bei Burschen in ständigen anstößigen, belästigenden Begriffen und Gesten, sogar gegenüber Erwachsenen. Sie tendieren also zu externalisierendem Verhalten, im Gegensatz zu den Mädchen, die sich in die fortwährende Opferrolle bringen. Dass dieses Verhalten vor allem bei Knaben auftritt, erklären Heinemann und andere in Anlehnung an Stoller (1998) damit, dass Burschen Angst haben, ihre männliche

Geschlechtsidentität zu verlieren. Nicht nur die Kastrationsangst spielt dabei eine Rolle, sondern auch die Angst vor der omnipotenten, verschlingenden Mutter. Diese Angst muss abgewehrt werden und äußert sich dann eben in zuvor genanntem ausagierendem Verhalten (vgl. Heinemann et al 2008, S178f).

Ein weiterer Auslöser für sexuelle Auffälligkeiten stellt der fortwährende Wunsch dar, sich mit der Mutter zu vereinigen. Heinemann und andere ziehen Stoller (1968), Chasseguet-Smirgel (1987, 1986) und McDougall (1985) heran, die sagen, dass Mütter dem Jungen oft das Gefühl gäben, er sei der Einzige für sie und er wäre mit seiner kindlichen Sexualität ein gleichberechtigter Partner. Damit verzögert sich die Entwicklung des Buben. Mit dem Übergehen des Ödipuskomplexes verleugnet der Knabe die notwendige Inzestschranke, die vom Vater eingefordert wird, und wünscht sich eine fortwährende Verschmelzung mit der Mutter. Gleichzeitig kann er auf die Identifizierung mit dem Vater verzichten und muss sich nicht den Ängsten vor der Ablösung von der Mutter stellen (vgl. Heinemann et al., 2008, S180ff).

Heinemann und Hopf thematisieren Homosexualität ebenfalls als eine Form sexueller Abweichungen. Sie beziehen sich auf Günter (2001), der der Ansicht ist, dass dieses sexuell abweichende Verhalten oft bei Menschen zu finden ist, die über eine „dominierend und vernachlässigend empfundene Mutter [verfügten] und eine mangelhafte Identifikation mit einem väterlichen Objekt, das nicht als stabile, innere Instanz verinnerlicht werden konnte, [erlebten]“ (ebd.)

Hier spalten sich jedoch die Geister. In dieser Arbeit soll Homosexualität nicht als Krankheit ausgelegt werden. Mit Martin Danneckers Ausführungen soll diese Annahme untermauert werden. Jugendliche, die an sich eine andere sexuelle Orientierung erkennen als bei anderen, sind mit mannigfaltigen Konflikten konfrontiert. Aus Platzmangel kann hier nicht näher auf diese Problematiken eingegangen werden. Dennoch soll klar gestellt werden, dass unsere Gesellschaft Homosexualität noch nicht zur Gänze akzeptieren kann. Jugendliche werden von den Peers ausgeschlossen und auch die Familien stehen dieser Situation oftmals verschlossen und verunsichert gegenüber. Dadurch fühlen sich betroffenen Jugendlichen ausgeschlossen und haben es unter diesen Umständen um ein Vielfaches schwerer, zu ihren sexuellen Präferenzen zu stehen, als heterosexuelle Adoleszente. Trotzdem gelingt es heute mittlerweile sehr vielen Menschen, ihre Homosexualität anzunehmen und zu leben. PsychoanalytikerInnen die die Ansicht vertreten, dass Homosexualität einer „schweren narzisstischen Störung“

gleichkäme, wird damit kritisch begegnet. Wenn es sich wirklich um eine solch gravierende Störung handeln würde, dann wären diese Menschen nicht dazu fähig, diese jahrelangen Kämpfe, die sie durchstehen mussten, innerpsychisch zu integrieren. Es spricht eher dafür, dass trotz aller Konflikte ein stabiles Selbstwertgefühl ausgebildet werden konnte. (vgl. Dannecker 2007, S63f)

2.5.2 Heutige Erkenntnisse wichtiger PsychoanalytikerInnen zu Auffälligkeiten und Störungen der Geschlechtsidentität

Aigner thematisiert in seiner Arbeit „Der ferne Vater“ (2002) die Entstehung rechtsextremer Gewalt bei Jugendlichen. Diese Thematik mag nicht gerade offensichtlich mit Störungen männlicher Geschlechtsidentität im Zusammenhang stehen, doch bei genauerer Betrachtung ergibt sich ein interessanter und für die Arbeit wesentlicher Zusammenhang. Wie in Kapitel 2.1 dieser Arbeit geschildert wurde, ging Freud davon aus, dass mit dem Ausgang des positiven Ödipuskomplexes das Über-Ich gebildet wird. Im Falle des Jungen findet eine Identifizierung mit dem Vater statt, der seine persönlichen Werte und Normen als auch die der Gesellschaft verkörpert und im Über-Ich des Jungen Spuren hinterlässt. Damit einher geht eine Festigung der männlichen Geschlechtsidentität des Knaben (vgl. Freud 1940, S258). Ist jedoch der Ausgang des ödipalen Konflikts von schwerwiegender, unvollständig bewältigter Loslösung und Identifikation gezeichnet, spricht Aigner von einem „Über-Ich-Versagen“ (Aigner 2002, S180). Damit lehnt er sich an den Terminus Freuds (1933) an, der von einer „Verkümmerng des Über-Ichs“ (ebd.) spricht. Aigner erläutert, unter Bezug auf Gottschalch (1997), dass das Über-Ich ebenso von äußeren Einflüssen, genauer gesagt von der Gesellschaft selbst beeinflusst und geprägt wird. Wenn nun die elterlichen Moralvorstellungen nur schwach im Über-Ich vorhanden sind, richten Betroffene ihre Werte und Normen an äußeren Gegebenheiten aus. Diese Personen neigen dann häufig dazu, „mit der Masse zu schwimmen“ (vgl. ebd., S182f), was an der breiten, gesellschaftlichen Ausrichtung des nationalsozialistischen Gedankenguts des Zweiten Weltkrieges gut erkennbar ist.

Es ist nach diesen Ausführungen möglich, eine Parallele zur Thematik der Entwicklung der Geschlechtsidentität und möglicher Störungen zu ziehen. Wenn in Erinnerung gerufen wird, dass die Ausbildung des Über-Ichs, die mit dem Ödipuskomplex einhergeht, und vor allem der negative Ödipuskomplex, der erst in der Adoleszenz seine Lösung findet, im engen

Zusammenhang mit der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität stehen, so lässt sich daraus möglicherweise ableiten, dass ein unsicheres Über-Ich auch nicht zu einer sicheren männlichen Identität führen kann und sich damit eine Störung entwickelt, die durch das Ausleben von Aggressionen gegenüber anderen Personen sichtbar wird.

In Matzners Text „Jungen brauchen Väter“ (2008) steht, dass junge Männer, die in ihrer Kindheit von Vaterentbehmung betroffen waren, oftmals straffällig werden (Matzner 2008, S322). Da Kriminalität mit einem erhöhten Aggressionspotential verbunden ist, kann Matzners Aussage als Bestätigung der oben angeführten Interpretation Aigners (2002) betrachtet werden. Die Ergebnisse der „SHELL-Studie Jugend 2006 (Shell Deutschland Holding 2006) und die Studie 20-jähriger Frauen und Männer heute (BMFSFJ 2007)“ (Matzner 2008, S323), die Matzner heranzieht, weisen die Tendenz auf, dass Burschen und junge Männer vermehrt Unsicherheit in der Entwicklung ihrer männlichen Geschlechtsidentität erfahren. Weiters ist auch eine Unsicherheit am Bild ihres „zukünftigen männlichen Erwachsenseins“ (ebd.) und gegenüber Mädchen und jungen Frauen zu erkennen. Was diesen heranwachsenden männlichen Jugendlichen fehlt, sind die guten männlichen Vorbilder, an denen sie sich orientieren können. Außerdem wird es den jungen Männern von heute nicht leicht gemacht, ihre männliche Geschlechtsidentität zu finden und zu festigen, da das hegemoniale Bild des Mannes in unserem Kulturkreis an Gültigkeit verloren hat und kein konsistenter Ersatz in Sicht ist. Heutzutage verlangen Frauen eine Vielzahl von Eigenschaften und Attributen, die noch vor wenigen Jahrzehnten nicht miteinander vereinbar gewesen wären. Dazu nennt Matzner in Anlehnung an die BMFSFJ 2007 Studie z.B. „Frauen-Versteher, [die gleichzeitig] durchtrainierte Machos [darstellen sollen und auch noch] den Kinderwagen schieben [...], [während sie] Karriere [...] [machen]“ (ebd.).

Mertens, wie auch die beiden zuvor angeführten Autoren, sehen in der frühen als auch adoleszenten Vater-Sohn-Beziehung einen entscheidenden Faktor für die Ausbildung von Störungen in der Geschlechtsidentität. Wie Aigner rückt auch Mertens den negativen Ödipuskomplex ins Rampenlicht der Adoleszenz. Der pubertierende Junge ist aufgrund des Sich-hingezogen-Fühlens zum Mädchen erneut den Gefühlen der allmächtig verschlingenden Mutter ausgesetzt und wünscht sich den rettenden Vater an seine Seite. Dies äußert sich jedoch in der adoleszenten Phase in maskierter Form – durch beispielsweise aggressives Verhalten oder Entwertung des Vaters. Schwierig wird es für den Knaben, wenn in der frühen Phase kein schützender Vater vorhanden war. Dann ist der Bursche dazu aufgefordert, seinen

Vater in höchstem Masse zu idealisieren. Dabei ist die eigentliche Aufgabe des Jugendlichen, den in jungen Jahren idealisierten Vater am Ende der Adoleszenz zu ent-idealisieren, um damit den negativen Ödipuskomplex lösen zu können. Ist dem Jungen diese Möglichkeit nicht gegeben, wird es für den Jugendlichen schwer oder gar unmöglich, eine männliche Geschlechtsidentität zu erreichen (vgl. Mertens, S146ff).

Mertens hebt aber zum Theorem der Ent-Identifikation noch einmal die bedeutsame Komponente der Weiblichkeit hervor und äußert auch einmal Kritik zur theoretisch hochstilisierten Identifikation mit dem Vater. Diese kann nämlich auch dazu führen, dass der Junge die Furcht des Vaters vor der Weiblichkeit (wenn er von solch einer Angst betroffen ist) verinnerlicht und infolgedessen alles weiblich Konnotierte verachten muss. Der Bub kann sich dann nur durch betont phallisches Verhalten vor der Verachtung seines Vaters, anderer Burschen und Männer schützen. Diese Identifizierung ist geprägt von Angst und Verleugnung. Wenn es zum ödipalen Konflikt kommt, müssen die mütterlich-weiblichen Anteile im Knaben abgewehrt werden. Die Mutter wird nicht als autonomes Individuum mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen anerkannt und fungiert als ein Wesen, das unter der Kontrolle des Jungen steht. Damit wird es ihm sehr schwer fallen zu akzeptieren, dass die Mutter auch eine Beziehung mit dem Vater lebt, von der er ausgeschlossen ist (vgl. Mertens 1998, S50).

Diese Auffassung von Mertens soll darauf aufmerksam machen, dass in der hier vorliegenden Arbeit nicht davon ausgegangen wird, dass ein real anwesender Vater immer gut für die Entwicklung des Kindes ist. Wenn ein Vater selbst an einem geringen männlichen Selbstwert leidet, aggressiv oder gar gewalttätig ist, kann durchaus davon ausgegangen werden, dass er für den Knaben keine entwicklungsfördernde Instanz darstellt. Dennoch soll angemerkt werden, dass ein täglich greifbarer Vater, der dem Jungen nach psychoanalytischem Verständnis eine „Reibungsfläche“ (Matzner 2008, S320) bietet, ohne dass er Angst vor aggressiven, gewalttätigen Handlungen haben muss, eine wichtige Funktion für die Entwicklung des Knaben einnimmt.

Bisher konnte gezeigt werden, dass der Vater eine bedeutende Funktion für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität seines Sohnes einnimmt. Auch wird immer klarer, was es für die Entwicklung des Sohnes bedeutet, wenn der Vater im alltäglichen Leben fehlt. Wie in dieser Arbeit schon einmal betont wurde, ist jedoch ein voreilig gezogener Schluss, also ein monokausaler Zusammenhang zwischen Vaterentbehmung und Störungen in der

Geschlechtsidentität zu vermeiden, weil andere, unterschiedlichste Ursachen ebenso ihren Beitrag dazu leisten (können). Matzner führt z.B. „Ausmaß und Dauer, Ursache und Zeitpunkt der Vater-Kind-Trennung sowie die Präsenz von Vatersurrogaten“ (Matzner 2008, S322) an, die ebenso bedeutungsvoll für mögliche Auffälligkeiten und Geschlechtsidentitätsstörungen sind. Matzner bezieht sich auf Petri (1999), der diese Tatsache ebenso wahrnimmt, und sagt auch, dass Vaterdeprivation „immer ein Trauma“ (Petri 1999, S165) darstellt.

Petri meint, dass die Erkenntnisse aus der Forschung zur Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität widersprüchlich seien. Manche Studien zu Vaterdeprivation ergeben, dass kaum ein Unterschied zwischen Jungen mit und Burschen ohne Vater festzustellen ist. Andere wiederum konnten die Erkenntnis gewinnen, dass Knaben vor der Einschulung „ängstlicher und abhängiger von der Mutter“ (Petri 1999, S162) sind, während sie im Schulalter „aggressiver und sozial unabhängiger“ (ebd.) werden. Die letzten beiden Adjektive stellen in unserem Kulturkreis eindeutig männliche Konnotationen dar. Dies macht die Erforschung dieses Bereichs umso schwieriger, denn es ist nicht eindeutig klar, was eine „stabile männliche Identität“ (ebd.) ausmacht und wie „Kompensationsmechanismen zur Abwehr weiblicher Charakteranteile“ (ebd.) charakterisiert sind. Parallel zu Matzner ist auch bei Petri festzuhalten, dass besonders äußere Einflüsse erhebliche Auswirkungen auf die Entwicklung männlicher Geschlechtsidentität haben. Petri will die Tendenz erkennen, dass vor allem die Einstellung der Mütter zur männlichen Identität, speziell aber zum geschiedenen Partner einen außerordentlichen Einfluss auf die Geschlechtsidentitätsentwicklung ihres Sohnes haben. Dies will er darin erkennen, dass Söhne, deren Väter verstorben sind, geringe Identitätsproblematiken aufweisen, während Jungen aus Scheidungsfamilien dahingehend vermehrte Auffälligkeiten und Störungen ausbilden. Dies tritt umso stärker ein, je früher der Sohn eine Trennung vom Vater erlebt (vgl. Petri 1999, S162f). Tendenziell lässt sich auch festhalten, dass Kinder, die ohne Väter aufwachsen, „durchschnittlich mehr Schwierigkeiten in der sozialen Anpassung und im Kontaktverhalten haben als Gleichaltrige mit Vater. Im ganzen [sic] gelten sie als unselbständiger, mit geringerem Selbstbewusstsein und als lebensuntüchtiger“ (ebd.).

Helmuth Figdor, einer der führenden Psychoanalytiker im Bereich Scheidung und kindliche Entwicklung, kommt in unserem Zusammenhang eine besondere Bedeutung zu. Er konstatiert die Problematiken der Geschlechtsidentität, die aufgrund von Scheidung auftreten, als nur

„einen besonderen Aspekt der Selbstwertproblematik“ (Figdor 1997, S78). Jungen wie Mädchen haben unter diesem Trennungsaspekt schwer zu leiden, auch wenn sich die Problematiken aufgrund der unterschiedlichen Geschlechterzugehörigkeit unterscheiden. Während das Mädchen eine „große narzißtische Kränkung“ (ebd.) erfährt, weil es das Gefühl hat, in der Liebe zum Vater versagt zu haben, erfahren Knaben einen Verlust des geschlechtlichen Rollenvorbildes. Den Jungen hingegen quälen Gefühle des Versagens hinsichtlich seiner Geschlechtsidentität. Er fragt sich, ob er als Bub nicht gut genug war und der Vater deshalb seinen Stolz auf ihn verloren hat. Wenn die Mutter lange Zeit alleinerziehend bleibt, lernt der Junge, dass die Frau bestimmend und übermächtig ist, während er sich als heranwachsender Mann immer unterlegen und klein fühlt (vgl. Figdor 1997, S79). Bei einer Trennung der Eltern fehlt dem Knaben der männliche Elternteil, der ihm vorlebt, dass Mann-Sein nicht gleich Klein- und Fremdbestimmt-Sein bedeutet. Durch einen erwachsenen Mann, der dem Jungen Selbstbestimmtheit vorlebt, ist es dem Buben möglich, Autonomie und Selbstbestimmung zu entwickeln. Was passiert aber, wenn der Junge darauf verzichten muss? Figdor ist der Meinung, dass der Bub nur zwei Möglichkeiten hat. Entweder liebt der Junge seine Mutter so sehr, dass er mit ihr identifiziert bleibt, oder er entzieht sich dieser Identifizierung komplett. Zweiteres erscheint Figdor hochgradig schwierig zu sein, da der Knabe, besonders in jungen Jahren, stark von der Mutter abhängig ist. Aggressives Verhalten und feindselige Auseinandersetzungen mit der Mutter sind dann keine Seltenheit und belasten den Knaben umso mehr, da die Mutter wahrscheinlich immer noch das Liebesobjekt schlechthin darstellt. Diese problematische Situation begleitet ein Kind über viele Jahre hinweg und macht sich im Erwachsenenalter auf unterschiedlichste Art bemerkbar (vgl. Figdor 1997, S79ff). Auffallend ist, dass Figdor immer von Gegensätzen spricht. Entweder ist ein Mann besonders „feminin oder extrem maskulin, abwertend oder verherrlichend gegenüber dem weiblichen Geschlecht, extrem bindungsliebend oder aber nach Unabhängigkeit strebend, unterwürfig oder herrschsüchtig“ (Figdor 1997, S81). Figdor wie auch alle anderen zuvor genannten AutorInnen konstatieren verschiedene Auffälligkeiten bei Jungen. Ebenso werden bei fehlendem väterlichen Kontakt immer wieder mögliche pathologische Auswirkungen bei der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität erwähnt.

2.6 WEITERE AKTUELLE ERGEBNISSE ZUM THEMA VATERDEPRIVATION UND KINDLICHE ENTWICKLUNG

Fthenakis fügt differenziertere Informationen zur Thematik „Vaterdeprivation“ hinzu. Er geht in seiner Arbeit „Engagierte Vaterschaft“ (1999) auf den Zusammenhang zwischen Vaterdeprivation und kognitive Entwicklung des Schulkindes ein und bezieht sich auf Aussagen von Biller & Klimpton (1997). Diese kamen zu dem Ergebnis, dass vor allem Kinder aus ökonomisch schlecht gestellten Familien und Kinder, die von Scheidung, Trennung oder Verlassen werden betroffen sind, verminderte Intelligenzwerte aufwiesen. Zuletzt genannte Kinder leiden vor allem unter der geringeren Zuwendung und dem fehlenden Modell für eine reife Konfliktlösungs- und Entscheidungskompetenz. Weiter konnte festgestellt werden, dass ein männliches Vorbild im Alltag grundlegend an der Entwicklung spezieller kognitiver Fähigkeiten beteiligt ist. Kinder, die bei der Trennung bzw. Scheidung jünger als sieben Jahre alt sind, haben noch nicht die nötigen kognitiven Fähigkeiten ausgebildet, um sich wirklichkeitsgetreu mit dem Verlust eines Elternteils auseinandersetzen zu können. Daher müssen jüngere Kinder schwierigere Bedingungen beim Aufarbeiten dieser Situation tragen. Besonders die kognitive Entwicklung des Jungen leide am Verlust des väterlichen, gleichgeschlechtlichen Elternteils. Ein höheres Maß an väterlichem Engagement zeigt einen Zusammenhang hinsichtlich höher entwickelter kognitiver Fähigkeiten und Problemlösungskompetenz vor allem beim Bub, da sich dieser, stärker als das Mädchen, am Verhalten des Vaters orientiert. Unterschiedliche Neigungen zu schulischen Leistungen von Vätern sind mit den schulischen Leistungen der Kinder verknüpft. Höher gebildete Väter mit der Tendenz zu positiver Anerkennung von schulischem Engagement der Kinder bewirken höhere schulische Leistungsfähigkeit im Kind als Väter mit abwertender bzw. nicht angemessener Honorierung der schulischen Leistung. Zuletzt wird darauf hingewiesen, dass väterliches Engagement nicht alle schulischen Probleme lösen kann. Dennoch ist das Engagement von Vätern konstitutiv für realistische, effektive Konfliktlösung bei Kindern mit Lernschwierigkeiten oder temperamentabhängigen Problemen. Bei der sozialen und emotionalen Entwicklung ist der Vater ebenfalls von Bedeutung. Kinder mit wenig Empathiefähigkeit werden von anderen Kindern oft nicht akzeptiert und sogar gemieden. Empathie kann vor allem durch das Spielen mit den Eltern erlernt werden. Vorwiegend übernehmen Väter das stark körperbetonte Spiel und ermöglichen durch ihre Responsivität gegenüber kindlichen Affekten eine besondere Bedeutung hinsichtlich der emotionalen und

sozialen Intelligenz der Kinder. Kontrollierende, dominierende als auch vernachlässigende Väter bieten den Kindern kaum Raum für das Erlernen dieser Fähigkeiten. Eine wichtige Aufgabe als adäquates Vorbild hat der Vater auch hinsichtlich der Entwicklung von Moral. Weiters konnte beobachtet werden, dass Vaterdeprivation im unmittelbaren Zusammenhang mit jugendlicher Delinquenz steht und nicht, wie vielleicht angenommen, ein misshandelnder Vater. Ein positives Selbstkonzept, Geschlechtsidentität und Selbstwahrnehmung konnten jene Kinder entwickeln, die einen engagierten Vater an ihrer Seite wussten. Kleine Jungen im Vorschul- und frühen Schulalter, die keinen verlässlichen Vater bei sich hatten, konnten oftmals nur ein eher unmännliches Selbstbild entwickeln. Ebenso verhält es sich bei herausstechend dominantem Vaterverhalten und der Entwicklung der Geschlechterrollenidentität (vgl. Fthenakis, S147ff). All diese zahlreichen Ausführungen verschiedenster WissenschaftlerInnen weisen ein eindeutiges Bild auf. Vaterlos aufwachsende Jungen sind einem erheblichen Leidensdruck ausgesetzt, der sich in verschiedensten negativen Verhaltensweisen und Entwicklungsstörungen im Hinblick auf die Geschlechtsidentität offenbart. Ein nachfolgender historischer Rückblick soll zum Ersten deutlich machen, welche familiären Rollen der Vater in den vergangenen vierhundert Jahren einnahm. Zum Zweiten wird zu erkennen sein, dass Vaterdeprivation kein neues Phänomen darstellt, sondern schon viele Generationen zuvor mit diesem Phänomen konfrontiert waren.

3 MÄNNLICHKEIT IM WANDEL

Literarische Beiträge zur Rolle des Mannes beziehungsweise Vaters ausgehend vom 18. Jahrhundert bis heute zeigen immer wieder, dass Männer je nach Epoche, geographischer Lage aber auch nach sozialer Schicht unterschiedlichste Aufgaben in der Kindererziehung zu erfüllen hatten. Die folgenden Schilderungen werden mit der Rolle der Frau beziehungsweise Mutter in Kontrast gesetzt, da die Rolle des Mannes/ Vaters immer in Zusammenhang mit der Rolle der Frau/ Mutter gedacht werden muss.

3.1 DER MANN ALS VATER IM 18. JAHRHUNDERT -

Fthenakis sieht eine Widersprüchlichkeit in der väterlichen Rolle des 18. Jahrhunderts. Einerseits war Vaterschaft durch das Patriarchat geprägt und somit durch Autorität, Strenge und eindeutige hierarchische Ordnung im Familiensystem gekennzeichnet. Andererseits

begünstigten die damaligen Lebensumstände das für Kinder förderliche Engagement des Mannes im häuslichen Leben, weil der Arbeitsbereich nicht vom Wohnbereich getrennt war (vgl. Fthenakis 1999, S17). Wie kann aber ein Vater, der den Vorstellungen des Patriarchats gerecht wird, in der Erziehung des Kindes förderlich wirken?

Der Begriff Patriarchat ist mit den Substantiven Herrschaft, Gewalt, Tyrannei und Despotie zu beschreiben und daher eigentlich nicht gerade mit einer kindgerechten Erziehung, im heutigen Sinne, in Einklang zu bringen. Fthenakis schreibt jedoch einen Absatz später, dass das reale Bild der Familie des 18. Jahrhunderts keineswegs strikt diesen Vorstellungen entsprach. Nicht nur unterschiedliche religiöse Zugehörigkeiten, sondern auch geographische Lage, Ökonomie, Demographie usw. waren entscheidend für die Gestaltung des Familienlebens. Das Patriarchat diente als Vorgabe für die interne familiäre Struktur. Frauen waren es von Kindheit an gewohnt, sich einem Mann zu unterwerfen. Für das kleine Mädchen war es der Vater, der das Bestimmungsrecht über die gesamtfamiliäre Situation innehatte und als erwachsene Frau lebte sie mit dem Ehemann als höchste familiäre Instanz im gemeinsamen Haushalt. Das patriarchale Muster setzte sich im Berufsleben fort. Nachdem viele Menschen Bauernhöfe besaßen, musste die ganze Familie, unter Anleitung des Hofherrn, an der Arbeit teilnehmen und das Geld mitverdienen. Davon waren auch Frauen nicht entbunden. Die Erziehung und Zukunft der Kinder unterlag der Entscheidungsgewalt des Mannes/Vaters. Aber schon Ende des 18. Jahrhunderts verlor das Patriarchat an Mächtigkeit und eine eigene Jugendkultur (z. B. durch den Beitritt junger Männer zum Militär) ohne Anleitung von Erwachsenen entfaltetete sich. Die jüngeren Generationen entzogen sich der sexuellen Kontrolle durch Religion, Familie und Gesetz, was zu einem raschen Anstieg unehelich geborener Kinder führte.

Andernorts kam es zu hohen Sterblichkeitsraten, was die Ausbildung von Familien nach dem Vorbild des Patriarchats unmöglich machte. Komplexere Familienformen entstanden. Das „Mikrosystem“ Familie spaltete sich auf und erweiterte sich. Somit gestalteten sich außerfamiliäre Netzwerke, die vermehrt an Bedeutung gewannen. Trotz dieser Entwicklungen blieb die Vater-Sohn-Beziehung eine bedeutende im Leben des heranwachsenden Buben. Die Bindung zum Vater wurde sogar wichtiger genommen als die Mutter-Kind-Bindung. Die damals gelebte Beziehung zwischen Eltern und Kind kann aber nicht mit der heute bekannten, gefühlvollen Eltern-Kind-Bindung gleichgesetzt werden. Die Priorität in der Erziehung lag auf der Autorität und damit auf dem unbedingten Gehorsam der Nachkommen.

Die Unvereinbarkeit von emotionaler Nähe und rationalem Regiment war kennzeichnend für den Umgang des Mannes mit seinen Familienangehörigen (vgl. ebd., S18f).

3.2 DER MANN ALS VATER IM 19. JAHRHUNDERT

Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts litt das Patriarchat an Brüchigkeit zugunsten der Kinder. Emotionale Zuwendung und ein gefühlvoller Umgang miteinander traten hervor. Weiterhin Bestand hatte allerdings die Stellung des Vaters in der Familie. Sein Wort stand immer noch über allen anderen (vgl. Fthenakis 1999, S19). So war auch schon Rousseau der Meinung, dass nur der Mann in der Lage sei, das Kind, allen voran den Sohn, zu erziehen, während die Frau es zwar zu Beginn des Lebens zu nähren hatte, mehr aber auch nicht. Würde das Kind mehrere Jahre bei der Mutter leben und, nach Rousseaus Worten, „mit allerlei nichtsnutzigen Dingen überladen“ (Rousseau 1933, S8) werden, dann würde man beim Anblick dieses Menschenkindes „trauern“ (ebd.) müssen. Dabei ist der Säugling nach der Geburt so rein und bietet daher die Möglichkeit, ihn optimal mit sinnvollem Wissen zu füllen, was nur dem Vater gelänge (vgl. ebd., S8f).

„Verlangt ihr nun, dass er seine ursprüngliche Form bewahre, so erhaltet sie gleich von dem Augenblicke an, wo es zur Welt kommt. Unmittelbar nach der Geburt müsst ihr Euch seiner bemächtigen, und verzichtet ja auf seine Erziehung nicht, bevor er erwachsen ist. Wie die Mutter die eigentliche Amme ist, so ist der Vater der eigentliche Lehrer. Sie müssen in Bezug auf das Ineinandergreifen ihrer Tätigkeiten, sowie in Bezug auf das zu befolgende System in völligem Einverständnis sein; aus den Händen des einen muß [sic] das Kind in die des anderen übergehen. Es wird von einem vernünftigen, wenn auch, was die Kenntnisse anlangt, etwas beschränkten Vater besser als von dem geschicktesten Lehrer der Welt erzogen werden, denn der Eifer wird das Talent eher, als das Talent den Eifer ersetzen“ (ebd., S9).

Einige Absätze weiter schreibt Rousseau:

Ein Erzieher! O welch eine erhabene Seele! Fürwahr, um einen Menschen zu bilden, muß [sic] man entweder Vater oder mehr als ein Mann sein (ebd., S10).

Die Zitate Rousseaus transportieren ein eindeutiges Bild. Nur der Vater ist bemächtigt, ein guter Erzieher zu sein und die Eigenschaften im Sohn hervor zu bringen, die Rousseau für

angemessen und wichtig hält. Rousseau geht nämlich davon aus, dass der Mensch erst einmal zum Menschen erzogen werden muss. Denn „in der natürlichen Ordnung, in der die Menschen alle gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf, zuerst und vor allem Mensch zu sein [...]“ (ebd., S3). Dies gelingt eben nur dem Vater. Die Frau darf nach der Geburt als „Amme“ (ebd., S13) fungieren. Rousseau ist jedoch der festen Überzeugung, dass sie dazu eine Anleitung durch den Mann braucht. Seiner Ansicht nach wäre aber eine fremde Frau besser dazu geeignet als die eigene Mutter. Beim Durcharbeiten der Lektüre ist zu erkennen, dass Rousseau den Erzieher dazu anleiten möchte, äußerst vorsichtig mit dem Kind umzugehen und ihm die Welt nur in kleinen zumutbaren Schritten erschließen zu lassen. Dennoch besteht er darauf, sich vom Kind nicht versklaven zu lassen. Das Kind soll von Beginn an selbst alle Erfahrungen machen, die der Erzieher, also der Vater, für zumutbar hält. Für den/die Leser/in entsteht das Bild eines liebevollen Erziehers, der stets dazu veranlasst ist abzuwägen, was dem Kind dienlich ist und wodurch es am besten gefördert werden kann. Die Bedürfnisse des Kindes müssen vom Erzieher schon erkannt werden, da das Kind in jungen Jahren noch nicht dazu fähig ist, diese selbst zu befriedigen. Erstaunlicherweise dienen dazu die Ammen, die angeblich die Sprache der Säuglinge verstehen und dem Erzieher übersetzen könnten (vgl. ebd., S13ff).

Ein Vater, der dem gängigen Bild des Patriarchats entspricht, würde bei der Erziehung seiner Kinder diese von Rousseau geforderten Liebe, Fürsorge und Vorsicht, nicht im Geringsten würdigen. Anhand dieser Aufzeichnungen ist zu erkennen, dass man vom Bild des autoritären, gefühllosen, rationalen Vaters, das bis ins 18. Jahrhundert hinein existierte, Abstand genommen hatte.

Aigner (2002) hebt das Bild eines fürsorglichen Vaters ebenfalls hervor. Er bezieht sich auf Trepp (1996), die Briefe von Hamburger BürgerInnen aus der damaligen Zeit analysierte, und ein aufschlussreiches Vaterbild nachzeichnen. Trepp fand heraus, dass Väter zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Zeit der Schwangerschaft, die Geburt und auch die nachfolgenden Jahre intensiv miterleben wollten. Diese Väter entsprachen keineswegs dem Bild des autoritären Vaters des Patriarchats. So wie bei Rousseaus Aufzeichnungen zu erkennen war, ist auch bei Trepps Befunden zu sehen, dass die damaligen Väter liebevoll und fürsorglich aufgetreten sind. Aigner spricht vom „Erbe Rousseaus“ (Aigner 2002, S43), wenn er berichtet, dass der Vater zu großen Teilen allein dazu befähigt ist, die Kinder zu erziehen und sich sogar an der täglichen Pflege der Kinder beteiligte. Insbesondere die Erziehung und Förderung der Söhne

lag in den Händen des Vaters. Bild und Realität stellen aber leider nicht immer dasselbe dar. So ist es auch in diesem Fall. Der Vater aus der bürgerlichen Gesellschaft hatte nicht dieselbe Zeit mit den Kindern zu Verfügung wie die Mutter. Dennoch möchte Aigner klarstellen, dass das Bild des Vaters als Patriarchen im 18. und 19. Jahrhundert keineswegs durchgängige Praxis war (ebd., S41ff).

Durch die Industrialisierung kam es zu einer Wandlung des Vaterbildes. Männer mussten vermehrt außerhalb der familiären Unterkunft arbeiten. Nicht mehr der eigene Bauernhof sorgte für die wirtschaftliche Absicherung, sondern das Arbeitsverhältnis in einem industriellen Betrieb. Dadurch ergab sich zwangsweise eine erhöhte Abwesenheit des Vaters aus dem Familienalltag. Immer mehr begann der Mann sich über den Beruf zu definieren. Dies erforderte eine drastische Veränderung: Das Bild des Vaters glich wieder vermehrt dem Bild des Patriarchen. An die Stelle der Emotionalität trat Autorität und Rationalität. Die wenige Zeit, die den Vätern für ihre Kinder blieb, war gezeichnet von harten Erziehungsmaßnahmen und ließ keinen Platz für liebevolle Gefühle. Natürlich waren diese vorhanden, aber sie durften nicht gezeigt werden. Emotionalität wurde nämlich immer mehr mit Weiblichkeit assoziiert und hatte daher im Leben des Mannes keinen Platz mehr (vgl. Trepp 1996, S47).

Mit dieser berufsbedingten Abwesenheit des Vaters aus dem häuslichen Bereich transformierte sich das Vaterbild zu einem uns heute noch bekannten Bild, nämlich das des Ernährers. Während der Mann das Geld verdiente, blieb die Frau zu Hause und kümmerte sich aufopferungsvoll um Haushalt und Kinder. Mit dieser strikten Rollenverteilung kam es auch zu einer Entwertung der Frauen. Da nur die Männer für die Beschaffung des Geldes zuständig waren und daher nur sie die wirtschaftliche Lage der Familie absichern konnten, kam ihnen eine Rolle zu, die ihnen Macht verlieh. Dieses traditionelle Bild der Familie hielt sich bis weit in die sechziger Jahre des vorangegangenen Jahrhunderts und wurde von den Beteiligten lange Zeit unhinterfragt und als einzig wahre, lebbare Familienstruktur akzeptiert (vgl. Leibovici-Mühlberger et al., S12). Auch wenn diese Entwicklung nicht zu leugnen ist, stellt sie doch keine absolut, allumfassende Wahrheit dar. Denn je nach religiöser Orientierung, geographischer Lage und wirtschaftlicher Situation musste sich der Vater und dessen Familie formieren und organisieren.

Familien aus der Arbeiterklasse hatten es aufgrund ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit schwer, ausreichend Geld zu verdienen, um alle Familienmitglieder versorgen zu können.

Dies hatte zur Folge, dass sowohl Männer als auch Frauen für die Erwirtschaftung des nötigen Haushaltsbudgets zuständig waren. Gut situierte bürgerliche Familien hingegen konnten es sich leisten, dass der Mann alleine für die Beschaffung des Geldes zuständig war, während die Frau sich um die häuslichen Tätigkeiten kümmerte (vgl. Sabla 2009, S17), wobei hier keineswegs von einer romantischen Vorstellung von Familie die Rede sein kann. Der „pater familias“ (vgl. ebd., S16) hält sich hartnäckig in den Köpfen der Menschen. Die Bezeichnung „pater familias“ war schon im Römischen Reich bekannt. Sie bezeichnete den Mann als Oberhaupt und Herrscher über dessen Familienangehörige. Während in der Antike sowohl die engsten Familienmitglieder als auch die Sklaven der Familie angehörten, reduzierte sich das Bild der Familie in der Moderne auf Mutter-Vater-Kind/er. Die Entwicklung des außerhäuslich berufstätigen Vaters hatte zur Folge, dass die Mutter verstärkt in die Verantwortung der Erziehung des Kindes genommen wurde.

Fthenakis spricht sogar von einer „Glorifizierung der Mutterschaft“ (Fthenakis 1985, S15). Während der Vater im 18. Jahrhundert noch alle Rechte über die Familie hatte und deren Mitglieder sozusagen zu seinem Besitz degradiert wurden, kam es im 19. Jahrhundert allmählich zu einer Umverteilung des Sorgerechts. Frauen erhielten, nach einer Scheidung, die Obsorge für Kinder unter sieben Jahren. Einige Jahrzehnte später weitete sich der Rahmen bis zum sechzehnten Lebensjahr aus. (vgl. ebd., S14f)

3.3 DER MANN ALS VATER IM 20. JAHRHUNDERT

Die bis hier her vorgenommene historische Faktensammlung zum Vaterthema zeigt deutlich, dass zu keiner Zeit und in keiner Zeitspanne eine geradlinige Entwicklung des Vaterbildes nachgezeichnet werden kann. Das Vaterthema unterliegt im 20. Jahrhundert abermals einer mehrdimensionalen Entwicklung. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen und der historischen Entwicklungen findet sich die Erklärung dafür. Einerseits kam es in der Weimarer Politik zu maßgeblichen Veränderungen, die im Holocaust jedoch wieder durch drastischen Maßnahmen zunichte gemacht wurden. Andererseits fanden nach dem zweiten Weltkrieg, vor allem ausgehend von den 1968er-Jahren, neue, positive Entwicklungen zum Vaterthema statt.

Das Familienbild des beginnenden 20. Jahrhunderts ist durch die Kernfamilie Vater, Mutter und Kinder geprägt. Kein anderes System konnte sich so prägnant durchsetzen wie dieses. Es wurde sogar als Norm hochstilisiert und hielt bis in die anfänglichen Sechziger Jahre des

vorangegangenen Jahrhunderts als einzig ebbares Familiensystem. Mit der Einführung dieser Familienform kam es zu den konträren Rollenzuordnungen bei Mann und Frau. Der Mann war derjenige, der außerhäuslich einer Tätigkeit nachging und somit das Geld verdiente, während die Frau Haus und Kinder zu versorgen hatte. Die Arbeit der Mütter im Haushalt erlangte Professionsstatus. Zumindest auf dem Blatt Papier des BGB (Bundes Gesetz Buch) blieb der Vater Oberhaupt der Familie (vgl. Matzner 2004, S144f), obwohl die beiden Weltkriege anderes vermuten lassen. Die Stellung der Frau konnte durch die Frauenbewegung der Weimarer Politik verbessert werden. Die Gleichstellung von Frauen und Männern war ihr oberstes Ziel. In einigen Bereichen gelang ihr dieses Vorhaben auch. So durften die Weimarer Frauen z. B. an den Wahlen teilnehmen, bekamen „Grundrechte und –pflichten“ (Hopf 1997, S197) zugesprochen, wurden den Männern in der Institution Ehe gleichgestellt und konnten sich nach der Geburt auf den Schutz des Staates durch den Mutterschutz verlassen (vgl. ebd.). Es konnte aber noch lange nicht die Rede von einer Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau sein, zumal die erreichten Erfolge mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus wieder in der „Versenkung“ verschwanden.

Den Anfang nahmen die regressiven Entwicklungen mit dem Rücktritt von Gertrud Bäumer im Jahr 1919, die den Vorsitz der BDF (Bund Deutscher Frauenvereine) inne hatte. Bis dato beschlossene und durchgesetzte Programme erfuhren eine Reformation. Das Frauenbild wurde wieder den konservativen Idealen angepasst. Immer mehr setzte sich das nationalsozialistische Gedankengut durch. Antifeministische Bewegungen kämpften gegen die Frauenbewegungen der Weimarer Republik. (vgl. Hopf, 1997, S32ff) Becker (2010) ist ein gutes Beispiel für diese negative Propaganda. Im Jahre 1935 beschrieb er eine von Gott gewollte natürliche Ungleichheit zwischen Mann und Frau und die notwendigen Konsequenzen, die sie mit sich trägt. Beckers Ansichten beinhalten einen großen Teil des Grundgedankens der Nationalsozialisten, wobei einige Aussagen teilweise auch an frühe Theorien der Psychoanalyse erinnern. Gut zu erkennen ist dies z.B. in der Darstellung des Frauenbildes. Die Frau würde ihre Lebensaufgabe von der Natur in die Wiege gelegt bekommen. Ihr Wesen stellt sich durch die Mutterschaft dar und (am ehesten noch) in der Pflege des Lebendigen, wie Krankenschwester oder Lehrerin für humanorientierte Berufe, da diese ihrer natürlichen Begabung entsprächen. Das Muttersein ist die einzige Aufgabe, durch die sie aufblüht und in der sie ihre Erfüllung findet.

Der Mann hingegen erhält bei der Geburt keine naturgegebene Aufgabe. Er muss sich erst auf die Suche machen. Dies gelingt ihm nur aufgrund seines Verstandes. Nur er besitzt diese Kompetenz und daher ist auch nur er fähig, sich in den Wissenschaften zu üben, die logisches Denken voraussetzen (vgl. Becker, 1935, S20ff). Wie die Begriffe Manneskraft und Mannesverstand zustande gekommen und wie sie zu verstehen sind, ist bei Becker ausführlich beschrieben. Er sieht die Frau, aufgrund ihrer schicksalhaften Fähigkeiten des Pflegerischen und Erzieherischen, im Hause aufgehoben, während der Mann sich seine Arbeit durch Kraft und Verstand aneignet. Dadurch kommt dem Mann die Funktion des Ernährers zu. Wenn das Eheglück durch Kinder vervollständigt wird, so ist es die Aufgabe der „Familie“ (ebd.), sie zu erziehen. Des Vaters Aufgabe ist es, den Sohn, sobald er alt genug ist, in die Welt der männlichen Kompetenzen einzuführen, während die Mutter für das Mädchen zuständig bleibt und ihr die naturgegebenen Aufgaben der Weiblichkeit näher bringt (vgl., S28f). Die Vater-Sohn-Beziehung stellt sich hier wieder als eine bedeutende dar, auch wenn die Gewichtung dieser Bindung erst in späteren Kindertagen zum Tragen kommt. Diese Ausführungen machen transparent, welchen Stellenwert Männer/ Väter und Frauen/ Mütter aus nationalsozialistischer Sicht in der Gesellschaft hatten. Um die Stellung des Mannes/ Vaters in aller Deutlichkeit noch einmal hervorzuheben, wird hier ein Zitat von Lück angeführt:

„Der Mann wurde so zu dem eindeutig dominierenden Teil der Gesellschaft hochstilisiert. Ihm wurden Tatkraft, ein starker Wille und Mut zugeschrieben mit der Ehrenpflicht, sich mit Leib und Leben für Volk und Vaterland einzusetzen. Er sollte der Führer in der Familie und teurer Gefolgsmann des Führers Adolf Hitler in der Volksgemeinschaft sein“ (Lück 1979, S39).

Vorangegangene Schilderungen zur Position des Mannes lassen zwei pointierte Aussagen zu: Erstens stand der Mann als Vater und Oberhaupt der Familie an der Spitze. Zweitens hatte er sich dem Führer unterzuordnen und bei Notwendigkeit sein eigenes Leben für das Wohl des Volkes zu opfern. Letztgenanntes dürfte auch der Grund für die zahlreichen Publikationen, ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, über das Schwinden des Vaters beziehungsweise der väterlichen Autorität sein. Allen voran sei Alexander Mitscherlich mit seinem Werk „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ (1963) genannt. Aigner ist der Ansicht, dass das oftmals geschilderte macht- und monopolbesitzende Vaterbild der damaligen Zeit zu kurz gegriffen ist. Denn damit wird auf die erschütternden Ereignisse der beiden Weltkriege, in

denen tausende von Vätern in den Krieg geschickt und getötet wurden oder als Invaliden heimkehrten, vergessen. Diese Tatsache trage zu dem obengenannten Autoritätsverlust bei. An die Stelle des Vaters trat in der Zeit des Nationalsozialismus das autoritäre Führertum - mit fatalen Folgen. Gleichzeitig wurde die Mutter ins Zentrum der kindlichen Entwicklung gerückt und ließ keinen Platz mehr für den Vater (vgl. Aigner 2002, S48).

In den Achtziger und Neunziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts, zeigten sich abermals neue, fragwürdige Einstellungen gegenüber Männern/Vätern. Ihnen wurde unterstellt, sie würden Verantwortungsloserweise aus der Familie fernbleiben und sich in die Berufswelt flüchten, um sich der Erziehungsverantwortung entziehen zu können (vgl. Matzner 2004, S149). Diesen Anschuldigungen kann jedoch keine Rechnung getragen werden. Nicht die Väter per se sind an der Situation „schuld“, sondern politisch und ökonomisch geschaffene strukturelle Rahmenbedingungen tragen dafür die Verantwortung. So konnten bei Familiengründung, vor noch nicht allzu langer Zeit, in Österreich nur die Frauen die Karenzzeit in Anspruch nehmen. Männer hatten dazu keine Möglichkeit. Auch wenn Männern diese Option heute offen steht, ist es doch zumeist immer noch so, dass die Frauen die Karenz in Anspruch nehmen und danach oft nur noch einer Teilzeittätigkeit nachgehen, um Familie und Job verbinden zu können. Denn leider sind auch heute noch nicht die strukturellen Rahmenbedingungen gegeben, die es für Väter attraktiv machen gleich viel Engagement im Familienalltag einbringen zu können wie Frauen.⁶

In derselben Zeit gerieten Männer, durch erschütternde Vorkommnisse pauschal in Verruf eine ständige Gefahr in Form sexuellen Missbrauchs an Kindern darzustellen (vgl. Matzner 2004, S149f).

Gleichzeitig kam es zu einem kontroversen, positiven Bild des Vaters in wissenschaftlichen Diskursen. Namhafte AutorInnen, wie Fthenakis (z.B. 1999) oder Aigner (2002) beschäftigten sich mit der Frage, welchen positiven Nutzen der Vater in der Entwicklung des Kindes einnimmt. Es kristallisierte sich das Bild eines liebevollen, empathischen, anteilnehmenden und fähigen Vaters heraus, der durch seine Anwesenheit zum guten Allgemeinempfinden aller Beteiligten (Vater, Mutter und Kinder) beitragen kann. (ebd., S150). Zu aktuellen

⁶ Z.B. aufgrund der nicht gleichberechtigten Entlohnung von Mann und Frau wird die Väternkarenz behindert. Siehe dazu: <http://www.bka.gv.at/DocView.axd?CobId=20829> [Download: 9.2.2012]
http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/wirtschaft/international/87566_Wieso-zieren-sich-die-Vaeter-vor-der-Karenz.html

psychoanalytischen Erkenntnissen kommen wir später noch. Vorerst soll kurz auf die strukturellen Rahmenbedingungen und den daraus resultierenden Auswirkungen eingegangen werden.

3.3.1 Frauendominanz, Männer-Unterrepräsentanz und daraus resultierende Konsequenzen

Das gesteigerte Interesse der Wissenschaften am Vater und dessen positiven Nutzen für das Kind hat in der Realität kaum Veränderungen bewirkt. Die Väter beziehungsweise generell „das Männliche“ fehlen noch immer allzu häufig im Alltag der Kinder. Daraus ergeben sich zwei Fragen: „Wer erzieht die Jungen zu Männern?“, und „Welche Männer werden da herangezogen?“

In Bezug auf die erste Frage ist nicht nur die Inanspruchnahme der Karenzzeit, die überwiegend von Frauen genutzt wird, von Bedeutung. Auch die Faktizität der Frauendominanz in fast allen kindererzieherischen und schulischen Bereichen muss hier Erwähnung finden. Aigner betont im Beitrag „Kinder brauchen Männer“, dass die Zahl der Männer in den Berufen KindergartenpädagogIn und VolksschullehrerIn bedauernd gering ist. Nur „1,4% Kindergartenpädagogen sind Österreichweit vertreten (Aigner 2011, S14). Gerade die aktuell niedrige Zahl der männlichen Grundschullehrer macht darauf aufmerksam, dass Männer in diesem Arbeitsbereich nicht nur unterrepräsentiert sind, sondern sukzessive verschwinden. Während es in den „1970er Jahren noch 45% männliche Volksschullehrer gab, sind es heute nur noch 10%“ (ebd.). Mit diesen Zahlen kann also ein konkretes Bild frauendominierender Berufssparten nachgezeichnet werden.⁷ In Anbetracht dieser Tatsache, ist die zuvor gestellte Frage wohl schon beantwortet, nämlich: „Frauen erziehen die Jungen“.

Welche Auswirkungen hat es auf die Entwicklung des Jungen, wenn vorwiegend Frauen die Jungen zu Männern erziehen? Schwerwiegend ist die daraus leichter eintretende Reproduktion längst überholter stereotyper Geschlechterbilder. Denn nicht nur Frauen sind fähig, sich um Kinder zu kümmern, sie zu versorgen und zu erziehen, sondern auch Männer.

⁷ Die Ursachen dafür sind vielfältig und können aufgrund des Platzmangels in dieser Arbeit nicht näher erörtert werden.

Dennoch „lernen“ Kinder aus den momentan vorherrschenden Gegebenheiten genau das Gegenteil. Eine weitere Problematik ergibt sich aus dem Fehlen „männlicher Identifikationsfiguren, der nötigen positiven Spiegelungsmöglichkeiten und der sozialen Anerkennung männlicher Interaktionsmuster, wie motorisch-aggressive Verhaltensweisen“ (Damasch 2011, S1). Letztgenanntes wird von den Frauen leichter unterbunden und als sozial nicht akzeptabel herabgewürdigt. Dass dies sicherlich nicht nur eine schlechte Laune der Frauen darstellt, sondern bedingt ist durch eigene Sozialisationsprozesse und strukturelle Gegebenheiten (eben der vorab erwähnten Frauendominanz), ist PsychoanalytikerInnen bestens bekannt, hält Aigner fest (vgl. Aigner 2011, S14.).

Die zweite Frage kann nun angeschlossen werden, die da lautete: „Welche Männer werden hier herangezogen?“, worauf nur geantwortet werden kann: „Die Jungen werden zu denjenigen Männern herangezogen, die den Wünschen der Frauen entsprechen“.

Immer lauter wird daher der Ruf nach Männern in diesen frauendominierten Bereichen. Damit einher geht die Frage, *welche* Männer dieses Defizit füllen sollen? Leichter ist wohl die Frage zu beantworten, welche Männer es nicht sein sollen, denn es sollen keine traditionellen Männerrollen tradiert beziehungsweise wiederbelebt werden. Daher wird auf gut geschulte, geschlechtersensible, reflektierte Männer wertgelegt. Aigner (2011) stellt daraufhin zu Recht die Frage, ob die Frauen, die bis dato diesen Beruf erlernt und ausgeübt haben, ebenfalls so geschlechtssensibel gebildet wurden, wie es von den Männern heute verlangt wird, und äußert legitimen Zweifel. Trotz des Einwandes vertritt er die Meinung, dass geschlechtersensible Bildung für alle Auszubildenden eine Notwendigkeit darstellt.

Aigner (2011) hält eine Durchmischung von verschiedensten Charakteren (männliche und weibliche) für äußerst produktiv und merkt an, dass es nicht um einen Austausch von Männern und Frauen geht, sondern, dass das Männliche auch durch andere Tätigkeitsbereiche einfließen und abgedeckt werden kann. Dazu stützt er sich auf ein Beispiel aus dem Skandinavischen, wo Männer in sogenannten „Erlebnis- und Outdoor-Kindergärten“ tätig sind und somit einen festen Platz inmitten der Kinder und Frauen einnehmen (Aigner 2011, S15).

Ein Blick zurück nach Österreich entzaubert die Vorstellung einer Durchmischung nach skandinavischem Vorbild, da hierzulande offenbar kaum ein Mann bereit ist, diesen

Berufszweig zu wählen⁸. Was bleibt den Jungen also übrig, als sich an alternativen männlichen Modellen zu orientieren? Dabei spielen die Medien eine bedeutende, aber auch frustrierende Rolle. Medien suggerieren nämlich ein eindeutiges Bild. Identifikationspersonen wie einst Schwarzenegger, heute wahrscheinlich eher Til Schweiger oder Jason Statham, zeigen in Filmen vor, wie ein Mann von heute zu sein hat. Attribute wie hart, mutig, stark, gefühlkalt, muskulös,... und vieles mehr, werden von solchen Schauspielern verkörpert und fordern die Burschen zur Nachahmung auf. Welcher Junge würde denn nicht gern so cool sein wollen, wie diese Männer? Es gibt diese Buben, aber das sind dann diejenigen, die von der Peergroup verspottet und ausgegrenzt werden. (Boldt 2004, S13).

Gerade in der Latenzphase und speziell in der Adoleszenz kommen diese trügerischen Vorbilder aufgrund fehlender realer Identifikationspersonen in großem Maße zum Tragen. Diese Männlichkeitsbilder sind deshalb so problematisch und trügerisch, weil sie zum Einen so abstrakt sind, dass sie nicht erreicht werden können und zum Anderen typische Rollenklischees forcieren. Reale, greifbare Vorbilder könnten den Buben Emotionen vermitteln und damit zeigen, dass auch Männer Gefühle haben und diese auch zulassen dürfen. Filmstars sind dazu in der Regel nicht imstande. Buben lernen daher von klein auf, dass Emotionen weibliche Attribute darstellen. Männlichkeit muss also in Abgrenzung zu diesen Charaktereigenschaften entwickelt werden⁹. Weiblich Konnotiertes muss aus dem Verhaltensrepertoire der Jungen eliminiert werden. Mit anderen Worten bedeutet das: „Der Junge (der Verf.) hat einen Erfahrungseindruck vom Weiblichen, fertigt sich in seiner Phantasie ein Negativ davon an und nimmt dies als seine Geschlechterrolle [...]“. „Die Frauen [...] müssen auf Distanz gehalten werden, während die Männer emotional und räumlich nur wenig erreichbar sind und im Erziehungs- und Wachstumsalltag nicht in Erscheinung treten“ (Munding 1995, in: Boldt 2004, S12).

⁸ Mehr dazu siehe: Forschungsprojekt „elementar“ unter der Leitung von Dr. Josef C. Aigner, Universität Innsbruck; <http://www.uibk.ac.at/psyko/forschung/elementar/literatur/index.html.de> (Download: 16.02.2012)

⁹ In Kapitel 2 wurde die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität in den verschiedenen Entwicklungsphasen der Psychoanalyse schon detailliert beschrieben. Es soll an dieser Stelle daran erinnert werden, dass aus heutiger psychoanalytischer Sicht, Buben beginnend mit der ödipalen Phase bis (weit) in die Adoleszenz hinein zunächst das Weibliche ablehnen müssen, um ihre eigene männliche Identität entwickeln zu können. Als Erwachsener kann der junge Mann die mütterlich-weiblichen Anteile, natürlich nur unter optimalen Umständen, wieder zulassen.

Diese beklagenswerte Situation führt zum Gegenteil des Wünschenswerten. Die Jungen sind geradezu dazu gezwungen, sich an traditionellen Rollenklischees zu orientieren, da kaum bis gar keine leibhaftigen, greifbaren männlichen Identifikationspersonen zur Verfügung stehen. An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, ob sich Jungen weniger an Klischees orientieren, wenn Männer im Alltag zur Verfügung stehen? Nach den obigen Ausführungen kann davon ausgegangen werden, dass dies der Fall ist, wobei die Vorbildfunktion jene Männer übernehmen müssten, die im psychoanalytischen Sinne im Einklang mit ihren männlichen und weiblichen Anteilen sind und sich nicht von dem verändernden Frauenbild verunsichern lassen. Jene Männer, die noch traditionelle männliche und weibliche Verhaltensweisen bevorzugen, leben oder sogar darauf beharren, sind diejenigen, die aus heutiger wissenschaftlicher Sicht als die „unsicheren Männer“ bezeichnet werden. Doch Männer, die Männlichkeit und Weiblichkeit verbinden können, gibt es (noch) nicht wie Sand am Meer. Im Zuge der Emanzipationsbewegung (ausgehend von den 1960er-Jahren), kam es sukzessive zur Verunsicherung der männlichen Rolle in der Gesellschaft. Die Übermacht „Mann“ wurde gesellschaftlich nicht mehr toleriert. An die Stelle des Patriarchen traten unterschiedlichste Männertypen. In den letzten vergangenen 25 Jahren reichten die Veränderungen der Männerbilder vom „Softie“ (Munding 2005, S24) über den „neuen Mann“ (ebd.) bis hin zu „Antisexisten“ (ebd.) und „alternativen Männern“ (ebd.). Unter Berücksichtigung dieses steten Wandels, scheint es nachvollziehbar, dass sich auch bei den Buben Unsicherheiten bezüglich ihrer Geschlechtsidentität zeigen (vgl. ebd.). Da Männlichkeit in ihrer ursprünglichen traditionellen Prägung einen gravierenden Wandel erfahren hat ist, sie nicht mehr eindeutig definierbar und schafft daher Verunsicherung bei heranwachsenden Buben und auch erwachsenen Männern. Gleichzeitig muss aber hervorgehoben werden, dass die Abschaffung des traditionellen Männerbildes ein breiteres Spektrum an Männlichkeit eröffnet und zulässt. Das heißt, dass Männer nicht mehr nur emotional hart, mutig und beruflich erfolgreich sein müssen, sondern auch beispielsweise Gefühle zulassen dürfen. Viele Jungen trauen sich heute sogar schon einen „gleichberechtigten, solidarischen, empathischen und selbstreflektierten Umgang mit Mädchen und Jungen“ (ebd. S35) zu. Trotzdem scheinen diese Jungen und Männer noch die Ausnahme zu sein, ansonsten würden nicht diese zahlreichen Publikationen über Probleme von und mit Knaben und jungen Männern zu finden sein.

Diese letzte Aussage erlaubt einen Blickrichtungswechsel zurück auf psychoanalytische Diskurse. Welche Bedeutung der Vater für die sich entwickelnde Männlichkeit des Sohnes bei

Freud hatte, ist in dieser Arbeit schon thematisiert worden. Doch scheint im Kontext dieser Arbeit neben Freuds Ansichten die Weiterentwicklung der Vaterthematik ein ebenso interessantes Moment und soll daher im folgenden Kapitel erörtert werden.

3.4 DAS VATERBILD IN DER PSYCHOANALYSE BEGINNEND BEI FREUD BIS

HEUTE

Wie vorab gezeigt wurde, stellt die Marginalisierung der Väter ein zeitübergreifendes Phänomen dar und spiegelt sich traurigerweise auch in der psychoanalytischen Literatur wider. Wie schon in Kapitel 2 präzise dargelegt wurde, hat Freud dem Vater eine zentrale Rolle für die kindliche Entwicklung eingeräumt. Bedeutende AutorInnen, wie z.B. Spitz (1972) und Winnicott (1965) haben hingegen fast zur Gänze auf ihn verzichtet beziehungsweise vergessen oder ihn verdrängt. Aigner (2002) stellt die Frage in den Raum, wie dieser Mangel zu erklären ist, und versucht Erklärungsansätze zu finden, die dafür verantwortlich sein könnten, formuliert sie jedoch fragend, da er sich möglicherweise selbst nicht über dieses Defizit im klaren ist. Er gibt zu denken, ob sich der Mangel möglicherweise auf die Tradition Freudscher Texte zurück führen lässt oder ob generell „spezifisch männlich-patriarchale blinde Flecken“ (Aigner 2002, S70) dafür verantwortlich sind. Eine weitere Möglichkeit sieht er bei Freud selbst, der den „metapsychologischen Vater und den ödipalen Vater immer nur im Hinblick auf die Entwicklung des Sohnes in den Mittelpunkt rückte“ (ebd.). In Fallgeschichten aus Analysen scheint der Vater jedoch immer wieder eine bedeutsame Rolle einzunehmen. Schon in Freuds Klassikern wie bei Anna O., dem Kleinen Hans, Dora und beim Wolfsmann schien er für die Genesung der Patienten von großem Interesse zu sein.

Auch in neueren psychoanalytischen Publikationen, beispielsweise bei Tilmann Moser (1996), dreht sich die Krankengeschichte des Patienten um den verstorbenen Vater und die Lücken, die er in den entscheidenden Entwicklungsphasen seines Sohnes hinterlassen hat (vgl. Aigner 2002, S70ff). Eine andere Ursache dafür sucht Aigner in der Annahme einer ausschließlichen Mutter-Kind-Dyade in den ersten Lebensmonaten des Kindes. Diese Annahme dominierte über lange Zeit hinweg den entwicklungspsychologischen Theoriekomplex. So kam es dazu, dass der rivalisierende aber auch rettende Vater des Ödipuskomplexes sukzessive aus der psychoanalytischen Literatur verschwand (ebd., S90). Dammasch nimmt diesen Mangel am Vaterthema in der psychoanalytischen

Entwicklungstheorie und Krankheitslehre ebenfalls wahr. Er führt dies einerseits auf den Nationalsozialismus zurück, wo das Väterliche herabgewürdigt wurde. Andererseits schlussfolgert er, dass die frühe Mutter-Kind-Interaktion, die ihren starken Bedeutungsgehalt durch das Stillen erlangt, ein weiterer Grund für die defizitäre Beachtung des Vaters darstellen könnte (vgl. Dammasch 2008, S13). Welchen Grund auch immer man dafür nennen mag, Tatsache ist, dass der Vater nach Freud, mit Ausnahme des Ödipuskomplexes, fast nicht mehr in psychoanalytischen Entwicklungstheorien genannt wird.

Renè Spitz, einer der bedeutsamsten Entwicklungspsychologen, hat den Vater in seinem Werk „Vom Säugling zum Kleinkind“ (1972) nicht erwähnenswert gefunden, ihm also keine weitere Relevanz in der kindlichen Entwicklung beigemessen. Der Untertitel dieser Publikation „Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr“ impliziert die Annahme, dass die Beziehung zwischen Mutter und Kind eine von der Natur gegebene und somit bei der Mutter stets vorhanden ist. Ebenso verhält es sich bei Winnicott. Er prägte den Terminus der „primären Mütterlichkeit“ (Schon 2000, S35). Dabei geht es um die hingebungsvolle, liebende Mutter die wochenlang nach der Geburt nur die Pflege ihres Neugeborenen im Sinn hat und daher sehr stark mit ihm verbunden ist. Der Vater tritt hingegen als stützendes Individuum von außen auf, der der Mutter sowohl physisch, als auch emotional „unter die Arme greift“, um eine Überforderung der Frau zu verhindern (ebd.). Er geht also in seinen Abhandlungen spezifisch auf die Mutter-Kind-Dyade ein und gesteht dabei dem Vater nur eine Randposition zu. Es scheint für Winnicott keine vergleichbare primäre Väterlichkeit zu bestehen (vgl. Aigner, 2002, S90ff).

Auch Lacan (1953) unterstützt, mit seinen Auffassungen die durchaus verherrlichte Mutter-Kind-Beziehung. Er ist der Ansicht, dass dem symbolischen Vater eine besondere Gewichtung beigemessen werden sollte. Der symbolische Vater ist in der „Innenwelt der Mutter“ (Heberle 2006, S26) manifest präsent. Die Frau muss eine überzeugte positive Haltung gegenüber dem Dritten, also dem Vater, haben, damit der Verschmelzungswunsch des Kindes mit der Mutter verhindert wird. (vgl. ebd.) Lacan hält den realen, anwesenden Vater offenbar für nebensächlich. Es ist lediglich eine innere Repräsentanz in der Mutter nötig, um dem Kind die positive Lösung der ödipalen Phase zu ermöglichen.

Eine ähnliche Bedeutung schwingt beim Terminus „Archetypus“ von C. G. Jung (1976) mit. Liessmann hält fest, dass C.G. Jung unter diesem Begriff eine Art „Vater-Imago“ (Liessmann 2000, S46) versteht. Ein „Bild“ das von Beginn an in uns als Urinstinkt vorhanden zu sein

scheint und sogar mehr Wirkmächtigkeit besitzt, als der real anwesende Vater es je haben könnte. (vgl. ebd.)

Sogar am Ende des vorangegangenen Jahrhunderts konnte Aigner bei einem Symposium über „Psychoanalyse und Körper“ (1998) feststellen, dass die Mutter im Zentrum einer gelungenen gesunden kindlichen Entwicklung steht. Daraus folgt aber auch, dass Mütter allein die Schuld an jeglichen Entwicklungsverzögerungen, Verhaltensauffälligkeiten etc. des Kindes tragen müssen (vgl. ebd., S17f).

3.4.1 Ausnahmen bestätigen die Regel

Es gab damals aber auch Ausnahmen, die den Vater doch in einer gewissen Art und Weise würdigten. Erwähnenswert scheint zuallererst Anna Freud (1971) zu sein, die Tochter Freuds. Sie hatte bekanntermaßen eine besondere Beziehung zu ihrem Vater, daher könnte angenommen werden, dass sie dem Vater auch ganz allgemein eine besondere Rolle beziehungsweise Funktion in der kindlichen Entwicklung zukommen lässt. Dem ist aber nicht so. Aigner fragt sich, ob gerade die enge Verstrickung, mit ihrem eigenen Vater, für diese Vernachlässigung verantwortlich ist. Im Werk „Anstaltskinder“ (1971) widmete sie dem Vaterthema gerade einmal ein Kapitel, was Aigner äußerst spärlich findet (vgl. Aigner 2002, S88). Dennoch beklagt sie den Umstand, dass Kindern aus Anstalten zwar die Mutter durch eine Ersatzperson substituiert wird, der Vater hingegen bleibt unvertreten. Es gibt keine Ersatzfigur für seine Funktion beziehungsweise Rolle. Außerdem kritisiert sie die Geringschätzung der frühen Vaterbeziehung. Der Vater scheint nur bei auffälligen Jugendlichen ein Thema zu sein. Anna Freud vertritt die Ansicht, dass der Vater im zweiten Lebensjahr des Kindes ein bedeutendes Element für das kindliche, emotionale Leben darstellt und für die spätere Charakterbildung unentbehrlich ist. (vgl. Freud A. 1980, S974f)

Bei Melanie Klein (1927) z.B. tritt der Vater sogar schon im ersten Lebensjahr auf. Ihre Beobachtungen haben ihr gezeigt, dass der Ödipuskomplex schon mit dem Abstillen, d.h. „durch die Entwöhnung von der Mutterbrust“ (Klein, 1985, S7), in Erscheinung tritt und damit auch der Vater, schon früher als bei Freud, an Bedeutung gewinnt. Zwar sehen beide den Vater in Verbindung mit der ödipalen Phase, doch im Unterschied zu Freud, der die ödipale Phase frühestens ab dem dritten Lebensjahr ansetzt, konnte Klein die ersten ödipalen Strebungen und die Fundamentbildung des Über-Ichs schon im ersten Lebensjahr, also in der oralen Phase, beobachten. Diese erste Grundlage des Über-Ichs stellt für Klein die

Mutterbrust dar, wobei sie (die Brust) diesen Status nicht behält, sondern als wesentlicher Einflussfaktor der gesamten Über-Ich-Bildung und „emotionalen und sexuellen Entwicklung“ (ebd., S152) betrachtet wird. Die Mutterbrust stellt also das erste Objekt der Befriedigung dar, wobei es unter keinen Umständen zu vermeiden ist, dass das Kind von dieser Mutterbrust auch Frustration erfährt. Diese unvermeidbaren Frustrationen führen dann dazu, dass das Kind sich eine orale Befriedigung durch den Penis des Vaters herbeisehnt (vgl. ebd., S152ff). Klein geht nämlich davon aus, dass Kinder schon in dieser frühen Phase ein „unbewußtes [sic] Wissen von der Vagina und vom Penis“ (ebd.; S163) besitzen. Daraus kann geschlossen werden, dass der Wunsch nach dem väterlichen Penis möglich ist.

Klein erkennt, dass der Vater für das Kind bedeutungsvoll ist. Leider spricht sie ihm aber nicht gerade einen positiven Charakter zu. Aigner sieht im „kleinianischen“ Vater ein „Alternativobjekt zur bösen, versagenden Mutter“ (Aigner 2002, S92), was seinen Status deutlich macht. Die Bedeutung des Begriffes „alternativ“, die in der Ausformulierung Aigners mitschwingt, ist unschwer zu erkennen. „Alternativ“ impliziert die Bedeutung des Vaters als „zweite Wahl“. Wenn das Kind das Beste, also die liebevolle Mutter, die alle Wünsche befriedigt, nicht haben kann, dann stellen der Vater und dessen Penis die nächstbeste Alternative dar, um die gewünschte Befriedigung zu erlangen. Suspekt erscheint jedoch, dass der Penis des Vaters herbei gesehnt wird, da dieser im wahrsten Sinne keine reale Alternative zur mütterlichen, nährenden Brust darstellt. Relativierend zur letzten Aussage muss festgehalten werden, dass Klein nicht von realen Vorstellungen, sondern von unbewussten „Phantasien“ (Klein 1985, S163) des Kindes gesprochen hat.

Margaret Mahler ist eine weitere Autorin, die unter Bedachtnahme auf den Vater eine Entwicklungstheorie formulierte (vgl. Aigner 2002, S95). Ihrer Erkenntnis nach müssen Kinder eine etappenweise Loslösung von der Mutter bewältigen. Je nach Entwicklungsschritt nimmt der Vater eine bestimmte Funktion ein. An Bedeutung gewinnt er bereits in der „Differenzierungsphase“ (Mahler 1972), die sich vom fünften bis zum neunten Lebensmonat erstreckt (vgl. Aigner 2002, S95). In dieser Zeitspanne übernimmt der „mütterliche Partner“ (Mahler 1972, S17), wie Mahler den Vater bezeichnet, eine Art Stützfunktion für die Mutter-Kind-Symbiose, indem er sich an der Pflege des Säuglings beteiligt. Diese Entwicklungsphase ist begleitet von zahlreichen Unsicherheiten, da das Kind allmählich erkennt, dass es, genauso wie die Mutter, ein eigenständiges Individuum darstellt. Die Vorstellung eines symbiotischen Verschmolzen-Seins mit der Mutter geht stückweise verloren, was große Ängste im Kind

auslöst. Diese Ängste soll der Vater durch reale Anwesenheit abfangen. Fehlt diese haltende Funktion des Vaters, kann es zu schwerwiegenden „Erinnerungsspuren“ (ebd., S19) kommen, die sich in psychischen Störungen äußern können. In der darauffolgenden Phase, der sogenannten „Übungsphase“ (ebd.), empfindet das Kind den Drang, die Welt zu erforschen. Zuerst möchte es sich durch das Krabbeln, dann durch das selbständige Gehen die Welt um sich herum aneignen, jedoch nicht ohne Unterstützung der Mutter. Durch regen Blickkontakt stellt das Kind immer wieder klar, ob sie sich in Reichweite befindet. Hier kommt auch wieder der väterliche Einsatz zum Tragen. Er soll die autonomen Bestrebungen des Kleinkindes bestärken. Mahler hebt aber noch einen anderen bedeutenden Aspekt hervor. Sie will bei einigen Müttern eine Hilflosigkeit oder gar Unfähigkeit¹⁰ erkennen, wenn es um die Autonomietendenzen des Kindes geht.

Die Entwicklung des Kindes verläuft nicht immer geradlinig. Verschiedene Bereiche wie der kognitive und der motorische Bereich können sich in unterschiedlichem Tempo entfalten. Oft erkennen Mütter diese Problematik nicht und bemerken somit auch nicht, wann das Kind verbale Ermutigung und wann es eine wirkliche helfende Hand braucht. An dieser Stelle soll der Vater in Erscheinung treten und als „Hilfs-Ich des Kindes“ (ebd.) Unterstützung leisten (vgl. ebd., S13ff). Aigner erkennt im Mahler'schen Vater der Wiederannäherungsphase einen „ruhenden Pol“ (Aigner 2002, S95), der in dieser ambivalenzbesetzten Zeit dem Kind Sicherheit und Wohlbehagen entgegen bringen kann. Immer wieder betont Mahler, die besondere Bedeutung des „mütterlichen Partners“. Wiederholt erwähnt sie auch, dass es fatale Konsequenzen für die kindliche Entwicklung haben kann, wenn diese Person fehlt. Diverse psychische Störungen können die Folge sein (vgl. Mahler 1972). Beim Durcharbeiten des Werkes „Symbiose und Individuation“ von Mahler (1972) ist aber dennoch zu erkennen, dass Mahler die Mutter als die primäre und wichtigste Person im Leben des Kindes darstellt. Auch wenn dem Vater eine gewisse Verantwortlichkeit gegenüber seinem Kind und dessen Entwicklung zuteil wird, kommt der Mutter die Hauptverantwortung für eine gelingende Entwicklung, aber auch für das Aufkommen psychischer Störungen beim Kind zu.

¹⁰ Wie Mahler diese Unfähigkeit auslegt, kann an dieser Stelle nicht genauer erörtert werden. Nachzulesen ist dies bei Mahler 1972, S26.

3.4.2 Bahnbrechende Erkenntnisse zur Vaterthematik von Abelin

In den 1970er-Jahren des letzten Jahrhunderts hat Abelin, ein Mitarbeiter Mahlers am Masters Children`s Center in New York, den Begriff der „frühen Triangulierung“ etabliert. In seiner Studie „Die Rolle des Vaters im Loslösungs- und Individuationsprozeß“ (Abelin 1971, zit. n. Schon 1995, S48) konnte er herausfinden, dass Vater und Kind bereits eine präödiipale Beziehung eingehen können. Auch wenn das Setting der Beobachtungen fragwürdig ist, weil nicht die direkten Interaktionen zwischen Vätern und ihren Kindern beobachtet wurden¹¹, so konnte Abelin doch bemerkenswerte Ergebnisse verzeichnen. Er beobachtete, dass zwischen Kind und Vater bereits in der symbiotischen Phase eine Bindung entsteht, die sich in der darauf folgenden Entwicklungsphase vertieft. Daraus ergab sich die zur damaligen Zeit neue Erkenntnis, dass die Häufigkeit der Interaktionen zwischen Vater und Kind den Beginn und das Ausmaß der Bindung beeinflussen. Anders ausgedrückt bedeutet das, dass ein Vater, der als Bezugsperson nicht verfügbar ist, auch keine Bindung zum Kind aufbauen kann. Umgekehrt kann ein anwesender, sich kümmernder Vater eine gute Bindung zum Kind fördern.

Abelin misst der Vater-Kind-Beziehung auch in den weiteren Entwicklungsphasen Mahlers besondere Bedeutung bei. Er führt aus, dass der Vater in der Übungs-Subphase zum „anderen Elternteil“ werde und nicht einfach zur „zweiten bemutternden Figur“. Dahingehend bezieht er sich auf die Mahler`sche Ausführungen, die nicht von einer besonderen Beziehung spricht, sondern von einem Art „Vater-Prinzip“, das für das Neue und Unbekannte der Außenwelt steht. Damit macht er den Vater zu einem Dritten, nämlich zum ersten Dritten neben nachfolgenden Anderen. Schon (1995) ist der Auffassung, dass sich Abelin hier widerspricht, denn einerseits beschreibt er eine bezeichnende Bindung zum Vater, die schon nach dem sechsten Monat beobachtet werden kann, andererseits wird der Vater zu einer „Symbolfigur“ (Schon 1995, S50), die die „Außenwelt“ repräsentiert. Schon führt dies auf das Beobachtungssetting zurück und merkt an, dass der Vater sehr wohl die Position des „Anderen“ einnehmen kann. Er unterscheidet sich aber hinsichtlich der für das Kind unbekanntem Beobachter dahingehend, dass er dem Kind bekannt ist und auch in der

¹¹ „Um spezifische Informationen zur Vater-Kind-Beziehung zu erhalten, wurde auf Berichte der Mütter zurückgegriffen. Ferner legte Abelin sein besonderes Augenmerk auf Interaktionen der Kinder mit männlichen Beobachtern und untersuchte außerdem, inwieweit der Vater *symbolisch* im kindlichen Spiel auftauchte.“ (Schon, 1995, S49)

Beziehung zum Kind schon (ebd. S48ff) „Nähe, Geborgenheit und Vertrautheit“ (ebd. S48ff u. S51) aufgebaut hat. Schon kritisiert des Weiteren die Haltung, die Abelin gegenüber der Vater- und der Mutterfigur einnimmt. Den Vater als ausnahmslosen Repräsentanten des „außen = fremd“ (ebd., S51) anzusehen und die Mutter, die nur das „innen = vertraut“ (ebd.) repräsentiert, ist zu eng gegriffen, denn immerhin waren beide an der Beziehungsgründung und der Zeugung des Kindes beteiligt. Auch der Mann hat miterlebt, wie das Baby im Uterus seiner Frau heran wuchs und hat bestenfalls vom ersten Tag an am Leben des Neugeborenen, seines Kindes, teilgenommen, wenn auch zeitlich begrenzter als die Mutter. Daher scheint Schon die konstruierte Polarisierung des „Mutter = innen = vertraut“ und „Vater = außen = fremd“ zu oberflächlich und eng gegriffen (ebd.).

Es ist aber dennoch zu erkennen, dass Abelin von der eingeschränkten Sichtweise der ausschließlichen Mutter-Kind-Beziehung Abstand nimmt und den Vater stärker mit einbezieht. Er erkennt also neben der Mutter-Kind-Dyade auch eine Vater-Kind-Dyade. Des Weiteren beinhaltet sein Konzept der frühen Triangulierung nicht nur die Annahme, dass das Kind eine frühe Beziehung zu beiden Elternteilen aufbauen kann, sondern auch die Möglichkeit der Wahrnehmung der elterlichen Beziehung zueinander, aus der das Kind ausgeschlossen ist. Abelin geht davon aus, dass sich dieses Gefühl des Ausgeschlossenseins äußerst dramatisch auf das Kind auswirkt. Diese Angst kann, nach Abelin, nur durch die Identifikation mit dem Vater kompensiert werden wobei die hier beschriebene Identifikation nicht mit Freuds Identifizierungsbegriff gleichgesetzt werden darf. Abelin schreibt nämlich von einer „empathischen Identifikation“ (Abelin zit. n. Schon 1995, S53), was bedeutet, dass sich das Kind in sein Gegenüber hineinversetzen und dessen Wünsche verstehen kann. Diese Kompetenz dürfte das Kind aber offenbar nur auf den Vater anwenden können. Bei Abelin bleibt der Vater der Dritte, der von außen hinzu kommt. Genauso gut könnte aber eine beliebige andere Person die väterliche Position einnehmen. (Schon 1995, S52f).

3.4.3 Das psychoanalytische Vaterbild heute

Die moderne Säuglingsforschung fördert interessante Aspekte der Kompetenz des Neugeborenen zutage. Präzise durchgeführte Forschungen geben heute Aufschluss darüber, dass der Säugling von Beginn seines Lebens an in der Lage ist, zu mehreren Personen eine Beziehung aufzubauen (vgl. Schon 2000, S34). So sagen z.B. Grossmann und Grossmann (2004), dass das Kind durch seine Sinnesorgane von Geburt an für soziale Kontakte bereit ist

und diese sogar notwendigerweise für die Entwicklung des Gehirns benötigt. Das Wahrnehmen der eigenen Affekte und der, der Bezugspersonen (zumeist Mutter und Vater) wie auch das Interagieren mit jenen sind Fähigkeiten, die Säuglingen angeboren zu sein scheinen. (Grossmann et al. 2004, S101ff) Diese Erkenntnis sollte AutorInnen, die den Vater erst in späterer Zeit würdigen, dazu veranlassen, über ihre Ansichten erneut nachzudenken.

In ganz früher Lebenszeit ist das Kind auf reale Anwesenheit der Bezugspersonen angewiesen, um eine Bindung aufbauen zu können. Erst später ist es fähig, diese Beziehungen zu verinnerlichen. Steht also der Vater im Alltag zur Interaktion mit dem Kind zur Verfügung, wird das Kind eine intensive Bindung zu ihm aufbauen können (vgl. Schon 2000, S34). Damit kann Abelins Annahme der Auswechselbarkeit des Vaters als widerlegt angenommen werden. Denn ist die Bindung zum Vater einmal verinnerlicht, kann diese nicht einfach durch eine andere Person ersetzt oder durch jemand anderen kompensiert werden.

Die Urform Mutter-Kind-Dyade wird heute durch eine zweite dyadische Beziehungsform ergänzt: durch die Vater-Kind-Dyade. Aus soziologischer und biologischer Sicht unterscheiden sich Vater und Mutter in vielerlei Hinsicht. Heberle (2006) fragt sich aber, ob diese postulierten Rollenunterschiede wirklich so stark auf ein Kind und dessen Entwicklung wirken? Um die Annahme einer ausschließlichen Mutter-Kind-Dyade zu entkräften, zieht Heberle eine Studie von Pruett (1983, 1984) heran. Aus den Erkenntnissen dieser Forschung ging hervor, dass sich Kinder, die ausschließlich von ihrem Vater gepflegt wurden, genauso gut entwickelten, sowohl hinsichtlich ihrer „Ich-Funktionen“ (Heberle 2006, S28), als auch ihrer „Objektbezogenheit“ (ebd.), wie Kinder aus gesellschaftlich genormten Familienkonstellationen. Die Eltern dieser Kinder besaßen sowohl eine stabile Geschlechtsidentität als auch eine flexible Haltung gegenüber den Rollenverteilungen in der Familie. Die Entwicklung eines dyadischen Beziehungsgeflechts scheint, laut Heberle, nur daraus zu resultieren, dass sich zu Beginn vorwiegend eine einzelne Person um den Säugling kümmert. (Heberle 2006, S28) Es scheint also nicht die Frau beziehungsweise die Mutter als Person selbst für die Beziehungsdyade Mutter-Kind verantwortlich zu sein. Offenbar macht es keinen Unterschied, ob vorwiegend der Vater oder die Mutter das Kind pflegen. Eine frühe dyadische Beziehungskonstellation stellt sich sowohl mit der Mutter als auch mit dem Vater ein. In unserer westlichen Gesellschaft ist es aber so, dass vorwiegend die Mütter das Neugeborene einige Monate hinweg pflegen. Daher könnte auch die traditionelle Annahme der Urform der Mutter-Kind-Dyade stammen.

Heberle hält unter Anlehnung an Herzog (1998) und der neueren Bindungsforschung (Fonagy 1996) fest, dass sich die beiden Dyaden durch verschiedene Charaktereigenschaften unterscheiden. Während sich die Vater-Kind-Dyade aufregender und spannungsreicher gestaltet, ist die Mutter-Kind-Dyade von einer stabilen, eher gleichschwebenden Interaktion gekennzeichnet. Die Eigenschaften des väterlichen Spielverhaltens und die Bereitschaft selbst dazu haben, neuen Forschungen zufolge, Auswirkung auf die Empathiefähigkeit, auf das Selbstvertrauen, auf die soziale Kompetenz und auf die Bindungsfähigkeit des Kindes. Die Bindungsforschung hat diesbezüglich noch weitreichendere Erkenntnisse hervor gebracht. Ähnlich wie bei der Mutter, beeinflussen häufige gute Interaktionen mit dem Vater wie auch die väterliche „Bindungsgeschichte“ (ebd.) und Kompetenz zur „Selbstreflexivität“ (ebd.) die Bindungsfähigkeit und –form des Kindes (vgl. ebd.). Grossmann und Grossmann halten fest, dass sich das Bindungsverhalten zwischen Vater und Kind eher über das Spielverhalten entwickelt und nicht, wie bei der Mutter, vorwiegend über eine gute Fürsorge. Sie halten dazu einige Merkmale und Auswirkungen einer positiven Vater-Kind-Beziehung fest. Je feinfühlicher sich das Spiel zwischen Vater und seinem zweijährigem Sohn gestaltet umso:....:

- ...sicherer gebunden ist das Kind;
- ...besser kann er mit negativen Gefühlen umgehen;
- ...feinfühlicher ist das Kind;
- ...höher fiel die Bereitschaft für eigene zukünftige Beziehungen aus;
- ...besser konnten er als Jugendlicher Emotionalität in Freundschaften zulassen;
- ...sicherer war sich das erwachsen gewordene Kind in der eigenen Partnerschaft;
- ...besser können kann er sich sozial integrieren (vgl. Grossmann et al. 2004, S224ff).

Die Schilderungen der Bindungsforscher wiederholen und bestätigen die Annahme, die in Kapitel 2.4.3 aufgestellt wurde: dass frühe Beziehungserfahrungen weitreichende Auswirkungen, bis ins Erwachsenenalter hinein, haben.

Wenn ein Vater nicht regelmäßig anwesend ist und sich nicht mit dem Kind beschäftigen oder nicht angemessen feinfühlig auf das Kind reagieren kann, dann wird sich das Bindungsverhalten des Kindes dementsprechend ausgestalten. Das kann zur Folge haben, dass das Kind ein unsicheres Bindungsverhalten zum Vater entwickelt, was dann wiederum zu Problematiken in der Entwicklung, der oben angeführten Aufzählung, führen kann. Das Kind ist aber dazu in der Lage, einen Unterschied zwischen der Beziehung zur Mutter und zum Vater zu machen. Mit anderen Worten, es ist in der Lage unterschiedliche Bindungsmuster zu

den Eltern zu entwickeln. Das heißt, dass es z.B. „sicher an die Mutter, aber unsicher an den Vater gebunden“ (Heberle 2006, S30) sein kann (vgl. ebd., S29f).

Zu den dyadischen Beziehungsgeflechten tritt, aus heutiger wissenschaftlicher Kenntnis, die „Triade“ (Wegerle-Schardt 2008, S169) hinzu. Psychoanalytische Theorien besagen, dass ein Kind das „Dritte“ (ebd.) im Bunde des Liebespaares darstellt. Die Paarbeziehung trägt damit zur „Triade“ bei (ebd.), wobei darin alle möglichen dyadischen Konstellationen enthalten sind (Vater-Kind, Mutter-Kind, Mutter-Vater). Die dyadische Konstellation ermöglicht das Beziehen auf den jeweils „Dritten“, da sich die beiden anderen gespiegelt im „Dritten“ (ebd.) wiederfinden. (vgl. Wegerle-Schardt 2008, S169) Heberle nimmt zur Thematik eine Zusammenfassung einiger der neuesten Erkenntnisse vor und bezieht sich unter anderem auf Herzog (1998), Bürgin (1998), Metzger (2002) und Kai von Klitzing (1999, 2002). Herzog ist der Meinung, dass ein Säugling von Geburt an durch die Anwesenheit des Vaters eine „Triade“ (Heberle 2006, S35) erlebt. Bürgin vertritt die Ansicht dass der Säugling diese Triade sogar selbst mitgestaltet. Seine Betonung liegt dennoch immer auf der Mutter-Kind-Dyade, was ihn dazu veranlasst, von einer „dynamisch asymmetrischen Triade“ (ebd.) zu sprechen. Metzger spricht von einem Wechsel von dyadischen und triadischen Beziehungskonstellationen, wobei die zweitgenannten auf den erstgenannten aufbauen. Eine weitere interessante Betrachtungsweise Metzgers ist die Annahme eines lebenslangen Triangulierungsprozesses, der nicht nur begrenzt in der präödpalen und ödipalen Phase in Erscheinung tritt. (vgl. ebd. S35f)

Besonders interessant sind jedoch Heberles Aufzeichnungen zu den Forschungen von Kai von Klitzing (1999, 2002) und dessen MitarbeiterInnen. Sie haben in „prospektiven psychoanalytisch-empirischen Studien die Bedeutung für die Entwicklung des Kindes von Geburt an untersucht“ (Heberle 2006, S36) und sind auf bahnbrechende Erkenntnisse gestoßen. Es erwies sich als äußerst bedeutungsvoll, für die sich entwickelnde triadische Kompetenz des Säuglings, wenn die Eltern schon in der Schwangerschaft ein Bild vom Kind und allen Beteiligten, also sich selbst und dem/ der PartnerIn, als Familienkonstellation präsent hatten. Dies zeigte sich im vierten Lebensmonat beim „Lausanne-Spiel zu Dritt“¹²

¹² Fivaz-Depeursinge und CorbozWarnery (2001) haben das „Lausanner Spiel zu Dritt“ zu Forschungszwecken generiert. Dabei handelt es sich um eine künstlich hergestellte Situation, in der mittels Videokamera die Interaktionen zwischen Säugling/ Kleinkind und dessen Eltern festgehalten werden sollen um diese danach analysieren zu können.

(ebd.). „Je mehr sich die Väter bereits in der Schwangerschaft als bedeutsamen Beziehungspartner ihres Kindes phantasiert hatten, umso beteiligter waren die Säuglinge im Spiel zu dritt, [...]“ (ebd. S37) Einige Jahre später wurden weitere Untersuchungen mit denselben Probanden durchgeführt. Es zeigte sich, dass Kinder weniger aggressiv waren und über höhere Mentalisierungsfähigkeiten¹³ verfügten, wenn die Eltern schon vor der Geburt über eine „triadische Kompetenz“ (ebd.) verfügten.

Bezogen auf Klein (1932) und Lacan (1953) kommt Heberle zu dem Schluss, dass der symbolische Vater, als innere Repräsentanz in der Mutter, einen bedeutenden Platz in der Triade einnimmt (ebd. S27). Gestützt auf Atkins (1981, 1982) führt Schon aus, dass es wichtig ist, dass die Mutter eine gute, positive Einstellung gegenüber dem Vater (und generell der Männlichkeit) in sich trägt. Denn diese überträgt sie sowohl bewusst, als auch unbewusst auf den Sohn (vgl. Schon 2000, S56f).

Während Lacan (1953) und Klein (1932) nicht unbedingt eine Notwendigkeit der Anwesenheit des realen Vaters erkannten, zeigen heutige Erkenntnisse das Gegenteil. Heberle meint dazu, dass es sich in diesen Diskursen um einen Konflikt aus verschiedenen theoretischen Blickwinkeln handelt die offenbar nicht miteinander vereinbar sind. Sie gibt zu bedenken, dass es nach derzeitigem Wissensstand klar ist, dass ein Kind umso stärker auf die positive „väterlichen Imaginationen“ (Heberle 2006, S27) in der Mutter angewiesen ist, je weniger der Vater im Alltag greifbar ist. Diese Auffassung ist besonders im Kontext der vorliegenden Arbeit entscheidend, da Kinder aus geschiedenen Ehen zumeist bei der Mutter leben und zum Vater oftmals keinen hoch frequentierten Kontakt pflegen können. Welche

(<http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/1/6/0/CH2247/CMS1229354807138/vaeterkonf-orange.pdf>,

Download: 23.07.2012)

¹³ Das Konzept der Mentalisierung geht auf Fonagy und MitarbeiterInnen aus den neunziger Jahren zurück. Es bedeutet, dass „wir sukzessive realisieren, dass wir selbst und andere Menschen Personen mit geistig-seelischen Zuständen sind, die unsere Weiterfahrung vermitteln. Dieser Prozess ist essentiell mit der Entwicklung des Selbst verschränkt“ (Heberle 2006, S34).

Mehr zu lesen z.B. in: FONAGY, P., et al. (2008): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst, Klett-Cotta, Stuttgart

weitreichenden Auswirkungen das haben kann¹⁴ und wie der Besuchskontakt heute rechtlich geregelt ist, wird in Kapitel 4 noch genauer zur Sprache kommen.

Heberles Ansicht ist noch hinzuzufügen, dass nicht unbedingt die quantitative, sondern mehr die qualitative Anwesenheit des Vaters zählt. Aigner zieht Engelfried (1997) heran, der in Interviews mit Männern herausfinden konnte, dass Söhne es besonders wichtig fanden, wenn sie eine bedeutsame Person im Leben ihres Vaters darstellten. (vgl. Aigner 2002, S333) Engelfried vertritt damit den Ansatz, dass nicht unbedingt die Quantität des täglichen Umgangs mit dem Kind von Bedeutung ist, damit sich eine positive Beziehung zwischen Vater und Sohn entwickeln kann. Vielmehr ist es die Qualität, also die positive Anerkennung des Vaters gegenüber seinem Sohn - und das am besten ein Leben lang.

In dieser Arbeit wird die Sichtweise vertreten, dass es sehr wohl einen Unterschied macht, ob ein Vater im Alltag des Kindes anwesend ist oder nicht. Sicherlich behält Engelfried damit recht, dass gute Qualität wertvoller für die Entwicklung guter zwischenmenschlicher Beziehungen ist, als Quantität ohne Qualität. Auch wenn Engelfried an dieser Stelle nicht völlig zugestimmt werden kann, bringt er doch einen wichtigen Faktor zur Sprache. Nämlich das Angenommen-, Geliebt- und Akzeptiertwerden durch den Vater spielt eine bedeutende Rolle für eine gesunde psychische Entwicklung des Kindes.

Eltern vertreten oft die Ansicht, dass sie für ihre heranwachsenden Jugendlichen kaum noch eine bedeutende Rolle spielen. Oben angeführte Schilderungen zeigen aber deutlich, dass sich die Bedeutung des Vaters (und natürlich auch der Mutter) mit den Jahren nicht verliert. Es ist demnach ein Irrtum anzunehmen: „je älter das Kind, desto weniger wichtig wäre der Vater“. Wie weiter oben schon einmal erwähnt, findet der negative Ödipuskomplex unter guten Bedingungen erst am Ende der Adoleszenz seine Lösung (vgl. Aigner 2002, S352). Wie die in diesem Kapitel vorgenommene Literaturrecherche zeigt, nimmt die Bedeutung nicht ab, sondern sie verlagert sich auf aktuelle entwicklungsbedingte Bereiche. Das bedeutet, dass der Vater in der ödipalen Phase andere entwicklungsbedingte Funktionen übernimmt, als in der Latenz und der Adoleszenz und daher im gesamten Prozess des heranwachsenden Kindes bedeutend ist. Dieser Ansicht schließt sich die Verfasserin dieser Diplomarbeit an.

Ein Satz von Helmuth Figdor bringt genau das auf den Punkt, was die Autorin als Quintessenz dieses Kapitels bezeichnet:

¹⁴ Mögliche Auswirkungen auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität wurden im Kapitel 2 schon differenziert angeführt.

„Eine gute Vater-Kind-Beziehung bietet zwar ebenso wenig eine Garantie für eine gesunde psychische Entwicklung wie eine gute Mutter-Kind-Beziehung. [...] Aber eines lässt sich mit Sicherheit sagen: *Ohne* eine gute Beziehung zu Mutter *und* Vater ist eine gesunde psychische Entwicklung nicht denkbar“ (Figdor 2007, S94).

4 DAS SCHEIDUNGSEREIGNIS

Wenn der Frage nachgegangen wird, welche Auswirkungen eine Scheidung auf die Entwicklung des Kindes hat (in dieser Arbeit konkret die Auswirkungen auf die männliche Geschlechtsidentität beim Jungen), muss zuerst geklärt werden, was unter „Scheidung“ verstanden wird. AutorInnen, die sich mit dieser Thematik beschäftigen (vgl. Figdor 2004, Strobach 2002), sind sich einig, dass der juristische Scheidungsvorgang zwar die Ehe auf dem Papier als geschieden deklariert, psychologisch gesehen ist Scheidung aber ein Prozess, der sich über Jahre hinweg ziehen kann. (vgl. Figdor 2004, S27). Es kann also nicht von einem „punktuellen Ereignis“ (Strobach 2002, S9) gesprochen werden, sondern von einem „Ergebnis oft jahrelanger Konflikte“ und diese setzen sich oft auch noch nach dem gerichtlichen Scheidungsakt fort (ebd.).

In Anlehnung an Bauers, Reich und Adam (1986) werden drei Scheidungsphasen unterschieden: Die Ambivalenzphase ist von Unsicherheit geprägt. Das Ehepaar ist sich noch nicht sicher, ob es sich wirklich trennen möchte. Diese Phase ist von Angst vor der Zukunft begleitet. Kinder haben es in dieser Zeit besonders schwer, da die Eltern es vermeiden, mit ihnen über die Problematik zu sprechen. Sie müssen mit all ihren Gedanken und Ängsten allein fertig werden, sei es mit alltäglichen Problemen oder mit den Phantasien über die Beziehungsverhältnisse zwischen den Eltern und zwischen Eltern und Kind (vgl. Bauers et al 1986, S48).

Die Phase der Scheidung bindet alle Konflikte und Umstände ein, die einem Paar beim endgültigen Entschluss einer Trennung widerfahren. Kinder werden dann oft zum „Spielball im Kampf der Eltern“ (ebd.). Frau und Mann sind so sehr auf ihre gemeinsamen Probleme fixiert, sodass sich das Kind oft vernachlässigt fühlt (vgl. ebd.).

Der juristische Scheidungsakt läutet die dritte Phase, die sogenannte Nachscheidungsphase, ein. Diese zieht sich so lange, bis beide Elternteile auch die emotionale Trennung vom ehemaligen Partner vollzogen haben, was manchmal auch ein ganzes Leben lang dauern kann.

Kinder erleiden einen „Scheidungschock“ (ebd.) und sind mit der Trennung oft auch räumlichen, ökonomischen und sozialen Veränderungen ausgesetzt (ebd., S48f). Die letzte Phase hat also die Konsequenz, dass ein Elternteil allein beziehungsweise ein Elternteil gemeinsam mit dem Kind den bis dato miteinander geteilten Haushalt verlässt. Heute ist der Elternteil ohne Kind zumeist immer noch der Vater, während das Kind vorwiegend bei der Mutter lebt. Bei den Besuchskontakten gilt grundsätzlich, dass Eltern sich einvernehmlich entscheiden, wie oft das Kind den getrennt lebenden Elternteil besuchen darf. Im Vordergrund soll dabei immer das Wohl des Kindes stehen. Die Aufrechterhaltung der Beziehung zwischen wegfallendem Elternteil und Kind ist ein europäisch anerkanntes Menschenrecht und soll bei der Besuchsregelung eben dementsprechend gewürdigt werden. Sind sich die geschiedenen Paare über die Regelung einig, ist es nicht erforderlich, dass eine dritte Instanz einschreitet. Findet das ehemalige Paar keine beidseitig zufriedenstellende Lösung, kann das Pflschaftsgericht eine für das Kind angemessene Regelung festsetzen. Notfalls kann diese dann auch gerichtlich eingefordert werden (vgl. Huber 2010, S 51ff).

4.1 STATISTISCHE DATEN

Das gestiegene wissenschaftliche Interesse am Vater und an dessen positiven Nutzen für das Kind, hat, wie im beruflichen Sektor als auch im Familienalltag, noch keine entsprechenden Veränderungen herbeiführen können. So wie die Frauendominanz im Bildungssektor mit den vorherrschenden strukturellen Rahmenbedingungen zu erklären ist, ist Vaterentbehmung bei Scheidung, unter anderem, auf die gleiche Problematik zurückzuführen. Die Startlinie zur Veränderung hinsichtlich dieser Problemstellung haben wir betreten, doch das Ziel liegt noch in weiter Ferne, wie aktuelle statistische Daten zeigen.

Laut Statistik Austria gab es im Jahre 2011 107.400 alleinerziehende Personen mit Kindern unter 15 Jahren. Davon lebten 105.300 Kinder bei der Mutter und 7.400 [sic] beim Vater (StatistikAustria³, Download: 15.06.2011). Diese Zahlen zeigen auf, dass die meisten Kinder nach Scheidung oder Trennung bei der Mutter leben. Genauer gesagt ist in Österreich mehr als jede achte Frau mit Kindern unter 15 Jahren alleinerziehend. Dem Vater bleibt dann „nur“ das sogenannte „Besuchsrecht“. Zum diesem Thema ist in der Judikatur folgendes zu finden: „§148 (1) Lebt ein Elternteil mit dem minderjährigen Kind nicht im gemeinsamen Haushalt, so haben das Kind und dieser Elternteil das Recht, miteinander persönlich zu verkehren. [...]“ (WienKonkret; Download: 10.2.2012) Die neutrale Formulierung „Elternteil“ meint

beide Geschlechter, doch die Zahlen der Statistik Austria zeigen einen eindeutig einseitigen Trend. Das Fehlen des Vaters im gemeinsamen Haushalt nach einer Scheidung bzw. Trennung ist ein gesellschaftlich toleriertes Paradigma. Die Kinder leben zumeist bei den Müttern. Die Väter erhalten in dieser Situation das „Besuchsrecht“ (ebd.).

Rechtlich gesehen gibt es in Österreich seit dem Kindschaftsrechts-Änderungsgesetz 2001 (KindRÄG 2001) die Möglichkeit, sich die Obsorge für die ehelichen leiblichen Kinder zu teilen. Davor wurde bei einer Scheidung automatisch den Müttern das alleinige Sorgerecht übertragen. Dies ist im Falle unehelicher Kinder heute immer noch übliche Praxis. Nur durch die Zustimmung der leiblichen Mutter des Kindes kann die gemeinsame Obsorge erreicht werden. Väter, aber auch Kinder, aus unehelichen Familien sind daher gesetzlich immer noch benachteiligt. Weshalb einem unverheirateten Vater weniger Rechte zugestanden werden, erscheint sich jeder Logik zu entziehen.

Väter, die verheiratet waren, haben durch die Möglichkeit der gemeinsamen Obsorgeregelung heutzutage schon annähernd die gleichen Rechte wie Mütter (vgl. WienKonkret², Download: 27.02.2012). Dies soll dazu beitragen, dass beide Elternteile einen guten Kontakt zu den Kindern pflegen, weniger Konflikte zwischen den geschiedenen Eheleuten auftreten und durch die damit einhergehende erhöhte Zufriedenheit auch die Unterhaltszahlungen pünktlich überwiesen werden (vgl. WienKonkret, Download: 10.2.2012). Aber auch diese Möglichkeit hebt nicht die Tatsache auf, dass die meisten Kinder immer noch vermehrt bei der Mutter im Haushalt leben und daher den Alltag mit dem Vater nicht erleben können. Denn die strukturellen Rahmenbedingungen bleiben weitestgehend erhalten. Beim juristischen Scheidungsakt muss von beiden Eltern eine schriftliche Vereinbarung unterzeichnet werden, die darüber Auskunft gibt, bei welchem Elternteil das Kind vorwiegend leben wird. Der andere Elternteil muss die Unterhaltsleistungen für das Kind übernehmen (vgl. Help.gv.at; Download: 27.02.2012).

Neuere Forschungen belegen aber die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung einer guten Beziehung des Kindes zu beiden Elternteilen, um eine gesunde psychische Entwicklung gewährleisten zu können (vgl. Fthenakis 2008, S87f).

Weiterführend sollen nun mögliche Folgen elterlicher Scheidung angeführt werden, die aufzeigen, wie dringend Kinder aus geschiedenen Ehen auf eine gute Beziehungskonstanz beider Elternteile angewiesen sind.

4.2 MÖGLICHE FOLGEN EINER ELTERLICHEN SCHEIDUNG FÜR DIE ENTWICKLUNG DES KINDES

Fthenakis und Walbiner (2008) nehmen, bei den Auswirkungen einer Scheidung auf Kinder, eine Unterteilung in kurzfristige Auswirkungen und langfristige Folgen vor. Sie betonen, dass das Scheidungsereignis eines der am schwierigsten zu verkraftenden Vorfälle im Leben eines Kindes darstellt. Es sind zwar auch in intakten Familien Kinder mit psychischen Problemen und der Unfähigkeit, sich sozial anzupassen, zu finden, dennoch ist die Zahl der Scheidungskinder mit den gleichen Problematiken doppelt so hoch. Neue Forschungen wollen darauf hinweisen, dass diese Zahlen eher einer „self-fulfilling-prophecy“ (Fthenakis et al. 2008, S43) zuzurechnen sind. Das bedeutet, dass die vorab angenommenen Auswirkungen einer elterlichen Scheidung grundsätzlich negativ besetzt sind und dadurch Abweichungen in der Entwicklung des Kindes geradezu gesät werden.

Einige ForscherInnen möchten hingegen darauf aufmerksam machen, dass eine gesunde psychische Entwicklung des Kindes auch durch eine Scheidung nicht behindert werden kann. Die unterschiedlichen Lebensformen, die sich aus dieser Situation ergeben, könnten geradezu eine Bereicherung für die Entwicklung des Kindes darstellen.

Faktum ist, dass unterschiedlichste Einflussfaktoren dafür verantwortlich sind, ob ein Kind Störungen entwickelt oder nicht. So wird zum Beispiel einer gut ausgeprägten Resilienzfähigkeit ein bedeutender Faktor für eine gesunde psychische Entwicklung des Kindes beigemessen. Eine oft große Belastung stellt der Wegfall des väterlichen Einkommens dar. Frauen verdienen zumeist immer noch weniger als Männer, daher ändert sich, trotz Alimentation, die ökonomische Lage des Kindes zumeist nicht zum Positiven. Das hat zur Konsequenz, dass beispielsweise ein Wohnortwechsel vorgenommen werden muss. Damit gehen erste wichtige soziale Kontakte des Kindes, wie beispielsweise Freunde/Freundinnen, verloren. Mit dem Vater gemeinsam gehen auch allzu oft die sozialen Kontakte, die der Vater in die Beziehung mitgebracht hat, verloren, beziehungsweise sie reduzieren sich stark. Es ist daher anzunehmen, dass sich nicht nur der Kontakt zum Vater verringert sondern auch zu den Großeltern väterlicherseits (Fthenakis et al. 2008, S56ff).

4.2.1 Mögliche kurzfristige und langfristige Folgen einer elterlichen

Scheidung für die Entwicklung des Kindes

Kommt es zu einer Trennung beziehungsweise Scheidung, wünschen sich die Eltern zumeist, dass das betroffene Kind/die betroffenen Kinder möglichst wenig darunter leidet/leiden, was auch verständlich ist, da dies die Schuldgefühle der Eltern erheblich mindern würde (vgl. Figdor, S20). Teilweise steht die Annahme im Raum, dass Kinder zwar kurzfristig darunter leiden, dass sie sich aber schnell davon erholen würden, weil Kinder sich gut und rasch neuen Situationen anpassen können. Hier liegt aber ein Fehler in der Betrachtungsweise vor. Kinder werden mit ihren Gefühlen und ihrer Sicht der Welt nicht getrennt von den Erwachsenen betrachtet und ebenso wenig verstanden (vgl. Wallerstein et al. 2002, S26). Schmidt (1998) schreibt, dass „Kinder die größten Verlierer [sind], wenn Mutter und Vater auseinander gehen“ (Schmidt 1998, S199). Fthenakis und Walbiner (2008) gehen davon aus, dass das Alter des Kindes ein wesentlicher Faktor für die Bewältigung der elterlichen Scheidung darstellt. Je nach Alter unterscheidet sich die Reife des Kognitiven und auch das „Verständnis von Beziehungen“ (Fthenakis et al. 2008, S46). Durch diese Unterschiede im Entwicklungsstand kommt es zu unterschiedlichen Reaktionen auf dieses höchst belastende Ereignis (vgl. ebd., S46).

Da im Kontext dieser Arbeit mögliche Reaktionen einer Scheidung von 6- bis 12-jährigen Jungen im Mittelpunkt stehen, sollen in Anlehnung an Fthenakis und Walbiner (2008) auch nur mögliche Reaktionen dieser Altersgruppe angeführt werden.

Fthenakis und Walbiner schreiben 6- bis 9-jährigen Kindern „Trauer und Hilflosigkeit“ (ebd., S49) als typisches Reaktionsverhalten zu. Werden Kinder in diesem Zustand nicht angemessen unterstützt, kann es sogar zu Depressionen kommen. Die Kinder dieser Altersgruppe sind zwar schon fähig, ihre Emotionen zu erkennen und zu benennen, sie schaffen es aber noch nicht, die gegensätzlichen Gefühle „(wie Zorn und Liebe) gegenüber einer Person in Einklang zu bringen“ (ebd.). Es dominiert also entweder der Zorn oder die Liebe. Mit diesem Gefühlschaos wird das Kind kaum fertig. Schulische Leistungen erfahren einen deutlichen Einbruch, auffälliges und sozial unangepasstes Verhalten, besonders im Beisein der Peergroup, sind die Folge. Kinder dieser Altersgruppe neigen dazu anzunehmen, dass nur ein Elternteil an der Trennung schuld sei und haben daher die Angst, ebenfalls verlassen zu werden, wenn sie sich nicht angepasst verhalten (vgl. Fthenakis et al. 2008, S49).

Nicht allzu selten reagieren Kinder dann kaum auf die Scheidung. Das heißt sie zeigen keine offensichtlichen Verhaltensweisen, die Anlass dazu geben würden, zu denken, das Kind hätte schwerwiegende Probleme mit dieser neuen Situation. Eltern dieser Kinder sind oft sehr beruhigt, weil sie annehmen, dass das Kind mit der Scheidung gut umgehen kann. Das ist jedoch häufig ein Trugschluss. Jedes Kind verspürt Schmerz, wenn ein Elternteil nicht mehr im gleichen Haushalt lebt. Das Kind wird von zahlreichen unangenehmen Gefühlen überschwemmt (vgl. Figdor 1997, S20ff). Um sich von Schuldgefühlen zu befreien, lehnen sich Eltern gerne an diesen Mythos des flexiblen Kindes an. Damit fällt es ihnen leichter sich ihren eigenen Problemen und Wünschen, wie z.B. der neuen Partnerwahl, zu widmen. Das Kind wird dann oft mit seinem innerpsychischen Chaos allein gelassen (vgl. Wallerstein et al., S27).

Kinder zwischen 9 und 12 Jahren reagieren äußerst sensibel auf langanhaltende, schwierige Konflikte zwischen den Eltern. Diese können sich äußerst störend auf die Entwicklung des Kindes auswirken. „Depressionen, ein niedriges Selbstwertgefühl und Schwierigkeiten in der Schule“ (Fthenakis et al. 2008, S50) sind kennzeichnend für diese Altersgruppe. Die noch sehr unsichere Identität des Kindes gerät stark ins Wanken, denn gerade in dieser Phase ist das Kind dringend auf die Anwesenheit beider Elternteile angewiesen (ebd.). Psychoanalytisch betrachtet kann hierzu ergänzt werden, dass der Junge, der sich ganz stark zum Vater hingezogen fühlt und sich mit ihm identifizieren möchte, in eine Identitätskrise gerät. Beim Kind dominiert noch die „Schwarz-Weiss-Sicht“ (ebd., S51) des guten und des bösen Elternteils. Einer von beiden ist an der Trennung schuld und so wird für den Unschuldigen Partei ergriffen. Doch bleibt das Kind nicht von innerpsychischen Konflikten verschont, die die Ursache für die Ausbildung sozial unangemessener „Interaktionsstile“ (ebd.) sind. Die Hinwendung und Bevorzugung zu nur einem Elternteil, kann auch noch einen weiteren Grund haben. Meist fühlen sich Kinder in dieser schwierigen Zeit alleingelassen und erhoffen sich durch diese Verbündung mehr Zuwendung.

Es ist aber auch möglich, dass beide Elternteile in ihrer „Rolle als Erziehungsperson“ (ebd.) nicht mehr angenommen werden. Durch das Auflehnen gegen gesetzte Disziplinierungsmaßnahmen kommt es häufig zu schulischen Problemen und sozial unangepasstem Verhalten (vgl. ebd., S50f).

Hinzu kommen die für das Kind bedrohlichen Auseinandersetzungen zwischen den Eltern schon lange Zeit vor und meist auch lange Zeit nach der Scheidung. Dies stellt für das Kind

eine Art kriegerische Situation dar, in der es sich zerrissen und teilweise auch unter „Beschuss“ fühlt. Eltern neigen oft dazu, den anderen Elternteil so negativ wie möglich zu besetzen, um das Kind möglichst auf die eigene Seite zu ziehen. Dabei wünscht sich dieses nichts sehnlicher, als Mutter und Vater gleich viel lieben zu dürfen und von beiden gleich viel geliebt zu werden. In Fachkreisen wird von einem „Loyalitätskonflikt“ (Schmidt 1998, S212) gesprochen, in welchem sich das Kind befindet. Natürlich gibt es immer auch Eltern, die sich bewusst machen, wie wichtig der andere Elternteil ist und die versuchen, dem Kind zu vermitteln, dass sie kein Problem damit haben, dass der ehemalige Partner vom Kind auch weiterhin geliebt wird. Häufig ergeben sich aber dennoch immer wieder Widerstände, die sich in kleinen Bemerkungen, in der Sprache oder in der Stimmmodulation bemerkbar machen (vgl. Schmidt 1998, S212f).

Aus dem Blickwinkel des Kindes ist ein Vater der seinen Koffer packt und aus der gemeinsamen Wohnung auszieht, einer, der es verlässt. Kinder, gerade wenn sie noch sehr klein sind, verstehen nicht, warum der Papa fort geht. Sie denken, dass der Papa sie nicht mehr lieb habe. Denn oftmals erläutern Eltern den Grund der Scheidung mit gehäuft vorkommenden Streitigkeiten und verlorener Liebe zueinander. Die Illusion des Kindes einer ewig währenden Liebe geht verloren und das Kind kommt zu der Befürchtung, dass es selbst auch einmal von niemandem mehr geliebt wird (vgl. Figdor1997, S23).

Manchmal kommt es aber auch vor, dass Kinder denken, *sie* seien an der Trennung der Eltern „Schuld“ tragen. Je jünger die Kinder sind, umso öfter suchen sie die „Schuld“ bei sich, da noch das egozentrische Weltbild ihr Leben bestimmt. Diese Annahme scheint aber gar nicht so weit hergeholt, denn viele elterliche Konflikte drehen sich um das Thema Kind und Erziehung. Wenn die Kinder das miterleben, fühlen sie sich noch mehr in dem Bewusstsein, der/die Schuldige zu sein, bestätigt. Da Schuldgefühle schwer oder gar nicht auszuhalten sind, äußern sich diese in Depression und Melancholie oder sie werden weggeschoben und äußern sich in Form von Aggressivität. Dann kann es schon vorkommen, dass aufkeimender Hass gegen die Eltern gerichtet wird. Es kann aber auch sein, dass dieser Affekt sich gegen nur einen Elternteil richtet, weil das Kind annimmt, nur der-/diejenige sei an der Scheidung „Schuld“. Manchmal kommt es vor, dass ein Kind abwechselnd einmal die Mutter und ein anderes Mal den Vater hasst.

Es entspricht demnach nicht der Realität, wenn Eltern behaupten, ihr Kind hätte keine Schwierigkeiten mit der Trennung gehabt, oder es hätte sich davon schnell erholt. Jedes Kind

reagiert anders auf diese schwerwiegende Situation. Eines muss, aus Angst, vom zweiten Elternteil auch noch verlassen zu werden, die aufkeimenden Affekte verdrängen und das liebevollste, optimal angepasste Kind mimen, um nicht von der Angst überwältigt zu werden. Ein anderes wiederum neigt dazu, allem Ärger, Wut und Trauer Luft zu machen und fällt daher in seinen Verhaltensweisen deutlich auf (vgl. Figdor 2004, S27ff).

Figdor hält mit aller Deutlichkeit fest, dass jedes psychisch gesund entwickelte Kind auf solch ein Ereignis in irgendeiner Art und Weise reagiert. Jenes Kind, das offenbar wirklich kein Problem mit der Trennung hat oder gar erleichtert darüber ist, hat bereits in früher Zeit keine gute Beziehung zu den Eltern aufbauen können beziehungsweise hat schon früh unter einer gestörten Beziehung zu den Eltern leiden müssen. (vgl. Figdor 1997, S24).

4.2.2 Wenn Mütter ihren Kindern die Väter verweigern

Mütter, die versuchen, den Kontakt zwischen Kind und Vater abubrechen und ihn möglicherweise nur noch negativ besetzen, begehen einen schwerwiegenden Fehler. Das Kind, wird diese negativen Einstellungen gegen den Vater wahrscheinlich übernehmen, da es die Realität nicht kennen lernen kann und gerät damit nicht nur in einen Loyalitätskonflikt, sondern muss auch Teile seiner eigenen Identität verdrängen (vgl. Schmidt 1998, S214). Dies deshalb, weil die Identifikation mit dem Vater schon früh beginnt und Teile davon im Laufe der Entwicklung in sich aufgenommen werden. Ein beispielsweise sechsjähriges Kind, das den Vater nicht mehr sehen darf und womöglich die meiste Zeit negative verbale Attacken und entsprechend abwertende Gestik von der Mutter wahrnehmen muss, sobald vom Vater die Rede ist, fühlt sich aller Wahrscheinlichkeit nach irgendwann dazu gezwungen, diese erworbenen identifikatorischen väterlichen Anteile zu verdrängen. Spätestens in der Adoleszenz steht jedoch für den Jugendlichen die alles entscheidende Frage im Raum: „Wer bin ich?“ (Schmidt 1998, S217). Ein Bild des unbekanntes Vaters konnte in der Kindheit nur mit Beschreibungen durch die Mutter und durch eigens hinzugefügte Phantasien entstehen. Das reale Erleben mit ihm fehlte dem Kind und daher neigt es dazu, ihn zu idealisieren oder aber auch, ihn nach dem Wunsch manch einer Mutter abzuwerten. Wenn einem Jungen nur dieses phantasierte Bild bleibt, so ist es nachvollziehbar, dass die Frage nach dem „Wer bin ich?“ kaum beantwortet werden kann. Dem Knaben fehlen die väterlich-männlichen Anteile, was aus psychoanalytischem Blickwinkel schwerwiegende Folgen für die Entwicklung der

männlichen Geschlechtsidentität haben kann. Der Bub kann sich, durch dieses Defizit, kein Bild von sich selbst machen.

Adoleszente neigen dann häufig dazu, sich aus der allzu engen Mutter-Kind-Beziehung mit aller Kraft zu lösen und sich dem Vater hingebungsvoll hinzuwenden, sofern dieser greifbar ist. Die Mutter muss sich nun mit Schuldzuweisungen plagen. In Anlehnung an Gaier (1991) schreibt Schmidt, dass der Jugendliche nun versäumte Erfahrungen aus der Kindheit nachholen möchte. Dies ist ein Anzeichen dafür, dass die Vaterentbehnung tiefe Wunden hinterlassen hat (vgl. Schmidt 1998, S216f). Dieser Ansicht ist auch Figdor. Wenn eine Person wegfällt (*zumeist der Vater*), bedeutet das nicht nur den Verlust einer geliebten Person, sondern auch den Verlust eines Stückes des Selbst. (vgl. Figdor 1997, S23). Ein Junge zwischen 6 und 12 Jahren, der bis zum Zeitpunkt der Trennung mit dem Vater eine alltäglich gute, emotionale Beziehung leben konnte, hat schon sehr viele väterliche Anteile in sein Identitätsgefühl aufgenommen. Wenn diese nach einer Scheidung verdrängt werden müssen, kann angenommen werden, dass es im weiteren Verlauf der Entwicklung, auch im Hinblick auf die Geschlechtsidentität, zu Problemen bis hin zu einer Pathologisierung kommt.

Auch wenn die Mutter bemüht ist, den Kontakt zwischen Vater und Kind aufrecht zu erhalten, tritt bei Scheidungskindern häufig die Angst auf, den Vater nie wieder sehen zu können beziehungsweise zu dürfen. Diese Angst ist mit frühen Trennungsängsten verbunden, die dadurch wieder hervorgerufen werden und natürlich äußerst bedrohlich auf das Kind wirken.

Ein weiteres wichtiges Moment kommt hinzu, wenn wir noch einmal über die mütterlich-weiblichen Anteile in den Blick nehmen. Wenn der Vater sowohl räumlich als auch emotional nicht erreichbar ist, muss der Junge unter Männlichkeit das verstehen, was Weiblichkeit nicht ist. Der Vater, der - genauso wie die Mutter - eine emotionale Person ist, ist nicht da, um dem Buben vorzuleben, dass diese ebenfalls zum Männlich-Sein gehören. Folglich sind alle Verhaltensweisen, wie beispielsweise das Umsorgen und Pflegen und alle Gefühle wie Wärme und Geborgenheit weiblich konnotiert, weil der Junge diese ausschließlich bei der Mutter erlebt. Die Knaben sehen in der Mutter „das Andere“ (Figdor 1997, S102), das nicht so ist wie sie und wehren sich daher auch nicht selten gegen die Ge- und Verbote von Frauen (ebd.), was natürlich aufgrund der erwähnten Frauendominanz, im Erziehungs- und Bildungsbereich, nicht folgenlos für die Jungen bleibt. Sie sind diejenigen, die als

Störenfriede abgestempelt werden und in Studien dann oft nur noch als „Bildungsverlierer“ auftauchen¹⁵.

Wenn Söhne im Alltag fast nur von Frauen umgeben sind und zu Hause auch nur die Mutter verfügbar ist, drängt sich die Frage auf, welche Art von Beziehung ein Junge zwischen Mann und Frau kennenlernt? Unbewusst fühlt sich der Sohn gegenüber der großen, allmächtigen Mutter klein, hilflos, unmännlich und schwach. Der Junge merkt, dass er nur männlich sein kann, wenn er sich gegen die Mutter auflehnt und damit seine männliche Stärke beweist. In Erziehungseinrichtungen werden solche Jungen gerne als „verhaltensauffällig“ bezeichnet (vgl. Figdor, 1997, S102f). Nicht zuletzt deshalb, weil dort vorwiegend Frauen arbeiten.

Gestützt auf Fthenakis und Walbiner ist zu vermuten, dass Kinder aus Scheidungsfamilien im Erwachsenenalter voraussichtlich keine langfristige, stabile, befriedigende Beziehung führen können. Es konnte beispielsweise festgestellt werden, dass Beziehungen von erwachsen gewordenen Scheidungskindern öfter konfliktbelastet sind. Dies deshalb, weil zumindest zum Teil Defizite in Konfliktlösungskompetenzen vorliegen (vgl. Fthenakis et al., S56ff). Werden die Aussagen von Fthenakis, Walbiner und Figdor in Beziehung zueinander gesetzt, ist leicht nachvollziehbar, warum manche Burschen aus Scheidungsfamilien weniger positives Konfliktlösungspotential aufweisen. Gegen eine „übermächtige“ Mutter hat ein kleiner heranwachsender Junge kaum eine Chance sich durchzusetzen. Was kann er anderes tun, als sich zurück zu ziehen, oder verhaltensauffällig zu werden? Diese Interaktionsmuster können sich in den späteren Erwachsenenbeziehungen fortsetzen.

Schmidt plädiert für das Recht des Kindes, zu beiden Elternteilen Kontakt pflegen zu dürfen. Kein Elternteil hat das Recht, dem Kind den anderen Elternteil zu verwehren. Das Kind verdankt sein Leben beiden und nur durch Erfahrungen, die gemeinsam zwischen Erwachsenen und Kind gemacht werden, kann ein psychisch gesundes Kind heranwachsen (vgl. Schmidt 1998, S223). Figdor ist der Meinung, dass es nur einen Grund geben kann, warum eine Mutter ihr Kind von seinem Vater fernhalten darf: wenn der Vater selbst unter einer „schweren psychischen Pathologie“ (Figdor 1997, S109) leidet und dem Kind vermittelt, es sei „unerwünscht“ beziehungsweise er „lehnt es ab“ oder „hasst“ es (ebd.). Schmidt ist der Ansicht, dass Ersatzväter, wie beispielsweise Großväter, diese Lücke nicht vollkommen füllen können, die eine Vaterdeprivation hinterlässt (vgl. Schmidt 1998, S223).

¹⁵ (siehe Budde, J. et al. (2009): Jungenforschung empirisch, VS Verlag, Wiesbaden)

Auch Figdor vertritt diese Ansicht. Großväter leben zumeist nicht im gleichen Haushalt wie Mutter und Kind, sind deshalb nicht alltäglich greifbar und können daher die Triade nicht angemessen vervollständigen. Ein Stiefvater der sich auf die Rolle des primären Vaters einlässt, ermöglicht zwar, mit seiner täglichen Anwesenheit (unter Voraussetzung, dass er auch emotional verfügbar ist), die Triade, kann aber das Kind nicht, ebenso wenig wie der Großvater, vor der „Enttäuschung und dem Trennungsschmerz“, den der leibliche Vater hinterlässt, bewahren (Figdor 1997, S108). Fthenakis und Griebel (1992) erteilen den Ersatzvätern einen wertvollen Ratschlag: sie sollen sich nicht bemühen, die Rolle des leiblichen Vaters einzunehmen und in Konkurrenz mit ihm zu treten. Von Vorteil ist es, das Bewusstsein zu entwickeln, ein weiterer Erwachsener neben den beiden vorhandenen leiblichen Eltern zu sein. Die Geduld, die Beziehung zwischen ihm und den Kindern wachsen zu lassen, wird sich positiv auf die Stiefvater-Kind-Beziehung auswirken. Kinder können es akzeptieren, wenn mehrere Männer in ihrem Leben eine Rolle spielen. Sie sollen aber unterschiedliche Positionen einnehmen, denn der leibliche Vater soll nicht von jemand anderem ersetzt oder verdrängt werden (vgl. Fthenakis et al. 1992, S60).

Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, dass das Verantwortungsgefühl des wegfallende Elternteils (zumeist des Vaters) ebenfalls eine große Rolle bei der Aufrechterhaltung des Kontaktes zum Kind, spielt. Ist sich dieser seiner Verantwortung, die er/sie seinem/ihrem Kind gegenüber trägt, nicht bewusst, kann es sein, dass der Kontakt durch nachlässiges Engagement abbricht. Juristisch betrachtet gibt es in Österreich keine Sanktionen, die den wegfallenden Elternteil dazu bewegen könnten, diese Verantwortung wahrzunehmen¹⁶. Diese Aussage sei als relativierende Anmerkung, zu den gesellschaftlich oftmals betitelten „bösen Müttern“, zu verstehen. Die Verantwortung zur Aufrechterhaltung des Kontaktes zwischen wegfallendem Elternteil und dem minderjährigen Kind liegt sowohl auf der Seite der Mutter, als auch auf der des Vaters.

¹⁶ Siehe dazu: www.familienrecht.at/index.php?id=494 (Download: 24.02.2012)

<http://www.scheidentutweh.at/?story=31> (Download: 24.02.2012)

https://service.salzburg.gv.at/WebRoot/LandSalzburgDB/Shops/Landversand/4CE2/9013/FB66/5E8E/E6B5/0A01/047B/B823/ElternaufLebenszeit_BroschA5_2308.pdf, S27 (Download: 24.02.2012)

4.2.3 Mögliche Folgen elterlicher Scheidung für die Geschlechtsidentität des Buben

Die Autorin hat im vorangegangenen Kapitel schon einige mögliche Auswirkungen auf die sich entwickelnde Geschlechtsidentität des Buben, bei Trennung beziehungsweise Scheidung, eingebaut. Weiter oben wurde bereits genauer auf mögliche Störungen, Auffälligkeiten und Problematiken hinsichtlich der Entwicklung der Geschlechtsidentität des Jungen eingegangen. Alle Möglichkeiten von Störungen usw. sind als Folgen von Vaterdeprivation, hier aufgrund von Trennung oder Scheidung, übertragbar und sollen daher nicht erneut angeführt werden. Deshalb wird an dieser Stelle auf die Kapitel 2.5, 2.5.1, 2.5.2 und 2.6 verwiesen, die dieses Thema zum Inhalt haben.

4.3 GETEILTE OBSORGE NACH SCHEIDUNG = VERHINDERUNG/ MINDERUNG DER PSYCHISCHEN BELASTUNG DES KINDES?

Was kann die geteilte Obsorge eigentlich Positives leisten, wenn strukturelle Rahmenbedingungen, wie zum Beispiel der vorwiegende Aufenthalt im Haushalt nur eines Elternteils, beibehalten werden? Der Unterschied zur traditionellen alleinigen Obsorge liegt vor allem darin, dass beiden Elternteilen die Aufrechterhaltung der Verantwortung für das Kind ermöglicht wird. Zahlreiche Studien konnten zeigen, dass ein intensiver, hoch qualitativer Kontakt auch zum getrennt lebenden Elternteil das Wohlbefinden des Kindes und seine Bewältigung der Scheidungssituation positiv beeinflusst. Kinder leiden, nicht wie früher angenommen, am meisten unter den elterlichen Konflikten, sondern unter einem Kontaktabbruch zum anderen Elternteil. Natürlich kommen zu innovativen Ideen auch negative Stimmen hinzu, die das Neue grundsätzlich ablehnen und dafür natürlich auch ihre Begründungen finden (vgl. Barth-Richtarz et al. 2008, S4ff). SkeptikerInnen sind beispielsweise folgender Meinung:

- „Im Falle der ObE (Obsorge beider Eltern) nach der Scheidung sei zu befürchten, dass es dadurch zwangsläufig bei jeder noch so geringen Maßnahme, welche die Kinder betrifft, zu Auseinandersetzungen zwischen den Eltern käme, und Konflikte, welche die Eltern über ihre Kinder austragen, zu den größten Belastungen gehören, denen jene ausgesetzt sind.
- Überdies sei die Gefahr groß, dass diese Sorgerechtsregelung scheitere und sodann neu verhandelt werden müsse, was anstelle einer Beruhigung in der

Nachscheidungszeit zu endlosen Kämpfen zwischen Eltern führe“ (Barth-Richtarz et al. 2008, S6).

Oder

- „Da es bei der Forderung nach ObE de facto um die Mitsprache der Väter gehe, handle es sich dabei um eine Wiedereinführung patriarchaler Machtverhältnisse trotz Scheidung“ (ebd.).

Allen Für- und Gegenargumenten zur gemeinsamen Obsorge ist sicher Rechnung zu tragen, daher kann weder am Einzelfall noch durch rein theoretische Überlegungen entschieden werden, wie gut oder schlecht sich die gemeinsame Obsorge auf das Kindeswohl auswirken wird. Dazu ist eine breit angelegte umfassende Studie nötig (ebd.). Eine solche Studie wurde unter dem Titel „Studie zu den Auswirkungen des KindRÄG 2001“¹⁷ publiziert. Die Ergebnisse zum Kindeswohl bei geteilter Obsorge sollen hier in aller Kürze zusammengefasst werden.

4.3.1 Ergebnisse der „Studie zu den Auswirkungen des KindRÄG 2001“ im Hinblick auf das Kindeswohl

Ein Teilbereich der Studie beschäftigte sich mit der kindlichen Bewältigung der Scheidungssituation. Dabei stießen die AutorInnen auf die Problematik der Operationalisierbarkeit, denn weder „beobachtbare Verhaltensweisen“ (Barth-Richtarz et al. 2008, S18), noch die „geäußerten Wünsche und Einstellungen“ (ebd.) von Kindern würden zuverlässige Aussagen darüber liefern, ob das Kind die Scheidung gut bewältigt hat. Von einer „hinreichend gut bewältigten Scheidung“ ist dann zu sprechen, wenn das Kind die Scheidung ohne langfristige, pathogene Folgen übersteht (vgl. ebd.).

Folgende sieben Faktoren/Hypothesen haben die ForscherInnen generiert, die Aufschluss über eine gute Bewältigung des Scheidungsereignisses geben sollen:

- 1) Die bezeichnenden Reaktionen eines gesunden Kindes auf die Scheidungssituation müssen vom Kind ausgelebt werden können. Den Emotionen wie Wut, Trauer, Schuldgefühle und Kränkungen muss einen Raum zum Ausagieren gegeben werden, damit sich keine pathogenen Symptome entwickeln.

¹⁷ KindRÄG 2001: siehe dazu: Der andere Elternteil und das Besuchsrecht (KindRÄG 2001), http://familienrecht.at/fileadmin/jur_aufsaeetze/1_o_z/wallisch1_oejz2002487ff.pdf; (Download: 29.02.2012)

- 2) Die betroffenen Kinder müssen erfahren, dass mit dem Ende der elterlichen Ehe nicht auch alles andere „Schöne“ (ebd.) endet. Es muss ihnen das Gefühl gegeben werden, dass sie nicht Schuld an der Scheidung sind und dass die Eltern es bedauern, dass sie ihnen dieses Leid antun mussten.
- 3) Eltern müssen dafür sorgen, dass das Kind keine Angst vor Liebesverlust haben muss. Streitigkeiten gehören zum Leben dazu und führen zwischen Eltern und Kind nicht zum Verlust der Liebe.
- 4) Zur Identifikation ist es besonders wichtig, dass die Kinder beide Elternteile sooft wie möglich zur Verfügung haben.
- 5) Die Kinder müssen beide Elternteile lieben dürfen, ohne Angst davor zu haben, den anderen zu kränken.
- 6) Die Kinder sollen nicht die Rolle eines Ersatzpartner übernehmen müssen und das Gefühl haben, alles tun zu müssen, damit sich die Eltern gut fühlen. Das bedeutet, dass sich die Verantwortung der Eltern gegenüber ihrem Kind nicht umdrehen soll.
- 7) Es muss die Sicherheit gegeben sein, dass das Kind einen Elternteil hassen darf, ohne die Angst vor Liebesverlust haben zu müssen. Gleichzeitig muss die Sicherheit vorhanden sein, den anderen Elternteil noch zu haben, der das Kind liebt. Damit kann es zu keiner „existenziellen Bedrohlichkeit“ (ebd.) kommen (vgl. Barth-Richtarz et al. 2008, S19).

Die Ergebnisse aus der soeben erwähnten Studie, lauten folgendermaßen:

- ad1) Der besser zu erhaltende und oft auch höher frequentierte Kontakt zum Kind und das höhere erzieherische Engagement des getrennt lebenden Elternteils, das durch eine ObE ermöglicht wird, führt dazu, dass Kinder die Angst davor verlieren, den getrennt lebenden Elternteil zu verlieren. Damit einher geht auch langsam die Erkenntnis, dass nicht das Kind an der Trennung schuld ist, wodurch es auch die Angst verliert, ebenfalls die Liebe der Eltern zu sich zu verlieren.
- ad. 2) Das Wegfallen dieser beängstigenden und überwältigenden Gefühle gibt dem Kind vermehrt die Sicherheit, dass mit der Auflösung der Ehe nicht auch alles andere „Schöne“ (ebd.) im Leben verloren geht.
- ad. 3) Die emotionale Sicherheit, die durch den kontinuierlichen Kontakt mit dem getrennt lebenden Elternteil einher geht, dass das Kind nicht an der Trennung schuld

ist, sichert eine stabile Entwicklung des psychischen Apparates, was zur Folge hat, dass keine pathogenen Verdrängungen nötig sind.

- ad. 4) Die ObE trägt dazu bei, dass das Kind zu beiden Geschlechtern gute Beziehungen eingehen kann.
- ad. 5) Durch die ObE kommen die Kinder weniger in Loyalitätskonflikte, da dadurch weniger Konflikte bezüglich des Besuchsrechts auftreten.
- ad. 6) Dadurch bleibt es den Kindern erspart, sich für ihre Eltern und deren Wohlbefinden verantwortlich zu fühlen. Außerdem verringert die weiterbestehende Triade eine zu enge, partnerschaftsersetzende Beziehung zu einem Elternteil. Durch die Entlastung des hauptbetreuenden Elternteils durch den anderen ist es beiden Eltern leichter möglich, das Kind auch „Kind-sein zu lassen“ (ebd.).
- ad. 7) Weiters hat die fortbestehende triadische Beziehungskonstellation den Vorteil, dass das Kind nicht nur von einem Elternteil (emotional) abhängig ist. Daher lässt das Kind kurzfristigen Hass auf einen Elternteil zu und muss ihn nicht verdrängen, weil es sich der Liebe des anderen sicher ist (vgl. Barth-Richtarz et al., S191ff).

Aufgrund dieser Forschungserkenntnisse lässt sich mit aller Deutlichkeit hervorheben, dass eine geteilte Obsorge ausschlaggebend für das Kindeswohl ist (vgl. ebd.). Die Beibehaltung der guten Beziehung zu beiden Elternteile, die eine ObE offenbar in hohem Maße ermöglichen kann, sichert beim Kind in der Regel eine hinreichend gute Bewältigung der Scheidungssituation. Das bedeutet, dass negative Auswirkungen im Hinblick auf die sich entwickelnde männliche Geschlechtsidentität für Buben minimiert werden können, da der Vater, sowohl emotional als auch physisch, greifbar ist. Bei der alleinigen Obsorge konnte in allen Bereichen ein signifikanter Unterschied zur ObE festgestellt werden. Dieser Unterschied konnte anhand der erhöhten psychischen Belastung des Kindes beobachtet werden.

5 KURZE ZUSAMMENFASSUNG DER ERKENNTNISSE DER LITERATURRECHERCHE

Aufgrund der intensiven literarischen Recherchen zu Theorien der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität und der Durcharbeitung der Studie KindRÄG2001 lässt sich schlussfolgern, dass eine aufrechterhaltene, gute emotionale und greifbare Beziehung zum Vater genauso wie zur Mutter enorm wichtig für die gesunde Entwicklung des kleinen

Burschen (natürlich auch des Mädchens) ist. Sofern keine physische oder psychische Gefährdung des Kindes durch einen Elternteil zu befürchten ist, ist in jeder Hinsicht ein guter Kontakt zu beiden Elternteilen, auch nach einer Scheidung, zu befürworten.

Inwieweit KinderpsychoanalytikerInnen in der Therapie mit Kindern der Bedeutung des Vaters für die sich entwickelnde männliche Identität Rechnung tragen und welche möglichen Auswirkungen es auf die Geschlechtsidentität des Jungen, bei wenig (auch emotional kaum greifbar) bis komplett fehlenden Kontakt zum Vater, haben kann, wurde in der nun folgenden empirischen Studie erhoben.

II DARSTELLUNG DER UNTERSUCHUNG

Im folgenden Kapitel wird eine detaillierte Explikation der vorgenommenen Untersuchung Platz finden. Dabei sollen in einem ersten Schritt die gewählte Methode des ExpertInneninterviews erläutert und dessen Relevanz für diese Arbeit dargelegt werden. Darauf folgend kommt es zu einer Darstellung der thematischen Zusammensetzung des Interviewleitfadens, der dem gesamten Forschungsverlauf eine notwendige Struktur verlieh. Die Begründung der Notwendigkeit einer Struktur wird nicht ausständig bleiben. Danach folgt eine prägnante Aufzeichnung des Ablaufs in der Interviewsituation.

In einem zweiten Schritt wird die Auswertungsmethode der qualitativen Inhaltsanalyse, die ursprünglich von Mayring (2010) eingeführt wurde, in dieser Arbeit jedoch eine Abwandlung in Anlehnung an Gläser und Laudel (2009) erfuhr, dargelegt. Um zu begründen, warum diese Modifikation vorgenommen wurde, muss die Mayringsche Version der qualitativen Inhaltsanalyse betrachtet werden, um dann den Vorgang der „Extraktion“ (Gläser&Laudel, 2009) wie ihn Gläser und Laudel beschreiben und empfehlen, schildern zu können. Anschließend wird die Umsetzung der Methode auf das vorliegende Datenmaterial, sowie dessen Ergebnisse, Interpretationen und Schlussfolgerungen hinsichtlich der Fragestellung dieser Arbeit, detailliert beschrieben.

6 METHODISCHES VORGEHEN

Um die, in der Einleitung dieser Diplomarbeit, vorgestellte Forschungsfrage beantworten zu können, bildet das leitfadengestützte ExpertInneninterview und dessen Auswertung mittels qualitativer Inhaltsanalyse den forschungsmethodischen Schwerpunkt dieser Arbeit.

Ziel der qualitativen Untersuchung war es, auf die Hauptfragestellung und die folgenden Unterfragen Antworten zu finden:

- Was verstehen die Befragten unter Männlichkeit? Inwieweit bestimmt das eigene Geschlecht der Interviewpersonen die Bedeutung eines Vaters für den Sohn?
- Können die ExpertInnen Problemkonstellationen in der Entwicklung der männlichen Identität bei Jungen beobachten, die nach einer Scheidung nur noch beschränkten Kontakt zum Vater haben oder diesen sogar gänzlich verlieren? Wenn ja, welche Auffälligkeiten oder Problemkonstellationen sind zu beobachten? Sind Kinder bestimmter Altersgruppen bei Scheidung einem höheren Risiko ausgesetzt, Störungen in der Entwicklung der Geschlechtsidentität zu entwickeln?
- Welche Rolle nimmt die Mutter in der Bestätigung der sich entwickelnden männlichen Identität ein und können spezifische Problemkonstellationen in der Entwicklung der männlichen Identität beobachtet werden, die auf alleinerziehende Mütter zurück zu führen sind? Welche Bedeutung haben andere Frauen für die Entwicklung der männlichen Identität bei Vaterdeprivation?
- Welche Bedeutung haben andere Männer für die Entwicklung der männlichen Identität bei Vaterdeprivation?
- Deuten spezifische Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene im therapeutischen Kontext auf Vaterdeprivation nach Scheidung bei Jungen hin? Wenn ja, wie gestalten sich diese?

6.1 DAS EXPERTINNENNINTERVIEW ALS ERHEBUNGSMETHODE

Das Wort „Experte/in“ birgt die Bedeutung einer Person, die über spezielles Wissen verfügt und in entsprechenden Problemsituationen Lösungen bietet, in sich. Dabei wird oft an Menschen mit gewissem professionellen Status wie „Wissenschaftler/in“ (Gläser&Laudel, S11, 2009) oder „Politiker/in“ (ebd.) gedacht, deren berufliche Qualifikationen sie in schwierigen Situationen zu kompetenten Lösungsstrategien befähigen. Mit anderen Worten: „Experten (sic) in diesem Sinne, sind Angehörige einer Funktionselite, die über besonderes Wissen verfügen.“ (ebd.)

Neben dieser Gruppe von ExpertInnen kann aber auch eine zweite Gruppe ausgemacht werden, die nicht, wie im Sinne beispielsweise eines/einer Wissenschaftlers/Wissenschaftlerin, mit einem öffentlich anerkannten Status gekennzeichnet

sind. Damit sind Menschen gemeint, die sich in ihrer Freizeit intensiv mit privaten Interessen auseinandersetzen und so zum Beispiel in einem Wissensgebiet über eine herausragende Gelehrtheit verfügen. Auch wenn diese Personen keine Anwendung ihres besonderen ExpertInnenwissens im Beruf finden, so sind sie dennoch als ExpertInnen in diesem einen speziellen Bereich zu bezeichnen.

In eine dritte und letzte Gruppe von ExpertInnen sind alle Menschen auf dieser Welt eingebunden. Jeder verfügt über ein ExpertInnenwissen, wenn es das eigene Leben betrifft. Das beinhaltet sowohl das private Leben, als auch die Firma oder Institution, in der gearbeitet wird, das Wohngebiet oder auch der persönliche Verkehr in bestimmten Gruppen, wie beispielsweise das regelmäßige Zusammentreffen einer Hobbygruppe (vgl. ebd.).

Das ExpertInneninterview kann also als „[...] eine spezielle Methode, die zu einem ganz bestimmten Zweck eingesetzt wird“ (ebd.), verstanden werden. Es ermöglicht in einer „Untersuchung, [...] mittels Interview das Wissen von Experten über einen bestimmten sozialen Sachverhalt [zu erschließen]“ (ebd.).

Im Kontext dieser Arbeit handelt es sich um die erst erwähnte Gruppe von ExpertInnen. Zur Erinnerung: es sind damit jene Personen gemeint, die mit einer bestimmten beruflichen Profession ausgezeichnet sind. Es handelt sich hierbei um in der Praxis tätige PsychoanalytikerInnen, die Erfahrungen im kinderanalytischen beziehungsweise kindertherapeutischen Setting mitbringen. Die Fragestellung bezieht sich auf die im Setting möglicherweise zu beobachtenden Problemkonstellationen oder Auffälligkeiten in der Entwicklung der männlichen Identität von Jungen bei Vaterdeprivation. Somit ergibt sich die logische Folgerung der Befragung der AnalytikerInnen, die mit den betroffenen Jungen analytisch beziehungsweise therapeutisch arbeiten. Denn das Setting setzt sich aus AnalytikerIn und Kind zusammen und nur der/die Psychoanalytiker/in verfügt über die nötige berufliche Profession und die nötigen Beobachtungen, um mögliche Antworten auf die gestellten Fragen zu *liefern*. Damit sei deutlich gemacht, dass das ExpertInneninterview eine geeignete Methode für den Kontext dieser Diplomarbeit darstellt.

6.1.1 Die Erstellung des Interviewleitfadens

Um der Interviewsituation eine Richtung zu geben, wurde ein Leitfadeninterview, das eine Form des nichtstandardisierten Interviews darstellt, als am geeignetsten angesehen. Dabei wurde darauf geachtet, dass durch die theoretischen Vorarbeiten wichtige Themenfelder im

Interview abgedeckt werden. Der Vorteil dieser Erhebungsmethode ist dadurch gegeben, dass der „Interviewleitfaden [die] Fragen [enthält], die in jedem Interview beantwortet werden müssen. Allerdings sind weder die Frageformulierung noch die Reihenfolge der Fragen verbindlich“ (Gläser&Laudel, S42, 2009). Diese Methode ermöglicht zwar eine Richtungsweisung, lässt aber auch genug Freiraum für Themen, die der/ die InterviewpartnerIn eröffnet und für Spontanfragen des/ der Interviewers/ Interviewenden (vgl. ebd.).

Die folgenden Themenbereiche sind im Interview enthalten gewesen:

- Persönliche Angaben, wie Alter und Berufserfahrung des/der Therapeuten/Therapeutin
- Mögliche problemspezifische Beobachtungen des/der Psychoanalytikers/ Psychoanalytikerin im direkten Kontakt mit dem Kind im analytischen/therapeutischen Prozess
- Mögliche Auswirkungen auf das Kind bei Vaterdeprivation
- Die Rolle von Frauen/Müttern für die Entwicklung der männlichen Identität
- Die Rolle von Männern für die Entwicklung der männlichen Identität

Fragestellungen des ersten Themenbereichs konzentrierten sich auf Daten des/der Interviewpartners/Interviewpartnerin. Darin enthalten waren das Alter des/der Analytikers/Analytikerin und die Arbeitserfahrung in Jahren und beruflichen Bereichen. Der zweite Themenbereich umfasste Fragen zu möglichen Auswirkungen beziehungsweise Problemkonstellationen in der Entwicklung der männlichen Identität, die der/die Analytiker/in im analytischen/therapeutischen Prozess möglicherweise beobachten kann, wenn das Kind von Scheidung betroffen ist. Außerdem schien es interessant herauszufinden, ob es, im Hinblick auf diesen Themenbereich zu spezifischen Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen zwischen Kind und TherapeutIn kommt. Der dritte Themenbereich umfasst kindspezifische Fragen, also wie Kinder selbst Männlichkeit thematisieren, welche möglichen Auswirkungen es auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität haben kann, wenn das Kind von Scheidung betroffen ist und ob der/die Analytiker/Analytikerin einer bestimmten Altersgruppe einen höheren Risikofaktor bei Scheidung zuschrieb als anderen. Im vierten Themenbereich wurde die Bedeutung der Frauen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität erfragt. Damit sind sowohl die Mutter, als auch alle weiblichen Verwandten, Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen gemeint. Der letzte Themenkomplex beinhaltete die Rolle der Männer für die Entwicklung der

männlichen Geschlechtsidentität. Hier waren sowohl alle männlichen Familienmitglieder wie der Vater, Großvater, Onkel etc., als auch Ersatzväter, Trainer aus Sportvereinen und Lehrer inbegriffen.

6.1.2 Auswahl der Untersuchungsstichproben für die Interviews

Vorab wurde festgelegt, dass drei männliche und drei weibliche PsychoanalytikerInnen befragt werden, die Erfahrung mit Kinderanalysen haben. Die Akquirierung dieser InterviewpartnerInnen erwies sich als kein leichtes Unterfangen. Zu Beginn wurde versucht, über e-mail mit potentiellen InterviewpartnerInnen des WPV (Wiener PsychoanalytikerInnen Vereinigung) und der Child guidance Institute Kontakt aufzunehmen. Da auf diese ersten Kontaktversuche niemand reagierte wurde in einem zweiten Schritt eine direkte Akquirierung per Telefon versucht. Auch diese Art der Kontaktaufnahme erwies sich als äußerst schwierig, da viele Personen nicht persönlich ans Telefon gingen. Nur Sprachbox oder Anrufbeantworter ermöglichten das Hinterlassen einer Nachricht, in der um einen Rückruf gebeten wurde. Leider konnte mithilfe dieser Methode auch keine direkte Kontaktaufnahme hergestellt werden, da sich niemand bereit erklärte zurück zu rufen. Letztendlich war eine Kontaktaufnahme, eine Erläuterung des Vorhabens und des Ziels des Interviews und eine Terminfixierung für das Interview zu vier Personen (wovon zwei männliche waren und zwei weiblich) in Wien und zwei Personen (eine männlich und eine weiblich) in Innsbruck möglich, die letztendlich doch persönlich erreichbar waren.

6.1.3 Ablauf der Interviews

Die Termine mit den beiden potentiellen InterviewpartnerInnen aus Innsbruck konnten so festgelegt werden, dass ein Tag in Innsbruck dazu ausreichend war. Vorab wurde erfragt, ob die zu interviewende Person den Leitfaden per Post oder e-mail zugestellt bekommen möchte, um sich mit den Fragen ein wenig vertraut machen zu können. Beide Interviewpersonen aus Innsbruck bejahten dies, alle anderen verneinten.

Die Interviews fanden bei fünf InterviewpartnerInnen direkt in der Praxis statt. Eine Interviewperson lud in die Universität zum Interview, da dies ebenfalls zum Arbeitsplatz der Person zählte.

Der Einstieg in das Interview erfolgte stets mit einem kurzen *Small Talk*, um sich ein wenig kennen zu lernen und die Atmosphäre zu entspannen. Danach wurden alle

InterviewpartnerInnen noch einmal kurz und prägnant über den Zweck sowie das Ziel des Interviews aufgeklärt. Die vertrauliche und anonyme Behandlung der Tonbandaufnahme, sofern diese zur eigenen Person überhaupt erwünscht war, wurde vorab zugesichert. Ein Rückschluss auf die Interviewpersonen kann mittels entsprechender Verschlüsselung der Transkripte ausgeschlossen werden.

Anschließend wurde das Interview mit dem ersten Themenbereich: Über den/die Psychoanalytiker/Psychoanalytikerin (siehe dazu genauer Kapitel 6.2) eingeleitet. Danach folgten die weiteren Themenbereiche, wobei, wie in Kapitel 6.2 schon erläutert wurde, darauf geachtet wurde, welche Themen die Interviewperson anspricht und somit nötige Sprünge im Leitfaden zu den angesprochenen Themen vorzunehmen. Das Ende des Interviews wurde durch die Frage, ob der/die Interviewpartner/Interviewpartnerin selbst noch etwas hinzufügen möchte, eingeleitet. War dies nicht der Fall, dann bestand das endgültige Ende des Interviews durch ein Bedanken und das Abschalten des Tonbandgerätes. Wenn die Interviewperson selbst noch etwas zu dem Thema sagen wollte, wurde dies ebenfalls noch per Tonband aufgezeichnet und erst danach folgte das Bedanken und das Abschalten des Aufnahmegerätes. Der Zeitaufwand pro Interview betrug zwischen 26 und 80 Minuten. Die Interviews wurden mit Einverständnis der InterviewpartnerInnen aufgezeichnet. Nach jedem Interview erfolgte unmittelbar nach dem Gespräch eine kurze Notizensammlung zur Gesprächssituation (Uhrzeit, Datum und Ort der Befragung, Atmosphäre des Interviews, etc.).

6.2 AUSWERTUNGSMETHODE

Wie im Kapitel 6 schon erwähnt, soll in dieser Arbeit die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) in einer Abwandlung durch das Extraktionsverfahren nach Gläser und Laudel (2010) vorgenommen werden. Eine weitere Abwandlung des Extraktionsverfahrens ist jedoch ebenfalls nötig, da das vorliegende Thema dieser Arbeit nicht alle Analyseschritte der „Extraktion“ zulässt. Unter 6.2.2 wird die konkrete Vorgehensweise beschrieben. Zunächst soll jedoch kurz auf das Mayringsche Verfahren eingegangen werden. Danach sollen Kritikpunkte von Gläser und Laudel an diesem Verfahren geschildert werden, um im Anschluss daran die in dieser Arbeit durchgeführte Analyseverfahren erläutern zu können.

6.2.1 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring

Mayring (2010) fasst „drei Grundformen des Interpretierens“ (Mayring 2010, S64) zusammen, die er aus verschiedenen qualitativen Interpretationstechniken ableitete. In einem ersten Schritt soll das vorliegende Datenmaterial „zusammengefasst“ werden, wobei die „wesentlichen Inhalte erhalten bleiben“ sollen. Danach folgt der Arbeitsschritt der „Explikation“, was bedeutet, dass zusätzliches Material herangetragen wird um das Verständnis des bereits vorliegenden Materials zu verdeutlichen und zu verbessern. In einem dritten Schritt sollen „bestimmte Aspekte aus dem Material herausgefiltert“ und „strukturiert“ (ebd., S65) werden.

Im ersten Analyseschritt der „Zusammenfassung“ (ebd.) werden zunächst einzelne „Kodiereinheiten“ (ebd., S69), auf den Inhalt hin beschreibend zusammengefasst (Paraphrasierung) und somit alles nicht Inhaltstragende weggelassen. So wird erreicht, dass alle Kodiereinheiten des unterschiedlichen Materials eine „einheitlichen Sprachebene“ aufweisen. Danach werden alle Paraphrasen einem Abstraktionsniveau zugewiesen, die wiederum einer Verallgemeinerung unterworfen sind. Gleiche Aussagen können somit gestrichen werden, ebenso wie unwichtige und inhaltsirrelevante Paraphrasen. Danach folgt eine Wiederholung dieses Vorgangs, um ihn nicht unüberprüft stehen zu lassen. Manchmal ist eine weitere Reduktion des Materials nötig. Das bedeutet, dass das Abstraktionsniveau auf einer nächst höheren Ebene angesetzt wird. Ziel ist es, zu einem enger gefassten, allgemeineren Kategoriensystem zu gelangen, das abermals überprüft werden soll. Für die Kategorienbildung einer qualitativen Inhaltsanalyse eignet sich laut Mayring die induktive Kategorienbildung.

„Es strebt nach einer möglichst naturalistischen, gegenstandsnahen Abbildung des Materials ohne Verzerrung durch Vorannahmen des Forschers, eine Erfassung des Gegenstandes in der Sprache des Materials“ (Mayring 2010, S70).

Voraussetzung dafür ist ein Selektionsverfahren, das diejenigen Aussagen bestimmt, die eine Kategorie bilden werden. Das bedeutet, dass zu Beginn der Kategorienbildung, unter Beachtung des Abstraktionsniveaus, eine allgemeine Kategorie generiert wird, unter die bestimmte Aussagen fallen. Danach muss dieses kategorisierte Material erneut auf mögliche weitere Subkategorien untersucht werden (vgl. ebd., S84f).

Im zweiten Schritt der Auswertung, der sogenannten „Explikation“, soll durch den Einsatz von zusätzlichem Material das bereits vorhandene kategorisierte Material interpretiert werden. Das heißt es soll deutlich gemacht werden, was mit bestimmten Textpassagen gemeint ist, bzw. was zum Ausdruck gebracht werden sollte.

Der dritte Auswertungsschritt ist nach Mayring der wohl wichtigste Schritt der „inhaltsanalytischen Technik“ (ebd., S92). Durch die sogenannte „Strukturierung“ werden bestimmte Elemente, durch vorab festgelegte Kriterien, die sich an der Fragestellung der Untersuchung orientieren, aus dem vorliegenden Material „extrahiert“ (ebd.). Somit bleiben bei diesem letzten Analyseschritt nur noch diejenigen Kategorien stehen, die im unbedingten Zusammenhang mit der Fragestellung stehen (vgl. Mayring 2010, S92ff).

6.2.2 Kritik an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring

Die Auswertungsmethode der qualitativen Inhaltsanalyse hat sich aus der quantitativ inhaltsanalytischen Auswertungsmethode heraus entwickelt. Eine quantitative Inhaltsanalyse setzt sich, kurz gefasst, aus vier Auswertungsschritten zusammen:

- „das Aufbauen eines geschlossenen Kategoriensystems vor der Analyse,
- das Zerlegen des Textes in Analyseeinheiten
- das Durchsuchen des Textes auf relevante Informationen und
- die Zuordnung dieser Informationen zu den Kategorien“ (Gläser&Laudel 2010, S197f).

Mit diesem Verfahren können Häufigkeiten von Aussagen ermittelt werden. Dieser Methode liegt die „methodologische Annahme zugrunde, dass es einen Zusammenhang zwischen Häufigkeiten von Kategorien und der Bedeutung des Sachverhaltes gibt“ (ebd.). Doch schnell verbreitete sich Kritik gegenüber diesem Verfahren. Zum Vorwurf wird ihr der Vorgang der Reduzierung des Materials gemacht. Durch das Extrahieren von Passagen aus dem Gesamtmaterial und die damit einhergehende Reduktion durch Vereinheitlichung gehe die Komplexität der einzelnen Aussagen verloren. Damit geht das „Verstehen“ des zu untersuchenden Materials verloren. Somit ergab sich die Generierung einer qualitativen Inhaltsanalyse, die dem „Verstehen“ mehr Raum verschaffen sollte. Das in Kapitel 6.2.1 beschriebene inhaltsanalytische Verfahren nach Mayring sollte diesem Problem Abhilfe schaffen. Diese Technik orientiert sich beim Generieren von Kategorien, im Unterschied zum

quantitativen Verfahren, direkt am zu untersuchenden Material. Somit soll das Bilden des Kategoriensystems ein offenes Verfahren gewährleisten.

Gläser und Laudel (2010) kritisieren an der Technik Mayrings zum einen, dass lediglich Häufigkeiten ermittelt werden und damit der Prozess des „Verstehens“ wenig Berücksichtigung findet. Zum anderen sehen sie eine Problematik im Konzipieren eines geschlossenen Kategoriensystems. Damit würden viele wichtige Informationen, die erst im Laufe der Analyse sichtbar werden, verloren gehen. Gläser und Laudel haben daher ein Verfahren entwickelt, das sich an der Idee der Technik der Strukturierung von Mayring orientiert und nennen dieses Vorgehen „Extraktion“ (Gläser und Laudel 2010, S199). Mit dieser Methode wollen sie eine Offenheit gegenüber dem gesamten vorliegenden Material bis zum Ende der Untersuchung gewähren, damit keine wichtigen Informationen verloren gehen (vgl. ebd.).

Die Auswertungsmethode Extraktion unterscheidet sich vom Kodieren durch die Entnahme von Informationen aus dem vorhandenen Material, die ausgewertet werden, während beim Kodieren „Text und Index zum gemeinsamen Gegenstand der Auswertung“ gemacht werden. Mit der Extraktion wird es möglich nur diejenigen Informationen zu entnehmen und zu bearbeiten, die für die Beantwortung der Forschungsfrage von Bedeutung sind. Um jedoch regelgeleitet und theoriegeleitet vorzugehen, muss vorab ein „Suchraster“ angelegt werden, das vorgibt, welche Materialinformationen entnommen werden sollen. Dieses baut nach Gläser und Laudel auf den „theoretischen Vorüberlegungen konzipierten Untersuchungsvariablen bzw. Einflussfaktoren und den Hypothesen über die die verbindenden Kausalmechanismen auf“ (ebd.) Die entnommenen Informationen werden den jeweiligen „Kategorien des Suchrasters zugeordnet“ (Gläser&Laudel 2010, S200). Bedeutend ist, dass das Kategoriensystem während des gesamten Untersuchungsprozesses offen bleibt. Damit wird es möglich, bereits bestehende Kategorien nochmals zu verändern oder neue Kategorien hinzu zu fügen. Dadurch kann die Struktur des Kategoriensystems immer wieder verändert werden und ergibt sich damit erst im Zuge des Auswertungsverfahrens. Erst am Ende des Prozesses steht die Struktur fest.

Die Zuordnung der extrahierten Daten zu einer Kategorie und dessen Interpretation stellt für Gläser und Laudel einen „entscheidenden Interpretationsschritt“ (ebd., S201) dar, der sich individuell gestaltet. Individuell deshalb, weil entnommenen Informationen nach der Extraktion durch den/die Untersuchenden/Untersuchende auf „Redundanzen und

Widersprüche geprüft und nach für die Auswertung relevanten Kriterien sortiert“ wird (ebd., S202). Der/die Forscher/in entscheidet also, was beispielsweise redundant ist und was nicht. Nach dieser Bearbeitung erhält man eine „strukturierte Informationsbasis“ (ebd.) die es ermöglicht, das Untersuchungsmaterial zu rekonstruieren und nach „Kausalmechanismen“ (ebd.) abzusuchen.

In der nun vorliegenden Arbeit soll die Methode der Extraktion nach Gläser und Laudel ihre Anwendung finden, wobei die Suche nach Kausalmechanismen nur beschränkt zum Einsatz kommen wird. Bei dem vorliegenden Thema ist es kaum bis gar nicht möglich, *einfache* Kausalketten, also eine Ursache- und einen Wirkungszusammenhang, zu bilden, da es sich um komplexe psychische Phänomene handelt. Es wäre daher viel zu kurz gegriffen, diese Phänomene auf *einfache* Kausalketten zu reduzieren. Dazu müssten reihenweise Multikausalketten gebildet werden, die sich wiederum in Multikausalketten aufspalten usw, was den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Die Vorgehensweise gestaltet sich daher so, dass jenes Datenmaterial, das es zulässt Kausalketten zu bilden, auch in dieser Form analysiert wird. Weitere Informationsdaten, die diesen Auswertungsschritt nicht zulassen, sollen mit Hilfe der oben aufbereiteten theoretischen Literaturrecherche (von Kapitel 2 bis 4) verglichen werden und somit ihre Interpretation erfahren.

7 DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE AUS DER ANALYSE DER INTERVIEWS

In diesem Kapitel werden nun die Ergebnisse der Analyse der Interviews vorgestellt. Wie im vorangegangenen Kapitel schon festgehalten wurde, wurde die Auswertung des vorliegenden Datenmaterials (die Interviews) mittels dem „Extraktionsverfahren“ nach Gläser und Laudel (2010) durchgeführt.

Im Zuge der Extraktion konnten vier Kategorien generiert werden, die jeweils drei bis sieben Subkategorien beinhalten. Gläser und Laudel halten fest, dass die Generierung eines solchen Kategoriensystems über theoretische Vorüberlegungen entwickelt werden muss, dass es aber keine statische Konstruktion darstellt, sondern während des Analyseprozesses immer wieder neu überarbeitet werden kann und neue Themen hinzugefügt werden können (vgl. Gläser&Laudel 2010, S201). Dies zeigte sich im Zuge des Forschungsprozesses in dieser Arbeit als äußerst wichtig und bedeutend. Die Interviews und der Leitfaden wurden so

gestaltet, dass jede Interviewperson die eigenen, subjektiven Beobachtungen zu den Themenbereichen des Interviewleitfadens im Interview äußern konnte. Daher unterschieden sich die Antworten zu einigen Themenbereichen in hohem Maße, was auch mit sich brachte, dass manche Themen von einigen ExpertInnen nicht angesprochen wurden, beziehungsweise konträre Beobachtungen oder Ansichten geäußert wurden. Dies zeigt sich in den nun vorliegenden Ergebnissen. Daher soll es nicht verwundern, dass manche Kategorien bezüglich der Aussage nur einer Person generiert wurden, wohingegen andere Kategorien Äußerungen von allen sechs InterviewpartnerInnen beinhalten.

Die erste Kategorie *Keine allgemeinen Gültigkeiten* existiert als Kategorie ohne Subkategorien. Daher wurde eine Analyse in Anlehnung an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) vollzogen, welche die Möglichkeit bot, die Häufigkeiten der Aussagen zu diesem Themenkomplex zu ermitteln. Der Themenbereich gibt Auskunft darüber, dass es den Interviewpersonen äußerst wichtig war, dass sie nicht von allen Buben sprechen, sondern von Tendenzen beziehungsweise eigenen subjektiven Beobachtungen oder Auffälligkeiten, die sie in ihrer Arbeit mit den Kindern wahrnehmen. Der Anspruch dieser Arbeit war nicht derjenige, allgemeine Gültigkeiten aufzustellen, sondern die subjektive, aber dennoch professionelle psychoanalytische Sichtweise der InterviewpartnerInnen auf die mögliche Problematik der Vaterdeprivation nach Scheidung ausfindig zu machen. Daher wird dieser Kategorie eine hohe Bedeutung in der vorliegenden Arbeit beigemessen, auch wenn sie keinen großen Platz einnimmt.

In der zweiten Kategorie *Scheidung als Risikofaktor?* werden die Ergebnisse, ob das Ereignis Scheidung einen Risikofaktor für die Entwicklung der Geschlechtsidentität des Kindes ausmacht, dargestellt. Thematisiert wird auch ob die ExpertInnen der Ansicht sind, dass bestimmte Altersgruppen bei Scheidung einem höheren Risiko für Entwicklungsstörungen ausgesetzt sind als andere.

Die Bedeutung des Männlichen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität nimmt einen großen Teil der Forschung ein und stellt die dritte Kategorie der Analyseergebnisse dar. Thema dieser Kategorie wird zuerst der Begriff Männlichkeit sein und ob beziehungsweise wie dieser von den Buben in der Therapie thematisiert wird. Danach werden die Ergebnisse der geschilderten Beobachtungen von den Interviewten zu möglichen Auffälligkeiten bei Knaben, die nach Scheidung von Vaterdeprivation betroffen sind, dargeboten. Ein weiteres Thema betrifft Ersatzväter und welche Bedeutung die Interviewten

diesen für die Entwicklung der Buben beimessen. Dazu steht auch im Zentrum des Interesses, ob und warum Beziehungen zwischen Ersatzvätern und Kindern scheitern können. Des Weiteren werden die Ergebnisse zu den Meinungen der ExpertInnen zu anderen männlichen Personen in der nahen Umgebung der Buben dargelegt. Zuletzt stehen an dieser Stelle die von den Interviewten möglichen registrierten spezifischen Übertragungs- und Gegenübertragungspänomene bei Jungen mit Vaterdeprivation.

Die letzte Kategorie *Rolle der Frauen* nimmt die Bedeutung der Mutter und anderen Frauen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität in den Blick. Dabei werden die Ergebnisse zur Bedeutung der Mutter für die Entwicklung des Jungen und spezifischen möglichen Problemkonstellationen bei Alleinerzieherinnen dargestellt. Die Bedeutung anderer Frauen und die subjektive Einschätzung zur Frauendominanz im Erziehungs- und Bildungssektor stellen die letzten beiden Subkategorien zu diesem Kategorienkomplex dar.

Danach folgt eine präzise Zusammenfassung der Ergebnisse der Untersuchung, die mit der Beantwortung der Fragestellung einhergehen.

7.1 KEINE ALLGEMEINEN GÜLTIGKEITEN

Besonders deutlich betonten die Interviewpersonen im Verlauf des gesamten Interviews immer wieder, dass sie keine allgemeinen Gültigkeiten mit ihren Aussagen aufstellen möchten und können. Dabei wurde darauf Wert gelegt, dass die Angaben, die sie im Zuge der Interviews machten, als eigene Einschätzungen oder subjektive Beobachtungen der ExpertInnen in dieser Arbeit gehandhabt werden, dem hier auch Rechnung getragen wird. So formulieren die einzelnen InterviewpartnerInnen dieses Anliegen folgendermaßen:

„[...]da unterscheiden sich die Buben schon im Hohen Maße, so kann ich das nicht sagen, alle Buben aber es ist eine Tendenz [...]“ (IP2, 399-402)

„[...] es gibt Beobachtungen, es gibt Tendenzen [...]“ (IP3, 42)

„[...] Aber immer, ich sage immer wieder dazu, es kann so sein [...]“ (IP3, 445)

„[...] nicht so leicht über einen, über einen Kamm scheren möchte. Will jetzt in dem Sinn keine Statistiken darüber [...]“ (IP4, 92)

„[...] alles was ich sage betrifft immer nur Teile der Jungs [...]“ (IP5, 14)

„[...] Also das ist jetzt einfach ein Gefühl [...]“ (IP6, 33)

„[...] Das ist so ein Erfahrungswert [...]“ (IP6, 41)

„[...] Das ist so mein Bild [...]“ (IP6, 151)

„[...] So interpretier ich es, ja [...]“ (IP6, 160)

„[...] Eine Hypothese gell. Mit Fragezeichen [...]“ (IP6, 192)

Die Interviewten machen mit diesen Aussagen die Interviewerin immer wieder darauf aufmerksam, dass es sich dabei um Tendenzen handelt, die sie beobachten können. Andere Aussagen zeigen auch auf, dass sich die Interviewpersonen darüber einig sind, dass jedes Kind seine eigenen speziellen Strategien im Laufe des Lebens und daher seine eigenen Muster entwickelt, wie es mit bestimmten Situationen umgeht.

„[...] Und das ist eben auch ganz verschieden [...] wie ein Kind dann damit umgeht ist eine ganz spezielle Sache [...]“ (IP1, 165-167)

„[...] Äußert sich natürlich trotzdem ah, ah jedes Kind ist anders [...]“ (IP2, 248).

„[...] ich denke mir, man kann es wahrscheinlich nicht so generalisieren. Das wird wahrscheinlich jeder aus seiner Lebensgeschichte heraus, ein bisschen mit seinen Lebensstrategien dann ein[fordern] [...]“ (IP3, 111-113)

„[...] Also ich kann jetzt nicht sozusagen sagen, alle Buben sind dann ich denke mir, dass da sicher ah ganz eigene Muster entwickelt werden [...]“ (IP3, 141-144)

„[...] sondern eigentlich immer nur Einzelfälle, Einzelfallschicksale [...]“ (IP4, 95).

7.2 RISIKOFAKTOR SCHEIDUNG?

Gegenstand dieser Kategorie sind die von den ExpertInnen eingenommenen Positionen zur Thematik der Scheidung. Dazu werden die unterschiedlichen professionellen Meinungen dieses einschneidenden Ereignisses dargestellt. Zum Einen wurde von den Interviewpersonen beurteilt, ob Scheidung einen Entwicklungshemmenden Risikofaktor für das Kind darstellt

und zum Anderen steht im Zentrum der Analyseergebnisse die professionelle Einschätzung gegenüber des Risikofaktors einer Scheidung für bestimmte Altersgruppen.

7.2.1 Scheidung – kein Risikofaktor

Alle interviewten Personen beurteilen das Scheidungsereignis selbst als nicht riskant für die Entwicklung des Kindes, wohingegen die elterlichen Kompetenzen bei Scheidung in einem hohen Maß Einfluss darauf nehmen. Es kristallisierte sich aus den Aussagen zweier männlicher Personen heraus, dass die Scheidungskompetenz beider Elternteile großen Einfluss auf das Kind und dessen Entwicklung nimmt.

„[...] ob jetzt ah sozusagen ah ein gesundes Kind ja, mit sieben, acht Jahren und es kommt zu einer relativ geordneten Scheidung, die, die einigermaßen atmos[phärisch] gut über die Bühne geht, glaube ich nicht, dass das jetzt unbedingt für die sexuelle Entwicklung nachteilig sein muss [...]“ (IP3, 294-297).

„[...] es kommt sehr auf die Scheidungskompetenz der Eltern darauf an, wie die das Händeln und wie sie diese Trennung dem Kind beibringen [...]“ (IP5, 213-214).

IP3 nennt nicht genau den Begriff Scheidungskompetenz, sondern spricht von einer „relativ geordneten Scheidung“, was unter positiver Scheidungskompetenz verstanden werden kann.

Zwei weibliche Interviewpersonen schreiben der Scheidungskompetenz der Mutter eine große Bedeutung zu:

„[...] eben hängt es davon ab, auch wie die Mutter mit der Trennung umgehen [kann] [...]“ (IP1, 334).

„[...] Also ich habe einen, das ist ein Erwachsener Patient von mir, aber der lebt heute noch bei seinen E// bei seiner Mama mehr oder weniger. Und der hat das damals so mitgekriegt, die schlimme Scheidung und schlimme Trennung, die Mama ist ganz arm. Und der, ich habe nicht den Eindruck, dass der die überhaupt verlassen kann [...]“ (IP6, 305-312).

Eine weibliche Interviewperson gibt an, dass es auf die zukünftige Beziehung des Kindes zum Vater ankommt, ob die Scheidung zu einem Risikofaktor wird.

„[...] Und da hängt es dann ab ah sehr stark davon ab, was für eine Beziehung der Vater zu dem Buben hat, ob es da Treffen gibt ob es das, ob der dem Buben vermitteln kann ah ich mag dich und ahm du bist mir wert// wertvoll und wichtig, oder ob der Vater nach Indien geht und dort am Ganges ich weiß nicht was, Leute über den Ganges führt mit dem Boot und sich nicht mehr rührt, das ist also da ganz unterschiedlich wieder, wie der Bub diesen Vater sieht, alle vierzehn Tage mit ihm Fußballspielen geht, oder er mit ihm ins Kino geht, oder Eishockeyspielen geht und vermittelt also, dass er sich identifizieren kann mit diesem Vater [...]“ (IP4, 191-198).

Diese Person vertritt auch die Meinung, dass eine Scheidung nichts mit einer guten, oder schlechten Beziehung zu einem Vater zu tun habe, genauso wie eine intakte Ehe nicht zwingend die Basis für eine gute Beziehung zwischen Vater und Sohn sei.

„[...] Und das kann zum Beispiel in einer Ehe, die, wo die Kinder nicht geschieden, ah die Eltern nicht geschieden sei// ah sind, ah kann das genauso sein, dass sich der Bub nicht identifizieren kann, weil der Vater nie da ist, oder wenn er da ist äh, nicht ja nicht nein sagt, sondern immer nur „niauniau“, also keine Sprache auch dem Kind vermittelt [...]“ (IP4, 205-208).

Diese Ansicht vertreten auch noch eine weitere weibliche und zwei männliche der bereits erwähnten ExpertInnen.

„[...] aber es kann ja ein abwesender Vater eine sehr gute Beziehung zu einem, zu seinem Sohn haben und es kann ein sehr geliebter, bewunderter, verständnisvoller Vater sein [...]“ (IP1,99-100)

„[...]erstens einmal ein Vater der emotional verfügbar ist. [...] der bloße Umstand, dass er existiert oder dass Eltern geschieden sind, heißt noch nichts [...]“ (IP2, 170-173).

„[...] Denn, denn wenn der Vater dann zu Verfügung steht als Identifikation als [Bezugs]person auch als männlicher ja der ein Stück in seiner aufkeimenden Männlichkeit abholen kann, weil da ist, wenn der Vater selber in der Lage ist sozusagen auch die wie soll man sagen, die Männlichkeit des eigenen Sohnes zu akzeptieren, glaube kann das schon gut funktionieren muss nicht unbedingt was schief laufen [...]“ (IP3, 299-308).

Eine männliche Person schreibt einer überwiegend guten Beziehung des ehemaligen Ehepaares zueinander einen bedeutenden Faktor für eine gesunde Entwicklung des Kindes zu.

„[...] das ist immer auch ganz wichtig dazu zu sagen, ist das, soweit das die Kinder erleben, zwischen Vater und Mutter nicht überwiegend ein feindschaftliches Verhältnis existiert [...]“ (IP2, 177-178)

1. Kausalkette

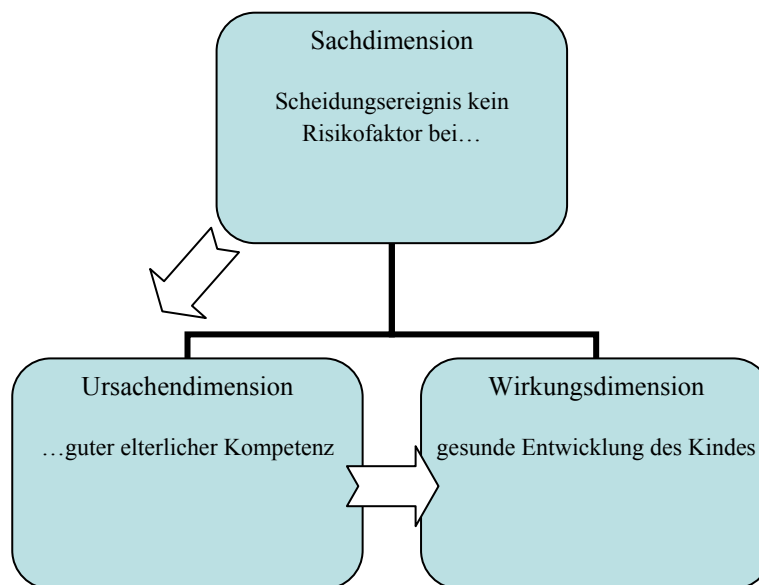


Abbildung 1 - Kausalkette Scheidungsereignis

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass in diesem engen ExpertInnenkreis Einigkeit darüber herrscht, dass die Eltern im Falle von Scheidung in vielerlei Hinsicht Einfluss auf die Entwicklung des Kindes nehmen. Positive Kommunikation zwischen den Eltern, emotionale Unterstützung des Kindes und eigene gute Bewältigungsstrategien der Eltern sind genannte Eigenschaften aus den Interviews, die *guten elterlichen Kompetenzen*

zugeordnet werden könnten. Im Kapitel 4.2 wurde erläutert, dass laut Fthenakis und Walbiner (2008) das Scheidungsereignis eines der am schwierigsten zu verkraftenden Vorfälle im Leben eines Kindes darstellt. Die Analyse der Interviews ergab, dass die ExpertInnen darin übereinstimmen, dass Scheidung nicht prinzipiell ein Risiko für eine gesunde Entwicklung des Kindes darstellt. Dahingehend bestimmend sind, wie schon erwähnt, die *elterlichen Kompetenzen*.

7.2.2 Risikofaktor einer bestimmten Altersgruppe?

Ob und welche Altersgruppe einem höheren Risiko in der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität durch Scheidung ausgesetzt ist, wurde äußerst unterschiedlich bewertet. Es kristallisierten sich im Prozess der Analyse drei verschiedene Meinungen heraus, wobei sich die Interviewpersonen oft selbst bei der Beantwortung nicht sicher fühlten und sogar mehrere Meinungen vertraten.

Wie aus der vorangegangenen Analyseergebnissen ersichtlich ist, vertreten die interviewten Personen die Ansicht, dass die elterlichen Kompetenzen starken Einfluss auf das heranwachsende Kind ausüben. Es könnte also daraus geschlossen werden, dass weniger gute elterliche Kompetenzen eine Bedrohung für eine gute Entwicklung des Kindes darstellen.

Eine weibliche und zwei männliche ExpertInnen sind der Ansicht, dass eine Scheidung für Kinder in jedem Alter emotional aufrüttelnd sein kann.

„[...] das bedeutet natürlich auf jeder Entwicklungsstufe wieder was anders, [also] ich meine wenn ein pubertierender Bub der sich da jetzt mit diesen neu einschließenden Trieb[geschehen] und mit dem was da an erotischen Aufwühlungen eben passiert, wenn zu dieser Zeit die Eltern sich trennen wird, wird des einen anderen Stellenwert haben, als, als wenn einer eben vielleicht mitten in dem ist, was die sogenannte [Latenz] heißt. Obwohl wie gesagt, müsste man sich dann auch genau anschauen und auch bei, weil ich das oft höre, auch bei so jetzt sind ja die Kinder schon groß, jetzt macht das ja nichts wenn man sich trennt [sozusagen]. Also das würde ich so überhaupt nicht so sehen, weil also der Bruch einer Situation in der man sich doch dann wahrscheinlich einigermaßen sicher gefühlt hat, in einer bestimmten Konstellation, die ist für einen 18jährigen, also der auch Vorstellungen hat, wie er sein Leben entwirft, genauso problematisch wie für [einen] 7jährigen [...]“ (IP1, 345-368).

„[...] Also die Bedeutung die es für die Kinder hat ist natürlich je nach Entwicklungsstadium eine unterschiedliche. Aber dass man das jetzt hierarchisieren könnte und zu sagen dort ist es besonders schlimm und dort nicht, ah kann man nicht. In jeder Entwicklungsphase kann es zu, zu Problemen führen [...]“ (IP2, 907-913).

„[...] es ist wirklich, es ist Wurscht, es ist wirklich Wurscht [...]“ (IP2, 1014).

„[...] bis glaub ich bis die Pubertät vorbei ist ah kann viel passieren. Das heißt sie sind auch der Meinung, dass das durchgängig ein, auf jeden Fall problematisch sein kann. Ja. Die Verarbeitungsstrategien sind natürlich unterschiedliche, aber problematisch glaub ich kann es für Kinder und Jugendliche [sein] [...]“ (IP3, 403-409).

Eine weibliche Interviewperson gibt an, dass sie der frühesten Kindheit den höchsten Risikofaktor beimisst:

„[...] Ich glaube, dass die früheste Kindheit, ah diese ganz wichtigste Phase ist, da bin ich mir ganz sicher und ganz überzeugt davon [...]“ (IP4, 242-243)

Eine weitere männliche Person ist der Ansicht, dass von der Geburt bis vor dem Beginn der Latenz die risikoreichste Zeit besteht:

„[...] es ist dann schwierig, wenn es noch keine gute Beziehung sich etabliert hat zwischen Jungen und Vater, also wenn das noch ganz unsicher ist und dieser Junge sich noch nicht sicher sein kann, dass diese Beziehung das überlebt. Tendenziell würde ich sagen, alles unterhalb der Latenz äh Latenz ist, ist schwieriger, weil es eben noch keine sichere Vater-Jungen-Beziehung (...?) hat [...]“ (IP5, 217-222).

„[...] ich würde sagen, also wenn die Kinder noch ah (2) das ödipale Problem noch nicht gelöst haben und, und immer noch sehr unsicher sind im Umgang mit dem Vater [...]“ (IP5, 248-249).

Sehr unentschlossen zeigt sich eine weibliche Interviewperson:

„[...] Ja das ist glaube ich schwierig zu sagen. Ich meine ich glaube schon so, dass es, dass es, wenn man ein Jugendlicher ist, schon problematisch ist, weil da diese, diese Vorbildwirkung wo man sich identifizieren noch einmal mit dem so wie der Papa oder sich abgrenzen davon das schon eine große Rolle spielt. Ich glaube das ist dann schon schwierig, grad wenn man der älteste auch noch ist [...]“ (IP6, 289-296).

„[...] vermutlich ist es so in ödipalen Zeiten auch sehr schwierig [...]“ (IP6, 317).

IP1 ist zwar, wie oben schon angeführt, der Meinung, dass es in jedem Alter zu Komplikationen kommen kann, misst jedoch der frühesten Kindheit einen etwas höheren Risikofaktor zu:

„[...] je früher sie stattfinden, wahrscheinlich gravierendere Auswirkungen haben als spätere. Aber prinzipiell, ah in psychischen Entwicklungsstadien das ICH noch weniger gefestigt ist und reifere Abwehrmechanismen noch nicht entwickelt sind, dass da natürlich Verletzungen, psychische Verletzungen also andere und wahrscheinlich heftigere sind ah als[später], das wird schon so sein [...]“ (IP1, 330-339).

Nach dieser Analyse kann festgehalten werden, dass Uneinigkeit bezüglich dieser Frage herrscht. Auch in der Literatur konnte dieses Phänomen beobachtet werden. Im Kapitel 2.4.1 wurden mehrere AutorInnen genannt, die davon überzeugt sind, dass gerade die frühe Kindheit einen besonders hohen Risikofaktor darstellt. Dies wurde vor allem mit der ödipalen Phase und dem sich bildenden ersten Grundstock für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität begründet. In einem späteren Kapitel dieser Arbeit (Kapitel 4.2.1) wird aber auch erwähnt, dass Kinder auf jeder Entwicklungsstufe für Entwicklungsstörungen gefährdet sein können. Dabei wird auch darauf hingewiesen, dass Kinder in verschiedenen Entwicklungsphasen unterschiedliche kognitive Fähigkeiten entwickelt haben, die mehr oder weniger unterstützend für eine gute Scheidungsbewältigung sein können. Dieses Argument findet sich auch in den Interviews wieder.

7.3 DIE BEDEUTUNG DES MÄNNLICHEN FÜR DIE ENTWICKLUNG DER MÄNNLICHEN GESCHLECHTSIDENTITÄT

In diesem Kapitel soll zuallererst dargestellt werden, was die ExpertInnen beobachten können, wenn sich Buben im therapeutischen Setting mit dem Thema *Männlichkeit* auseinandersetzen. Im Zuge dessen hat sich bei der Analyse aber herauskristallisiert, dass sich alle Interviewpersonen darüber einig sind, dass das Fehlen einer guten männlichen Bezugsperson problematisch für das Kind sein kann. Welchen positiven Nutzen Ersatzväter und andere männliche Personen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität der Knaben haben können und warum eine Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind scheitern kann, wird hier ebenfalls Thema sein. Zuletzt werden die Ergebnisse zu Beobachtungen möglicher spezifischer Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene aufgezeigt.

7.3.1 Männlichkeit

Diese Frage war für zwei weibliche und eine männliche Interviewpersonen unmöglich zu beantworten, da sie der „Männlichkeit“ eine Vielfalt an Attributen zugestehen und sich nicht auf Stereotype beschränken wollten. Die anderen drei haben versucht, sich ein Bild zu machen, wie Männlichkeit von Buben im therapeutischen Prozess thematisiert und ausgedrückt wird. Zum einen hat sich bei zwei männlichen Interviewpersonen herauskristallisiert, dass Burschen aus Scheidungsfamilien aufgrund des Mangels an männlichen Vorbildern in ihrem alltäglichen Leben Männlichkeit nur im Gegensatz zur Weiblichkeit entwickeln könnten. Das theoretische Konstrukt dazu findet sich in dieser Arbeit im Kapitel 4.2.2. Dort wurde erläutert, dass Jungen ohne ein männliches Vorbild, das auch weiblich konnotierte Attribute wie Emotionalität oder Zuneigung vorlebt, dazu neigen, sich in Distanz zur Mutter beziehungsweise zur Weiblichkeit zu entwickeln. Dies wiederum führe, laut einer männlichen Interviewperson, dazu, dass vor allem die Jungen zu *Störenfrieden* in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen degradiert werden.

„[...] Also tendenziell haben die Buben kein Modell. Das heißt um sich jetzt männlich zu fühlen kann man das eigentlich nur im Gegensatz zu weiblich. Und das ist auch da, meines Erachtens der, der Hauptgrund warum der Großteil der Verhaltensauffälligkeiten in Kindergarten und Schule bei Buben vorhanden ist. Weil sozusagen im, das Gesetz ist weiblich geworden [...]“ (IP2, 310-316).

„[...]Für Buben, für Buben heißt das aber nicht männlich zu sein. Männlich-sein heißt, bleibt nichts anderes über als die Regeln zu verletzen und gegen die Regeln zu kämpfen hier kommt dann noch zusätzlich, also wenn man das erste sagt, in diesen Beziehungen eine große Sprengkraft drinnen, dann ist sie bei den Buben speziell ab sechsten, siebten Lebensjahr noch einmal größer, aber auch im Kindergarten schon, weil im Streben nach männlicher Identität, die männliche Identität eigentlich nur in der Negation erlebt werden kann und nicht indem man sich sozusagen irgendwo ein, ein Vorbild nimmt [...]“ (IP2, 323-333).

„[...] die Jungs ah identifizieren sich dann untereinander oder ahm vergleichen sich untereinander, aber ahm immer in Position zu Frauen und Mädchen [...]“ (IP5, 180-181).

Männlichkeit in Negation zur Weiblichkeit bedeutet aber auch, sich üblicher Klischees von Männlichkeit zu bedienen. Eine männliche Interviewperson meint teilweise beobachten zu können, dass Jungen Wert darauf legen, ihre typisch männlichen Attribute wie beispielsweise einen muskulösen Körper und vermehrten Haarwuchs kommentiert und in Beziehung zu ihrer Männlichkeit erklärt zu bekommen.

„[...] es gibt Jungs, die je nach ihren körperlichen Veränderungen auch genau darauf schauen, was sich da bei ihnen verändert und wie sich ihr [Körper] entwickelt das Haarwachstum, die Muskeln, wollen sie auch kommentiert wissen, wie ihr Körper auch aussieht und was das mit ihrer Männlichkeit zu tun hat [...]“ (IP5, 29-33).

Zur Aneignung stereotyper Männlichkeit dienen, wie im Kapitel 3.3.1 dieser Arbeit erläutert wurde, häufig die Medien. Dies wird auch von einer männlichen Interviewperson geschildert.

„[...] Männlichkeit ist noch ein Thema, wenn sie sich mit irgendwelchen Heldenfiguren identifizieren, mit Rittern oder mit Kämpfern in Filmen [...]“ (IP5, 41-44)

Es kristallisierte sich aber auch heraus, dass eine weibliche und eine männliche Interviewperson in ihrer Praxis beobachten können, dass einige Buben dem Thema Männlich-Sein beziehungsweise Männlich-Werden mit Ängstlichkeit begegnen und auch so

thematisieren. Die männliche Person begründet dies mit den eintretenden Veränderungen der körperlichen Konstitution und dem fehlenden, unterstützenden männlichen Vorbild.

„[...] gleichzeitig gibt es auch Jungs, die auch Angst haben, vor der ankommenden oder anrollenden Männlichkeit Angst vor dem was dann mit dem Körper auch passiert [...]“ (IP5, 46-49).

„[...] und auch Angst vor den Aggressionen die möglicherweise auch in Ihnen stecken. Und nicht wissen, was Sie damit tun sollen [...]“ (IP5, 51-53).

„[...] eine Männlichkeit von der die Jungs nicht genau wissen was das eigentlich ist oder wie sie die leben sollen [...]“ (IP5, 65-66).

Die bereits vorab erwähnte Expertin hat viel Erfahrung mit Kindern, die unter gewalttätigen Umständen aufwachsen mussten und daher zu Hause kein gutes männliches Vorbild haben, an denen sie sich orientieren können. Die körperlichen Veränderungen und mögliche auftauchende, überwältigende Aggressionen in der Phase der Adoleszenz, scheinen demnach Jungen stark zu verunsichern, weil sie keinesfalls so werden wollen wie der Vater.

„[...] Ich habe das Gefühl, da gibt es überhaupt so eine Lücke, wie man denn überhaupt einmal Mann werden soll, so. Das ist ja wirklich schwierig, weil die sind ja alle solche Arschlöcher. Wie soll man denn groß werden, ohne dann auch noch so zu werden. Und da erlebe ich sie schon unsicher. Ich tue mir schwer das jetzt zu benennen woran ich das merke, aber da ist schon eine Unsicherheit, wie man da denn dann werden kann. Und was wir schon viel haben und nicht nur ich sondern die Kollegen, das sind schon Jungs, die sich, auch grad wenn sie dann Jugendliche sind, denen es dann echt schlecht geht [...]“ (IP6, 253-260).

„[...] weil die überhaupt nicht damit zurechtkommen, dass sie jetzt ja auch ein Mann werden und auch mit Frauen zu tun haben sollen, wo doch der Papa so ein Mistkerl ist. Alles, alles so schlimm war und eh nur Gewalt kam von ihm oder so. Und die wissen dann oft wirklich nicht: wie tun? Nicht ein nicht aus und die haben dann unterschiedlichste Symptome [...]“ (IP6, 262-266).

2. Kausalkette:

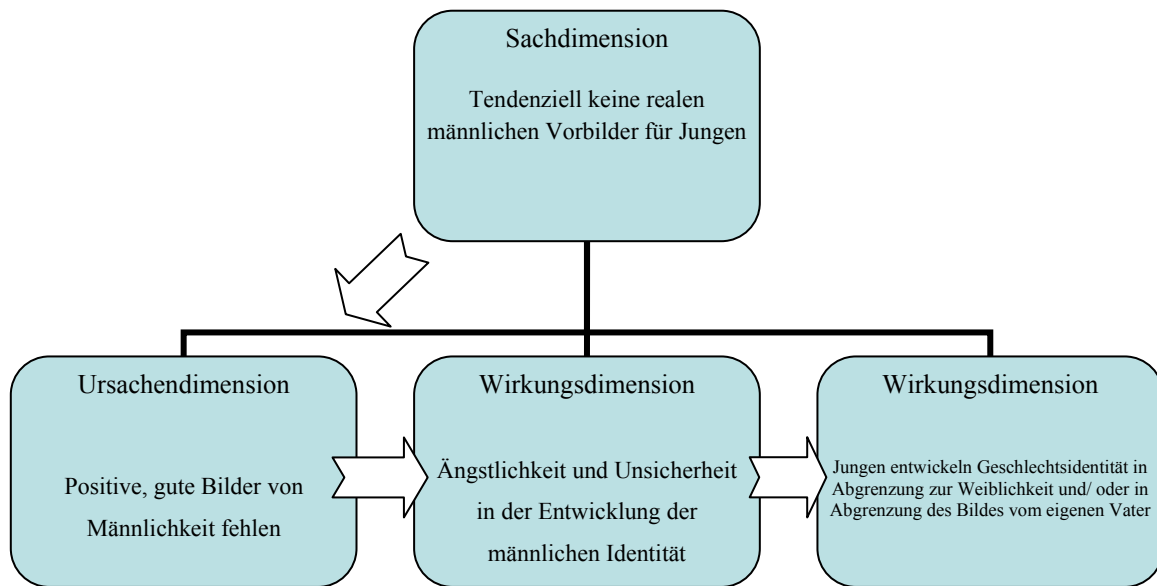


Abbildung 2 - Kausalkette Fehlende männliche Vorbilder

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die drei Interviewpersonen, die sich zu dieser Thematik geäußert haben, einig sind, dass vielen Jungen gute, reale männliche Vorbilder in ihrem täglichen Leben fehlen, an denen sie sich orientieren könnten. Dies bringe große Unsicherheit und auch Ängste mit sich. Besonders die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität in Negation zur weiblichen und das *nicht werden wollen wie der eigene Vater*, weil dieser gewalttätig war, sind Beobachtungen, die von den Befragten deutlich und emotional gefärbt geschildert wurden.

7.3.2 Auffälligkeiten bei Jungen ohne Vater

Die ersten tendenziellen Auffälligkeiten, Angst und Unsicherheit bei manchen Jungen, die ohne oder nur mit geringem Kontakt zu einem guten Vater aufwachsen, haben sich schon mit der vorangegangenen Kategorie herauskristallisiert. Ein weiteres auffallendes Thema zu Auffälligkeiten bei der Analyse stelle die Sehnsucht beziehungsweise die Suche nach dem Männlichen dar. Vier InterviewpartnerInnen, davon drei Männer und eine Frau, berichteten von derartigen Beobachtungen in ihrer täglichen Praxis.

„[...] eine Mutter die bei mir in Beratung war ahm kommt verlegen, ein bisschen rot im Gesicht ja und zwischen lächeln und tiefen Unglück. Das war Anfang Dezember, kommt sie daher mit einem Zettel und sagt: „Das ist, das ist der Wunsch meines Sohnes an das

Christkind: „Bitte liebes Christkind, bring meiner Mama endlich einen Mann und mir einen neuen Papa!“ Also ein irrsinniges, also in diesem, dieser Spannung, kann auch das Gegenteil entstehen. Ein ganz, ganz starkes Bedürfnis nach einem Vater [...]“ (IP2, 687-695).

„[...] wenn es keine Väter gibt ah, fällt mir auf, dass vor allem, gerade in der Adoleszenz bei den Buben da sozusagen ein verstärktes Interesse entsteht ahm „Wo ist mein [Vater]? Wer ist mein Vater?“ ah sozusagen, wo es auch um die männliche Identität geht. Ja also da bei den Volksschulkindern oder Kindergartenkindern ist es noch nicht so stark spürbar aber, dann wo es dann wirklich in der Adoleszenz, macht man deutliche Beobachtungen [...]“ (IP3, 61-72).

„[...] und die Jungs suchen sich dann irgendwelche Strukturen die ihnen halt, fest Halt bieten. Ich kenne Jungs die sind zum Bundesheer gegangen, weil sie dort diesen männlichen Halt diese Struktur auch einfordern [...]“ (IP5, 351-353).

„[...] ich habe immer so das Gefühl, da gibt es so eine Suche. Es ist ganz schwer zu beschreiben. So eine Suche schon auch wieder hart zu sein und ruppig zu sein und ahm wild Und ich glaube, dass das anders ist, wenn man einen Papa hat der das kann [...]“ (IP6, 41-45).

„[...] Also ich weiß zum Beispiel ich habe da so im Kopf wie da so ein kleiner Bub und der ist unten gestanden und der, der war beim Kollegen immer in Therapie und der war da, die sind so hungrig das ist echt krass, das merkt man richtig. Wenn ich runter komme dann hat er gemeint, dass ich// dass er jetzt zu mir muss. Und dann hat er so gesagt: Und wo ist der Mann? Und der hat ja gewusst dass der Werner heißt und das war total egal, es war der Mann, wo ist denn der? So wieder eine Frau. Ich habe das selber so verstanden, das kann ich jetzt eigentlich nicht wirklich brauchen [...]“ (IP6, 125-133).

3. Kausalkette

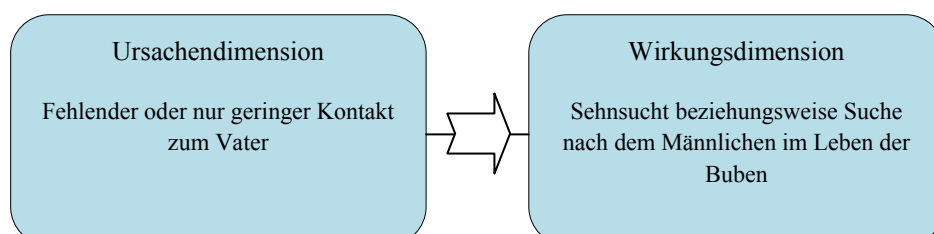


Abbildung 3 – Kausalkette Kontakte zum Vater

Interessant erscheint die Tatsache, dass alle drei männlichen Interviewpartner bei den Buben eine besondere Sehnsucht nach dem Männlichen wahrnehmen. Womöglich kennen die Männer diese Sehnsucht aus ihrer eigenen Lebensgeschichte und erkennen dieses Gefühl bei Knaben eher als Frauen, wobei hier den Frauen nicht unterstellt werden soll, dass ihnen ein Vater in der Kindheit nicht genauso gefehlt haben kann, es soll ihnen auch nicht ihre diesbezügliche Kompetenz abgesprochen werden. Es wird lediglich die Vermutung aufgestellt, dass Männer dieses Gefühl möglicherweise dahingehend eher kennen, da ihnen die Vorbilder selbst gefehlt haben könnten und daher in der Therapie anders deuten als Frauen, die ihre Vorbilder von Geburt bis zum Erwachsenenalter immer wieder greifbar vor sich hatten. Zu betonen ist jedoch, dass auch eine weibliche Interviewpartnerin eine Art Suche beziehungsweise Sehnsucht nach dem Männlichen bei den Buben in ihrer täglichen Praxis wahrnimmt.

Eine weibliche Interviewperson hat sich zu möglichen Auffälligkeiten bei Buben ohne Väter nur sehr unspezifisch geäußert, da Kinder sehr unterschiedlich reagieren. Sie gibt jedoch an, dass es für das Kind ein großes Problem darstellt, wenn keine gute Beziehung zum Vater (aber auch zur Mutter) vorhanden ist

„[...] es hängt natürlich zum ah von der Beziehung zur Mutter und zum Vater ab [...]“ (IP1, 98-99).

„[...] Das ist ein großes Problem für ein Kind wenn eine innerliche Verbindung zum Vater nicht da ist [...]“ (IP1, 162-164).

Eine Expertin bringt Auffälligkeiten bei Vaterdeprivation stark mit der Mutter in Zusammenhang. Wenn diese den Raum für ein drittes Prinzip (nach Winnicott) nicht öffnen kann, können sich Pathologien entwickeln, da kein Platz für Phantasien, Illusionen und Symbole vorhanden ist. Die Interviewperson erwähnt, dass dies für eine gesunde psychische Entwicklung des Kindes notwendig

„[...] hängt ah hauptsächlich dann, ob das in irgendeiner Form pathologisch wird oder nicht, von der Funktion ab, die die Mutter für das Kind dann auch erfüllen kann, also ob die Mutter

dem Kind auch ahm vermitteln kann, dass es etwas gibt, was außerhalb der Beziehung zwischen Mutter und Kind, ah Mutter und Sohn wichtig ist für [sie] [...]“ (IP4, 26-29).

„[...] Diese Überschneidungsmenge sodass das Kind versteht es gibt da einen potentiellen Raum, wo ich meine Ideen, meine Phantasien, meine Illusionen, meine auch kulturellen und kreativen Leistungen hinein machen kann, oder hinein legen kann und es ist nicht wirklich [nicht]. Es ist nicht real dieser Raum ist für die Entwicklung, intellektuelle Entwicklung, kreative Entwicklung und eben für die Symbolfunktion eben sehr wichtig, weil ahm ohne diese Phantasien die Entwicklung stoppt. Oder sagen wir einmal nur sehr mangelhaft weiter [gedeihen] kann [...]“ (IP4, 65-74).

Welche Bedeutung die InterviewpartnerInnen der Mutter für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität beimessen und welche Beobachtungen möglicher Problemkonstellationen bei alleinerziehenden Müttern geschildert wurden, wird in der Kategorie *Die Rolle der Frauen* noch näher erläutert. Zunächst macht es Sinn, sich den Analyseergebnissen zu den Ersatzvätern und anderen männlichen Personen zuzuwenden.

7.3.3 Ersatzväter

In diesem Kapitel soll dargestellt werden, wie die befragten ExpertInnen die Anwesenheit eines Ersatzvaters, also eines neuen Partners der Mutter, beurteilen, wenn kein leiblicher Vater mehr greifbar, sowohl physisch als auch emotional, ist.

Während der Analyse zeigte sich deutlich, dass alle sechs InterviewpartnerInnen einen Ersatzvater für den Jungen positiv beurteilen

„[...] ja würde ich schon sagen, also das, also wenn der Vater, also wenn der eben psychisch nicht vorhanden ist, das ist ah das es natürlich einen Bedarf gibt also ah sich einen anderen Mann zu orientieren und wenn dann halt einer da ist dann, der das erfüllt, dann wird er das auch ersetzen können [...]“ (IP1, 182-185).

„[...] wenn der dann jemand ist der für den Buben verfügbar ist und den Buben auch mag und, sich sehr behutsam in dieses vorwiegend oder stark symbiotische Beziehungssystem mit der Mutter einlasst, ohne sofort in einen Machtkampf zu treten, wobei dann bedrohlich würde

es sowohl für die Mutter als auch für den, für den Sohn, also wenn das klapp, dann kann das eine wunderbare Auswirkung haben [...]“ (IP2, 595-603).

„[...] Wenn sie gewisse, sozusagen Fähigkeiten haben, egal wie alt der Bub jetzt ist im spielerischen, im kommunikativen, im gemeinsamen Nachdenken oder so, eine sehr gute zwischenmenschliche Interaktion da ist, dann denke ich mir sind Ersatzväter willkommen [...]“ (IP3, 546-549).

„[...] Das hängt davon ab, welche Beziehung der zu ihm hat. Ob das ein, für ihn eine gute Beziehung ist wo er auch Offenheit diesem Burschen gegenüber hat diesem Kind und das Kind den, den Mann mag und äh wenn der dann nicht in irgendeiner Form Eifersüchtig ist der Vater auf den, auf seinen Stiefsohn oder, dann glaube ich wird das sehr gut sein für ihn, dass er da einen, einen Mann hat [...]“ (IP4, 296-300).

„[...] wenn sie lang genug und gut genug Atem haben um das auszuhalten, dass sie am Anfang vielleicht nicht gleich akzeptiert werden und keine Superväter sind und ahm sie es schaffen den, den Jungen ein bisschen zu verzaubern oder mit einzuwickeln ein Angebot zu machen und auch lang genug ein Angebot zu machen auf das er einmal (...?) und sich auch abarbeiten darf an dem Ersatzvater. Ja wenn der Ersatzvater die Motivation mitbringt das alles auszuhalten und auch seine Rolle einnimmt, dann macht das auf jeden Fall Sinn [...]“ (IP5, 323-332).

„[...] Also was ich sehe, ist, dass, dass, dass da oft Ruhe einkehrt zu Hause. Also so oft, wenn so Mütter die dann halt mit ihren Söhnen überfordert sind und es drunter und drüber geht und es dann einen guten Ersatz, einen guten Ersatzvater gibt der sich irgendwie kümmert, dann werden die Kinder ruhiger. Das ist echt zu merken. Und das scheint damit zu tun haben, dass es der Mama wieder besser geht, aber ich habe auch das Gefühl dass sie des selber auch brauchen und um die kämpfen sie dann schon auch und buhlen um deren Anerkennung. Die zeigen ihnen dann, dass wenn sie abgeholt// ich habe so einen Buben, der wird dann immer abgeholt vom neuen Freund der Mama eben und zeigt ihm da jedes Mal, was er bei mir gemacht hat. Und „schau, das habe ich gebaut und das“. Das ist ganz wichtig, dass der dann so „Oh das ist aber toll“ und so und das irgendwie würdigt und anerkennt es wird ruhiger,

wenn es einen Zweiten gibt, der sich kümmert Kinder werden ruhiger. Meistens ist auch die Aggression weniger in den Schulen. [...]“ (IP6, 549-569).

4. Kausalkette

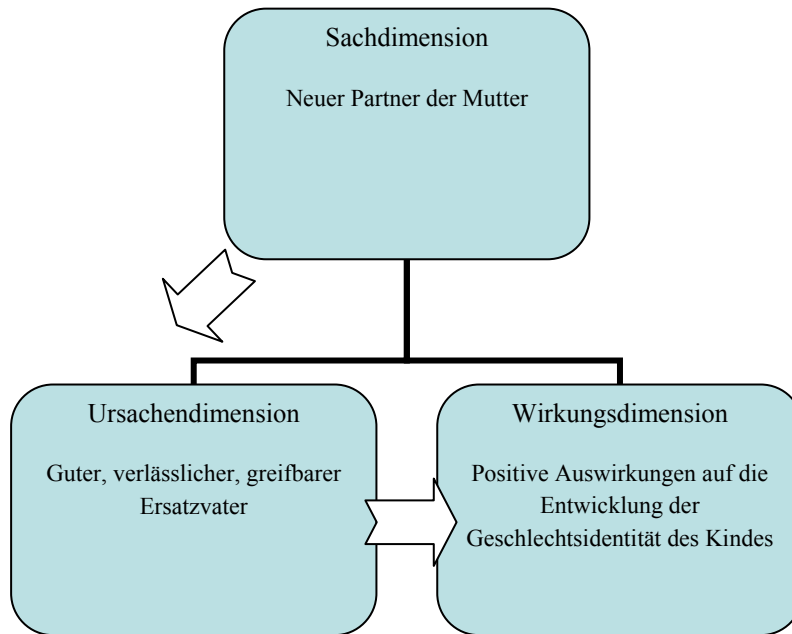


Abbildung 4 - Kausalkette Ersatzväter

Die Aussagen der Befragten stimmen darin überein, dass ein Ersatzvater eine positive Wirkung auf die Entwicklung der Geschlechtsidentität des Buben haben kann. Geteilte Meinung herrscht darüber, ob der leibliche Vater bei Kindern aus geschiedenen Ehen zur Gänze von einem anderen Mann ersetzt werden kann. Eine männliche und eine weibliche Interviewperson sind der Meinung, dass der biologische Vater durch einen Ersatzvater ersetzbar ist, wobei der männliche Interviewpartner angibt, dass der Ersatzvater dann zu einem sehr frühen Zeitpunkt in die Einelternfamilie dazustoßen muss.

„[...] Also wenn er kommt ah, sehr früh, ja [...]“ (IP3, 579).

„[...] ich würde sagen bis eineinhalb [...]“ (IP3, 583).

„[...] Ich glaube nicht, dass so Väterlichkeit oder was es heißt, jemand zu bevatern, dass das so automatisch mit dem biologischen Vater zu tun hat oder nur auf Vater-Sohn geteilt sein muss, das glaube ich eigentlich nicht unbedingt wenn der lange genug da ist, der kann das sicher übernehmen [...]“ (IP6, 576-581).

Ein Experte vertritt die Ansicht, dass ein leiblicher Vater nicht ersetzbar ist.

„[...] Das heißt nicht, dass der Vater völlig ersetzbar ist, weil man sehr viel vom// es gibt ja noch andere Bereiche von Identität, wo komme ich her [...]“ (IP2, 605-609).

Es herrscht unter diesem kleinen ExpertInnenkreis die einheitliche Meinung, dass ein interessierender, sich kümmernder neuer Partner ein guter Vaterersatz für einen Jungen sein kann. Im Kapitel 4.2.2 dieser Arbeit wurde im Zuge der Literaturrecherche festgestellt, dass einige AutorInnen die Ansicht vertreten, dass der leibliche Vater nicht völlig ersetzt werden kann. Nach der Analyse der Interviews kann hier jedoch keine einheitliche Meinung darüber kundgetan werden.

7.3.4 Scheitern der Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind

Aus den vorangegangenen Analyseergebnissen ist ersichtlich, dass die ExpertInnen prinzipiell übereinstimmend äußern, dass sich ein Ersatzvater positiv auf die Entwicklung des Kindes und seine männliche Geschlechtsidentität auswirken kann. Was jedoch in der erst sich entwickelnden Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind schief laufen kann und wem dies von den InterviewpartnerInnen zu höheren Lasten angerechnet wird, soll nun dargelegt werden.

Auch zu diesem Thema konnte fast durchwegs eine einheitliche Ansicht der ExpertInnen ausgemacht werden. Drei männliche und zwei weibliche Interviewpersonen sind der Meinung, dass sich fast ausschließlich nur die Erwachsenen schuldig machen, wenn eine Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind scheitert.

Als Schuldner werden allen voran der Ersatzvater und die Mutter genannt:

„[...] ich meine also dass es Loyalitätskonflikte gibt dann zum Beispiel, wenn die Mutter einen neuen Partner hat und der Vater, und den Vater, also den richtigen Vater des Kindes hasst. Dass es da so Loyalitätskonflikte gibt [...]“ (IP1, 309-311).

„[...] Das kann sein, weil zwischen Mutter und Lebensgefährten einfach ein Einverständnis darüber besteht, dass der leibliche Vater ein Arschloch ist und man das eigentlich dauernd zu Hause hört und den Loyalitätskonflikt des Kindes noch mehr verstärkt [...]“ (IP2, 762-764).

„[...] der Grund meistens dann beim Ersatzvater zu suchen ist. Also ich glaube, dass, natürlich es ist ja unbestritten, dass es schwierig ist wenn plötzlich ein anderer Partner da ist, das ist ahm, unbestritten wenn, ein neuer Mann ins Haus kommt, ah dass das für die Kinder immer eine riesengroße Herausforderung ist, und einmal per se nichts angenehmes ist, außer man hat schon eine [längere] Vorgeschichte, aber sonst bringt das einmal grundsätzlich einmal ein Durcheinander hinein. Dann glaube ich ist es aus meiner Erfahrung und ich kenne solche Väter oder so Ersatzväter, die letztendlich aus ihrer eigenen Persönlichkeitsstruktur sozusagen sich nicht in die Lage des Kindes versetzen können, eigentlich, so kei// so keine psychische Inhalte zuordnen können, was da jetzt möglicherweise beim Kind alles passiert, ja und und dann glaube ich ist es sehr schwierig [...]“ (IP3, 554-572).

„[...] Eifersucht zum Beispiel, na oder der hat einfach kein Interesse, der interessiert sich nur für die Frau und nicht für das Kind. Interessenlosigkeit, Eifersucht [...]“ (IP4, 303-304).

„[...] wenn er den Atem, den langen Atem nicht hat, ahm ah wenn diese triadische Fähigkeit nicht da ist, bei Mutter oder bei dem Ersatzvater, sich nicht in einer Triade denken können und wenn das nur dyadisch und schlechtesten Falls konkurrierende Dyaden sind [...]“ (IP5, 359-362).

5. Kausalkette

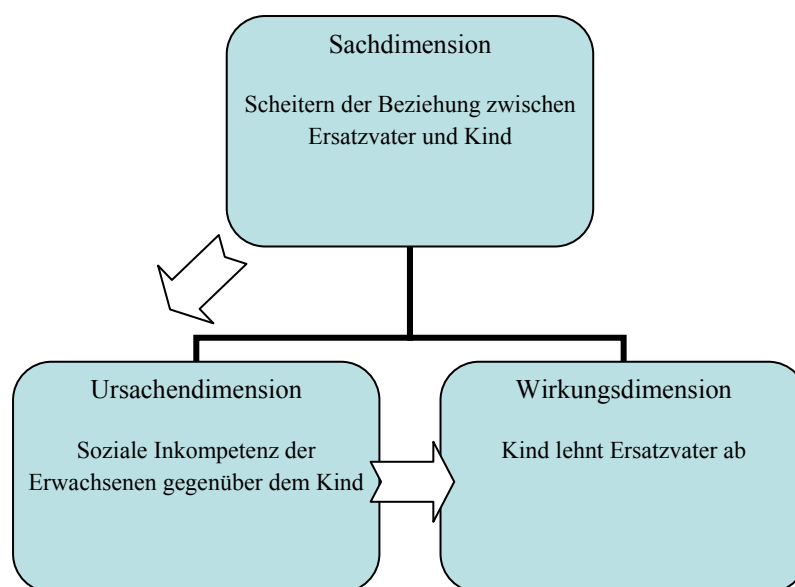


Abbildung 5 - Kausalkette Beziehung zum Ersatzvater scheitert

Mit *sozialer Inkompetenz der Erwachsenen gegenüber dem Kind* ist ein negatives Verhalten und Handeln des Ersatzvaters und der Mutter gemeint. Beispielsweise wurde ein zu forscher, herrschaftlicher Ersatzvater genannt, der mit diesem Verhalten und Handeln die Chance auf eine gute Beziehung mit dem Kind zerstört. Herrscht zum Beispiel zwischen Mutter und Ersatzvater die übereinstimmende Meinung, dass der leibliche Vater „*ein Arschloch*“ (IP2, 763) sei und das Kind hört das, oder nimmt das wahr, kann das Kind in einen Loyalitätskonflikt geraten was wiederum zu einem Beziehungsscheitern zwischen Ersatzvater und Bub führen könnte. Wie in Kapitel 4.2.2 schon proklamiert wurde, ist für eine gute Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind vor allem zu Beginn Behutsamkeit, Einfühlungsvermögen und Verständnis von Seiten des Ersatzvaters nötig. Ist dies nicht gegeben besteht nach Aussagen der Interviewpersonen die Möglichkeit, dass eine gute Beziehung zwischen Kind und Ersatzvater zerbricht oder gar nicht erst entstehen kann.

Eine männliche Interviewperson fügt auch noch hinzu, dass der leibliche Vater ebenfalls die Schuld für eine gescheiterte Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind tragen kann:

„[...] oder die Geschichte kann natürlich auch vom leiblichen Vater angeheizt werden, nicht also das Kind vom leiblichen Vater, dass das Kind das starke Gefühl bekommt der leibliche Vater erwartet, dass das Kind den Stiefvater ablehnt. Und da dann möglicherweise die emotionale Beziehung zum leiblichen Vater natürlich eine größere ist, ist die Attraktivität die der neue Mann hat, kam dann schon oft vor, dass sich Kinder wirklich, wirklich versteifen, obwohl der gar keine Fehler macht und sich auch wirklich, wirklich bemüht [...]“ (IP2, 771-778).

Eine weitere weibliche Interviewperson sieht das Problem in einer starken Verbindung des Kindes zum Vater, was das Kind in einen heftigen Loyalitätskonflikt bringen kann.

„[...] klar wird es das auch geben. Wenn die Loyalität mit dem Vater zu groß ist, dann hat der vielleicht auch keine Chance [...]“ (IP6, 597-598).

7.3.5 Bedeutung anderer Männer

Die vorab angeführten Ergebnisse zeigen, dass ein guter Ersatzvater durchwegs positiv beurteilt wird. Die folgenden Resultate geben nun Aufschluss über die Beurteilung der Bedeutung anderer Männer wie Therapeuten, Onkeln, Großväter, Lehrer etc. für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Jungen. Zu dieser Thematik äußern wieder alle ExpertInnen, dass eine Beziehung zu anderen Männern durchaus positiv für die Kinder wäre.

„[...] ja würde ich schon sagen, also das, also wenn der Vater ah, also wenn der eben Vater psychisch nicht vorhanden ist, das ist ah das es natürlich an Bedarf gibt also ah sich einen anderen Mann zu orientieren und wenn dann halt einer da ist dann, der das erfüllt, dann wird er das auch ersetzen können [...]“ (IP1, 182-185).

„[...]wenn es mehr männliche Lehrer geben würde, dass sich der Konflikt dann auflösen würde, [...]. Das wäre eine wesentliche Erleichterung [...]“ (IP2, 408-410)

„[...] hinsichtlich der, der ahm sozusagen sexuellen Entwicklung glaube ich macht es schon, dass es einfach, also ich habe die Erfahrung gemacht, dass es, dass die Adoleszenten, die Jugendlichen, die männlichen Jugendlichen, dann die vorher bei einer Frau in Therapie waren, einfach bestimmte Themen aus Scham ausge[klammert] haben und dann ah beim männlichen Therapeuten, ah auch mit viel Hilfe und viel, sozusagen Motivation und Empathie es doch dann gelungen ist, einfach ah über ganz speziell sexuell männliche [Themen] Phantasien und so zu sprechen. glaube das ist schon hilfreich dann [...]“ (IP3, 176-189).

„[...]Aber einfach auch um die, um die Identifikation, nicht also ein Jugendlicher, der wenn man es jetzt ein bisschen da das, das therapeutische auf die Seite [schiebt], der braucht ja auch ganz, ganz konkrete sozusagen [Antworten]nicht nur im, Deutungs- oder Bedeutungsraums, sondern der will halt einfach eine von, vor allem wenn er keine [Identifikations]person hat, dann will er ganz konkrete Antworten haben wo sie mit einem Mann über bestimmte Themen ganz frei, [offen] nachdenken können. Einen Raum haben der entsteht dann und es ist leichter mit einem Mann wie mit einer Frau [...]“ (IP3, 194-212).

„[...] Aber männliche Familienmitglieder können durchaus stellvertretend eine Rolle auch, die Rolle eines Vaters übernehmen (IP4, 314-315).

„[...] das muss jetzt nicht ein Ersatzvater sein, viele Jungs suchen sich dann einen Fußballtrainer, Taekwondotrainer oder, das kann ein Onkel sein oder Lehrer oder dann sind es dann später der Lehrer, die Chefs oder die Gesellen. Die als männliche Identifikationsfigur dann dienen wo sie sich dran orientieren können [...]“ (IP5, 334-340).

„[...] Der kann eine Projektionsfläche sein für Vaterwünsche, Wünsche, Männlichkeit und so. Und es ist einfach auch, Männer haben eine andere Art, das ist so. (...?) Und es braucht einfach einen, einen Gegenpart zu dem ganzen Frauen getue Das ist auch total wichtig. Und ich glaube das braucht mehr wirklich auch Vorbilder wie man denn männlich sein kann ohne, ohne dass es dann gewalttätig wird dass man automatisch ein Waschlappen [...]“ (IP6, 503-514).

„[...] Ja, also ich glaube das gilt für alle. Es gibt, egal, immer gut, wenn es andere Objekte gibt die etwas übernehmen können. Können da sicher einen Teil übernehmen [...]“ (IP6, 637-639).

6. Kausalkette

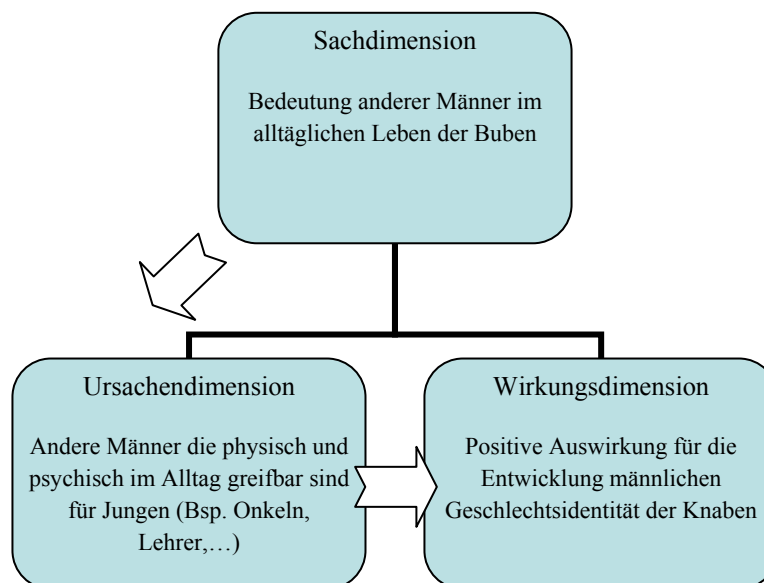


Abbildung 6 - Kausalkette Bedeutung anderer Männer

Onkeln, Großväter, Fußballtrainer uvm., die ein Stück weit eine positive Vaterrolle für den Jungen einnehmen, werden für die Entwicklung der Geschlechtsidentität der Jungen von allen InterviewpartnerInnen positiv beurteilt.

7.3.6 Spezifische Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene?

Gegenstand dieser Kategorie sind die Ergebnisse zu Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen. Hierzu sind unterschiedlichste professionelle Meinungen und Beobachtungen von den ExpertInnen geschildert worden.

Eine männliche und eine weibliche Interviewperson vertreten die Ansicht, dass sich diese Übertragungen bei Vaterdeprivation nicht spezifisch gestalten. Vielmehr komme es auf die Situation zu Hause an, beziehungsweise auf die Beziehung zwischen den Eltern und zu den Eltern:

„[...] in einer Analyse nimmt man immer verschiedene, in jeweiligen Phasen verschiedene innere Objektrepräsentanzen, stellt man dar [...]“ (IP1, 129-134).

„[...] im analytischen Prozess passieren Übertragungen und die sind eben wechselnd und auch verschiedene. Einmal lehnen sie sich mehr an die Beziehung zur Mutter an das hängt vom Prozess in der Analyse ab [...]“ (IP1, 148-152).

„[...] Ja und dann sind die Beziehungsschwierigkeiten in der Therapie eigentlich weniger im engeren Sinn ein Übertragungsphänomen, als eine Identifizierung mit dem Vater. Oder ich repräsentiere dann in der Therapie nicht das männliche und den Vater, sondern ich repräsentier eigentlich die Mutter [...]“ (IP2, 829-832).

„[...] Oder ich bin dann so jemand im erleben des Kindes wie ein Stiefvater, der kommt und gleich das Gesetz in die, in die Hand nimmt [...]“ (IP2, 836-837).

Eine weibliche Interviewperson ist der Auffassung, dass sich diese Übertragungsphänomene bei Vaterdeprivation zum Einen nicht spezifisch gestalten und zum Anderen gibt sie an, dass die Ausgestaltung der Übertragungen sehr von der Beziehung zwischen Mutter und Kind abhängen.

„[...]Aber ich glaube das nicht spezifische Übertragungen, wenn der Vater fehlt in der Phase, wissen Sie weil ich finde die Frage insofern schwierig, weil ahm, weil das so viel von der Mutter, auf die Mutter ankommt. Wie sehr die Mutter ganz umgangssprachlich ausgedrückt an dem Kind pickt oder wie sehr die Mutter dem Kind vermitteln kann okay der Papa ist weggegangen aus welchen Gründen auch immer und ah du bist trotzdem nicht mein ein und alles. Also wenn die Mutter dem Kind das vermitteln kann, und sich nicht an das Kind klammert, dann also ist diese Grundlage eine ganz andere. Und von dem aus, werden sich dann auch die Übertragungsbeziehungen unterschiedlich gestalten [...]“ (IP4, 112-124).

Eine männliche Interviewperson schildert, dass die Übertragungen sehr stark von der Beziehung und der realen Erfahrung mit dem Vater abhängen.

„[...] es gibt Jungs, die sehr wenig Vatererfahrung haben und auch bisschen schlechte Vatererfahrung haben, die am Anfang sehr zurückhaltend sind die sind ablehnend oder abwehrend, wo es sehr schwierig ist einen Anfang zu finden, eine Beziehung zu finden, da scheint die Übertragung des Männlichen als wer Feindlicher, der noch eindringt in diese Mutter-Kind-Dyade und das ist am Anfang als Therapeut sehr schwierig, da nicht zu forsch heranzugehen und das langsam, langsam wer Dritter entstehen darf [...]“ (IP5, 114-121).

Die Schilderungen dieses Experten erinnern an die Thematik des Ersatzvaters in Kapitel 7.3.3. Die Ergebnisse zu dieser Thematik zeigten, dass ein neuer, fremder Mann im Leben eines Kindes äußerst behutsam und mit viel Feingefühl an das Kind heran treten müsse, um eine gute Beziehung entstehen zu lassen beziehungsweise aufrecht zu erhalten. Um eine gute therapeutische Beziehung entstehen zu lassen, ist es laut dieser Interviewperson notwendig ebenfalls sehr behutsam vorzugehen. Denn so lange noch kein gutes Arbeitsbündnis mit dem/ der Klienten/ Klientin geschlossen ist, bestehe die Gefahr, dass die Beziehung scheitert und somit keine Therapie durchgeführt werden kann.

Eine weibliche und eine männliche Interviewperson vertreten die Ansicht, dass sich gerade bei Therapeutinnen spezifische Übertragungen feststellen lassen. Die weibliche Expertin spürt die Übertragungen am eigenen Leib, der männliche Experte schilderte Erfahrungen aus der

Supervision mit Kolleginnen. Demnach stimmen die beiden Interviewpersonen überein, dass in der Übertragung bei Therapeutinnen ein starker Bezug zur Mutter zu spüren ist.

„[...] Bei ihm war es so er hat eine sehr fürsorgliche und eine sehr jetzt Mutter, die sozusagen fast ein bisschen übergriffig war, aufgrund dessen, dass sie halt Alleinerzieherin war halt auch alles machen wollte und das hat man dann in der Therapie ist das sehr stark herausgekommen, dass also sozusagen die Therapeutin letztendlich auch genau in diese Rolle immer bringen [wollte] [...]“ (IP3, 115-119).

„[...] Oder weniger. Ich habe immer das Gefühl, da gibt es so, ja sowas selbstverständliches. Ich denke mir das hat sowas wie: Ja, die Mama halt, die ist immer da und natürlich ist die immer nett ((lacht)) oder meistens nett, umsorgt vielleicht auch viel und dann spielen sie halt ihre Sache und verwenden mich als Spielpartnerin [...]“ (IP6, 108-111).

„[...] Aber ich glaube, dass es damit zu tun hat, dass ich eine Frau bin [...]“ (IP6, 188).

Der schon vorab erwähnte Experte, der von den Beispielen aus der Supervision von Übertragungen der Kolleginnen erzählte, hielt fest, dass die Therapeutin in der Gegenübertragung immer wieder auch so reagiere wie die Mutter des betroffenen Kindes. Und auch eine weitere Expertin schildert dieses Phänomen.

„[...] und das hat man dann in der Therapie ist das sehr stark herausgekommen [...]“ (IP3, 117).

„[...] rausgekommen, dass sie eigentlich in der Gegenübertragung mehr oder weniger wie die Mutter reagiert hat [...]“ (IP3, 152-153).

„[...] Ich mag komischerweise wirklich so kleine, dicke Buben echt gern. Ich weiß nicht warum. Vielleicht ist das auch so, dass ich wie die Mama auf sie schau und mag. Und dem gern einen Pudding kochen würde so irgendwie und tut mir auch leid, weil sie es so schwer haben [...]“ (IP6, 215-220).

Diese Interviewpartnerin schildert auch, dass sie sich als weibliche Therapeutin fehl am Platz fühle, da sie der Meinung ist, dass die Jungs einen Mann bräuchten. Denn zu Hause haben sie schon die Mutter als Frau, was fehle, ist das Männliche.

„[...] Warum sollen sie sich eine nächste Frau anlachen sozusagen, weil die haben sie schon daheim und eben das sind meistens Mütter die sich (?) bei der Mama im Bett schlafen, aber naja. Ist eh schon eine sehr eine pathologische Geschichte [...]“ (IP6, 151-154).

Ich habe auch das Gefühl, ich bewirke nicht so viel. Also ich stelle ,mir öfters die Frage, was ich denn da soll [...]“ (IP6, 220-223).

Im Unterschied dazu schildert der dritte Experte, dass sich die Gegenübertragungen genauso wie die Übertragungen an den Erfahrungswerten der Kinder zu ihrem Vater orientieren. Dabei fällt auf, dass Kinder mit positiver Vatererfahrung offenbar sehr forsch sein können und sofort einfordern, was ihnen alltäglich fehle. Andererseits gibt es Knaben mit negativer oder kaum bis gar keiner Vatererfahrung wo der Therapeut das Gefühl hat, er sei unerwünscht oder ein bössartiger Eindringling.

„[...] In der Gegenübertragung ist das dann so, dass man dann selber das Gefühl hat, man dringt wo ein, man ist nicht erwünscht, man ist abgelehnt, fühlt sich ausgeschlossen, auch einsam. Weil der, der Junge auch sein Ding macht und den Anderen da nicht mit einbezieht [...]“ (IP5, 121-124).

„[...] im Unterschied, die Jungs, die ein bisschen was mit positiver Vatererfahrung haben, die können dann auch ganz schön anspringen auf (alles?), ganz idealisieren, sich auch so schnell wie möglich alles holen [...]“ (IP5, 136-137).

Aufgrund dieser differenten Aussagen und der Uneindeutigkeit, ob nun vermehrt spezifische Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene bei Buben mit Vaterdeprivation auftreten, ist es nicht möglich, eine Kausalkette nach der Methode von Gläser und Laudel (2010) zu generieren. Fest steht, dass sich verschiedene professionelle Meinungen gegenüber stehen, die an anderer Stelle zur weiteren Forschung anregen könnten.

7.4 DIE ROLLE DER FRAUEN

Diese Kategorie umfasst einen großen Erfahrungsschatz der ExpertInnen. Im Analyseprozess zeigte sich deutlich, dass die Interviewpersonen besonders der Mutter erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet haben. Dies könnte darauf zurück zu führen sein, dass Kinder nach einer Scheidung zu einem sehr großen Teil bei der Mutter leben und sich damit mehr Erfahrungswerte und Beobachtungssituationen für TherapeutInnen einstellen. In diesem Kapitel werden die Ergebnisse zur Rolle der Mutter, Problemkonstellationen bei alleinerziehenden Müttern, die Bedeutung anderer Frauen für die Jungen und die subjektive Einschätzung der ExpertInnen zur Frauendominanz in Erziehungs- und Bildungsbereichen Thema sein.

7.4.1 Die Rolle der Mutter

Alle InterviewpartnerInnen räumen der Mutter des Kindes klarerweise eine große Bedeutung für die Entwicklung des Kindes ein. Die Triangulationsfähigkeit, wie sie aus der psychoanalytischen Literatur bekannt ist, spielt dabei eine bedeutende Rolle. Zwei männliche Interviewpartner und eine weibliche Interviewperson vertreten die Ansicht, dass eine Mutter unbedingt den Raum für etwas beziehungsweise jemand Drittes öffnen müsse, um dem Kind gute und gesunde Entwicklungschancen zu ermöglichen, denn nur dadurch könne sich das Kind von der Mutter lösen und sich nicht ein Leben lang für sie verantwortlich fühlen und auch ohne schlechtem Gewissen andere Beziehungen eingehen.

„[...] Damit es zu so einem Triangulierungsprozess kommt, muss die Mutter dem Vater, was ihr Kind betrifft, einen möglichen Raum zu Verfügung stellen, der muss von der Mutter geschaffen werden [...]“ (IP2, 198-200).

„[...] die Mutter dem Kind auch vermitteln kann, dass es etwas gibt, was außerhalb der Beziehung zwischen Mutter und Kind, Mutter und Sohn wichtig ist für [sie]. Also das sozusagen ein Drittes Prinzip da in diese Beziehung hineinspielt [...]“ (IP4, 28-32).

„[...] sie kann vielleicht den Weg ein bisschen zu anderen Beziehungspartnern, wenn sie das, wenn sie den Raum für das hat, aber, das kommt immer darauf an, wie viel innere Anteile an

aggressiven Anteilen zum Beispiel auch oder an diesen expansiven wie sie es zulassen kann, ob der Junge quasi hinaus darf, ob der mit Anderen spielen darf (IP5, 99-105).

Zwei Expertinnen sind der Ansicht, dass es ganz wichtig für das Kind sei, dass die Mutter dem Kind eine eigene Identität zugesteht. Der Junge solle in Abgrenzung zu ihm selbst wahrgenommen und seine sich entwickelnde männliche Identität auch anerkannt werden.

„[...] ich mein des hängt natürlich also davon ab, wie weit sie dieses Kind akzeptieren kann und als ein anderes akzeptieren, das ist vielleicht schon ein wesentlicher [Unterschied) [...]“ (IP1, 229-231).

„[...]das glaube ich schon, dass man da prinzipiell sagen kann, dass also mit der Geburt eines Sohnes zumindest die [Möglichkeit] größer ist zu erkennen, dass das ein anderes Wesen, ein anderer Mensch ist [...]“ (IP1, 240-243).

„[...] Aber also zur Entwicklung von einem Kind und Entwicklung seiner Geschlechtsidentität, um das einmal so zu sagen, gehört sicherlich ah dazu, dass die Mutter des eben akzeptieren kann und dass die Mutter eben auch eine eigene Geschlechts[identität] zutrauen kann [...]“ (IP1, 249-253).

„[...] Also die muss ihn schon groß werden lassen können [...]“ (IP6, 404).

„[...] ich glaube schon, dass Mütter da aner// die Versuche groß und stark zu sein anerkennen müssen, ohne, [ohne] des zu belächeln [...]“ (IP6, 422-423).

„[...] Und ich glaube bei den Jungs geht es darum, dass die Mama die Differenz auch wirklich anerkennt und sie eben ernst nimmt [...]“ (IP6, 448-449).

Das müssen sie unbedingt machen. Die müssen schon wild sein dürfen, männlich sein dürfen. Nicht immer nur lustig und nett, sondern auch ernst gemeint [...]“ (IP6, 453-454).

7. Kausalkette

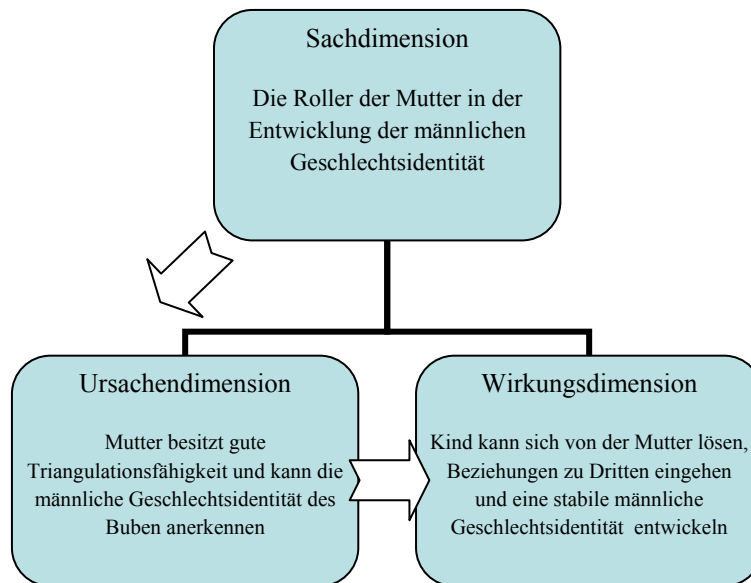


Abbildung 7 - Kausalkette Die Rolle der Mutter

Der Mutter wird also von allen Interviewpersonen eine bedeutende Rolle für die Entwicklung einer stabilen männlichen Geschlechtsidentität zugeschrieben. Da Mütter zumeist noch die Karenzzeit in Anspruch nehmen und die Kinder nach einer Scheidung vorwiegend bei ihr leben, wird offenbar vorwiegend der Mutter die besondere Bedeutung der Fähigkeit zur Triangulation zugeschrieben. Nur eine männliche Interviewperson erwähnt, dass auch der Vater diese Fähigkeit haben muss, damit das Kind gerade nach einer Scheidung nicht in einen schweren Loyalitätskonflikt gerät.

*„[...] Damit es zu so einem Triangulierungsprozess kommt, muss die Mutter dem Vater, was ihr Kind betrifft, einen möglichen Raum zu Verfügung stellen, der muss von der Mutter geschaffen werden. Und **umgekehrt gilt das natürlich genauso** [...]“ (IP2, 198-201).*

Eine männliche Interviewperson reagiert auf die Frage, welche Rolle die Mutter in der Bestätigung der männlichen Geschlechtsidentität spielt, mit einer eindeutigen Antwort:

„[...] Eine heikle [...]“ (IP3, 414).

Er schildert daraufhin Problemkonstellationen, die auftreten können, wenn Mütter ihre Söhne alleine groß ziehen. Dies ist das Thema der nun folgenden Kategorie.

7.4.2 Beobachtete Problemkonstellationen bei alleinerziehenden Müttern ohne PartnerIn

Zu dieser Kategorie wurden sehr viele übereinstimmende, aber auch vielfältige Themen angesprochen. Das heißt, dass viele Problemkonstellationen bei AlleinerzieherInnen auftreten können, die aber wiederum sehr von den eigenen elterlichen Fähigkeiten und den gegebenen Rahmenbedingungen abhängen. Zum einen wird hier wieder der Triangulationsfähigkeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt und zum anderen wird vom Mütterlichen Missbrauch die Rede sein.

7.4.2.1 Das Fehlen der Triangulation

Fünf von sechs Interviewten (drei männliche und zwei weibliche) beurteilen es negativ für die Entwicklung des Kindes, wenn eine Mutter nicht den Raum für etwas beziehungsweise jemand Dritten öffnen kann oder möchte. Das Kind muss mit der Mutter symbiotisch verbunden bleiben und nicht allzu selten kommt es dann zu Machkämpfen, die für das Kind ganz tragisch sind. Denn einerseits ist es so abhängig von der Mutter, weil sie nach der Scheidung die einzige alltägliche Bezugsperson ist. Andererseits treiben die Autonomiebestrebungen das Kind an, sich von der Mutter zu lösen, was aber ohne Raum und Anwesenheit von jemand Drittem beziehungsweise durch das Dulden der Mutter von etwas oder jemanden Drittem unmöglich ist.

„[...] Also wenn eine Mutter mit ihrem Sohn zusammen lebt und dauernd sagt, also was für ein gemeiner Kerl der Vater ist dass das den Buben in Schwierigkeiten bringt, einerseits also ihm das Bild von Mann vermiest, andererseits ja auch das sowas bewirken kann wie das er innerlich dem Vater die Treue halten muss, dann Schuldgefühle entwickelt, der Mutter oder dem Vater gegenüber. Also natürlich sind das ganz wesent[liche] Dinge [...]“ (IP1, 282-286).

„[...] wenn ich das Gefühl habe ich verrate die Mutter, ich verletze sie, ich kränke sie oder wie auch immer wenn ich mich dem Papa annähere in welcher Form auch immer, oder

möglicherweise, wenn ich den Papa imitier dann, dann, dann übernehme ich genau das was die Mutter hasst. Dann sind das Dinge die nicht funktionieren [...]“ (IP2, 190-193).

„[...] so ein paar typische Tendenzen sind das ist eine, eine ahm, dass die Kinder sich schwer tun zwischen ihren regressiven Tendenzen und ihren progressiven Tendenzen. Also auf der einen Seite gibt es ganz, ganz starke Bindung und eine noch quasi noch symbiotische Beziehung zur Mutter. Gleichzeitig ein ganz starkes Bedürfnis sozusagen sich in dieser Symbiose nicht, aus dieser Symbiose auszubrechen Und ah und eigentlich bleibt ja, da es nicht die Möglichkeit gibt aus der Symbiose auszubrechen in dem ich die Beziehung zum Vater intensiviere, weil dieses dritte Objekt ja fehlt, bleibt mir eigentlich als Bub eigentlich nicht s anderes übrig als das Ausbrechen aus der Symbiose als Machtkampf gegen die Mutter zu führen [...]“ (IP2, 250-259).

„[...] das was natürlich fehlt, wenn kein Vater oder keine männliche Bezugsperson da ist, dass einfach die Triangulierung die Triangulierung sozusagen halt nicht ausreichend gegeben und das ist sicher in weiterer Folge nachteilig für die Entwicklung [...]“ (IP3, 54-59).

„[...] was mir einfällt ist natürlich wenn, wenn die Triangulierung fehlt dann ist sozusagen, bleibt immer eine sehr verstrickte symbiotische, sehr enge Beziehung, die, aus der es sehr schwer rauszukommen ist, ja. Also den anderen den Dritten ins Spiel zu holen, ist ja eine Entwicklungsleistung, die ja ganz wesentlich und ganz wichtig ist und wenn das fehlt, denke ich mir kann es schon passieren, dass im Alter dann sozusagen diese, das Beziehungsgeschehen sehr problematische ist. Ob es jetzt, egal ob jetzt von der sexuellen Orientierung so oder so ist aber, dann macht man schon die Beobachtung, dass es eine sehr in sich geschlossene Beziehung ist, mit sehr symbiotischen Zügen drinnen und jeder Dritte sozusagen oder jeder andere, der sich irgendwie in dieses Geschehen einmischt zu einem Gefahrenpotential [wird]. Also Man will den anderen so ganz für sich alleine haben [...]“ (IP3, 478-489).

„[...] wenn eben so eine Mutter sehr ah verstrickt ist mit dem Kind und das als einzige, als das Einzige in ihrem Leben sieht. Ja dann haben sie spätestens, also wenn das wirklich ganz extrem ist, dann geht das wahrscheinlich in Richtung Psychose also in Richtung Schizophrenie letztendlich, wenn es ganz früh schon beginnt, weil das Kind dann eben keine Symbolfunktion entwickeln kann. Immer auch konkret an die Mutter gebunden ist und keine

Phantasien, was wir jetzt unter Phantasien verstehen eben, dass man ein Symbol hat, ahm nicht entwickeln können und des // Lacan sagt dann diese Mütter die den Kindern mit vierzehn immer noch den Arsch auswischen. Das ist jetzt nicht irgendwie, das ist auch, das sind so Beispiele die auch aus der Literatur bringt. [Diese] diese Mütter die sich nicht lösen können von [den Kindern und] umgekehrt halt auch wo es halt dann große Defizite gibt [...]“ (IP4, 133-148).

„[...] es kommt immer darauf an wie die Mutter das dann auch löst, wie sie den dyadischen Raum öffnen kann. Ahm manchmal gibt es ein schwanken zwischen einer regressiven, einem regressiven zurückwenden zur sicheren Mutter und gleichzeitig so eine hyperphallischen Tendenz, Männlichkeit zu leben und kann auch dazu führen, dass sie komplett in diese Welt sich zurückziehen, also dass sind die Jungs, die dann halt nur noch Computerspielen und sich dann ganz aus dieser dyadischen Geschichte zwischen Mutter und ihm lösen ich habe auch schon erlebt, dass es sehr aggressive Beziehungen gibt zwischen Mutter und Kind, also wo das dann immer stärker wurde, bis zur Pubertät hin und die sich dann auch richtig geschlagen haben, ahm weil dieser, diese dyadische Spannung, die die zwei hatten nur, weil es keinen Dritten gab so aufgeladen war und da waren starke Rätsel zwischen einerseits diese Harmonie mit der Mutter und gleichzeitig auch eine riesen Aggression und das hat in der Entwicklung dann dazu geführt, dass der Junge dann ganz raus ist aus dieser Dyade und sich dann immer mehr auf einen Computerwahn flüchtete ich glaube, dass das auch viele Ängste macht, einer zu engen Beziehung mit der Mutter. Wenn die Mutter das nicht öffnen [kann] und auch selber so bedürftig ist, dass sie den Jungen braucht (IP5, 62-85).

„[...] dieses pendeln zwischen der eigenen Bindung zur Mutter und der Individuation und eventuelle für die Individuation niemand zur Verfügung steht, niemand Dritter, niemand außerhalb, dann wird es schwierig, weil sie dann quasi in einen luftleeren Raum hinein individuieren viele Kinder oder manche Kinder bleiben dann hängen auch an Übergangsobjekten [...]“ (IP5, 280-287).

8. Kausalkette

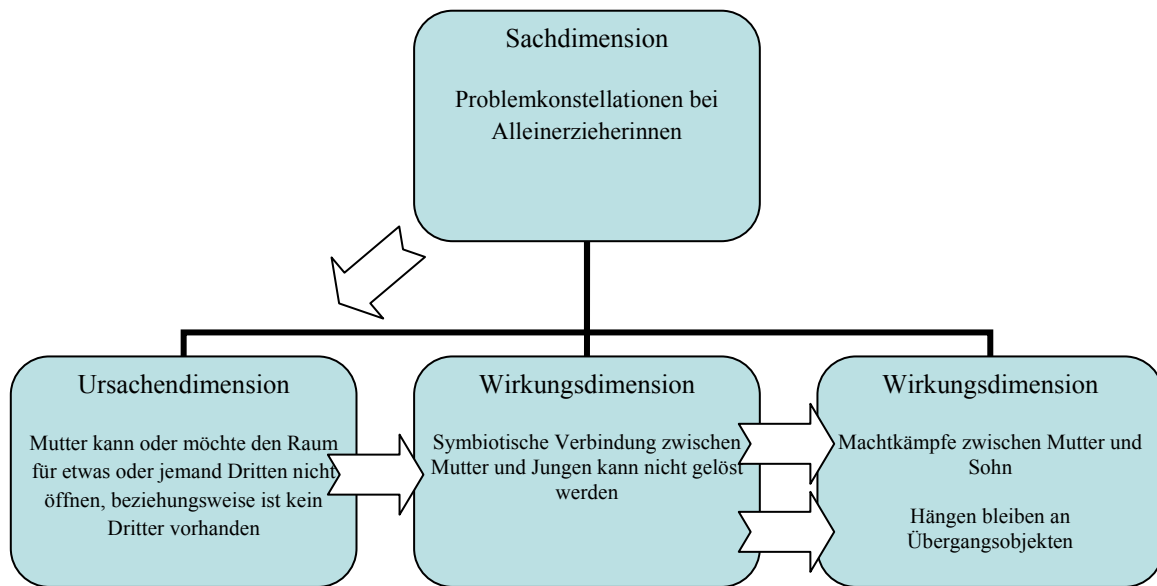


Abbildung 8 - Kausalkette Problemkonstellationen bei Alleinerzieherinnen

Diese erste mögliche Problemkonstellation macht deutlich, wie sehr ein Vater oder aber zumindest eine andere dritte Person von Nöten ist, die dem Jungen ermöglicht, sich von der Mutter zu lösen. Eine lebenslänglich symbiotische Verbindung zwischen Mutter und Sohn beurteilen demnach alle befragten ExpertInnen als negativ.

7.4.2.2 Mütterlicher Missbrauch

Eine weitere Problemkonstellation stellt der von allen ExpertInnen angesprochene mütterliche Missbrauch dar. Wobei hier nicht behauptet werden soll, dass alle Mütter solche Taten begehen, andererseits dieser Begriff Missbrauch nicht sofort als sexueller Missbrauch verstanden werden soll, dies aber auch nicht völlig auszuschließen ist. Drei männliche und zwei weibliche InterviewpartnerInnen erzählen, dass das Phänomen den eigenen Sohn als „Mannersatz“ zu verwenden, bei Müttern häufig vorkommt.

„[...] Und das ist natürlich von der Mutter her auch also ja [...], wenn das Kind eben sozusagen den Partner ersetzt, des, macht das eine spezifische Problematik [...]“ (IP1, 320-321).

„[...] ein paar typische, ja so ein paar typische Muster ist, dass der Sohn den Mann ersetzt, ja. Das macht ohnehin, wo die Buben schon gegen die Mutter kämpfen, was ja auch heißt,

und gegen ihre Autorität kämpfen, was ja auch heißt, dass sie den Generationsdifferenz leugnen die Buben. Und wenn dann der Bub sozusagen noch zum Partnerersatz gemacht wird, dann ist das für die Buben erst recht schwer. Jede Anpassung oder jedes Gebot oder Verbot das von der Mutter kommt wird dann als narzisstische Demütigung erlebt: „Von dir lass ich mir nichts sagen“ und „dauernd bestimmst du [...]“ (IP2, 490-499).

Diese Interviewperson relativiert aber diesen mütterlichen Missbrauch etwas und nennt ihn eine *strukturelle Unvermeidbarkeit* (IP2, 525), weil der Mutter nach einer Scheidung oft nur das Kind als einzige Person um im Alltag zu kommunizieren, zu interagieren und zu lieben bleibt.

„[...] Umgekehrt muss man sagen, es ist ja auch wahnsinnig schwer oder fast ausgeschlossen, dass eine alleinerziehende Mutter ah ihr Kind, das bezieht sich auf Mädeln auch, nicht nur auf Buben, aber auf Buben hat es noch einmal an spezifischen Charakter, ah nicht zum Partnerersatz macht. Ich meine wenn sie allein leben und der einzige der noch mit ihnen lebt in ihrer Wohngemeinschaft ist das Kind. Der einzige mit dem Sie reden ist das Kind. Und das einzige was, was interaktionell stattfindet, findet zwischen Mutter und Kind statt. Und natürlich gibt es vielleicht auch ein bisschen höhere Anforderungen, Mitarbeit, Kooperation und ähnliches. Also dieser der, der Missbrauch als Partnerersatz ist, ist eine problematische Geschichte und das ist auch für eine alleinerziehende Mutter, des Kind das einzige, also jetzt unter der Voraussetzung, dass es nicht irgendeine Liebesbeziehung außerhalb gibt, zumindest für eine gewisse Zeit oder gewisse Jahre lang der einzige Mensch von dem sie sich geliebt fühlt. Das heißt, dieses, diese, dieser Missbrauch als Partner ist nur zum Teil wirklich ein Missbrauch, sondern eine strukturelle Unvermeidlichkeit [...]“ (IP2, 501-525).

„[...] Bei ihm war es so er hat eine sehr fürsorgliche und eine sehr jetzt ah Mutter, die sozusagen fast ein bisschen, übergriffig war, aufgrund dessen, dass sie halt Alleinerzieherin war halt auch alles machen wollte [...]“ (IP3, 115-117).

„[...] wenn jetzt Scheidungs// ah Kinder da sind und Buben da sind, bei der Mutter bleiben, ist ja oft so, dass der unbewusst natürlich dann stellvertretend die Mannrolle übernimmt, das ist also für die sexuelle Entwicklung eine Katastrophe [...]“ (IP3, 420-422).

„[...]Wenn sich die Mutter da sehr an den Buben klammert, dann wird das für seine Identität schon sehr schwierig sein, für ihn etwas Männliches zu, beziehungsweise eine Triangulierung die innere Struktur zu bekommen oder zu haben beziehungsweise fängt das ja schon früher an, aber es ist in der Latenzphase oder in der Phase zwischen sechs und zwölf sicherlich auch noch einmal wichtig [...]“ (IP4, 33-37).

„[...] so eine Band zwischen Mutter und Kind, dass dann wieder eine Neuaufstehung feiert und die Mutter die jetzt allein ist den Jungen wieder zurück ins Bett holt und sich die Zwei halt genug sind [...]“ (IP5, 254-256).

„[...] wo die Mama oft was sehr verwöhnendes hat oder auch was missbräuchliches, weil sie ganz oft die wirklich ihre kleine Buben als Mannersatz verwenden, so, das habe ich öfters [...]“ (IP6, 120-122).

„[...] das sind meistens Mütter die sich (?) bei der Mama im Bett schlafen, aber naja. Ist eh schon eine sehr eine pathologische Geschichte [...]“ (IP6, 152-154).

„[...] zwischen ja eine reine emotionale Beziehung zu Sohn haben und ihn wirklich auch Stück weit als Partnerersatz zu missbrauchen, wo, wo, wo ist da die körperliche Grenze, wo man aufhört mit dem kuscheln? Also ich kenne schon, wir haben schon Jungs gehabt, die mit der Mama kuscheln müssen [...]“ (IP6, 372-375).

9. Kausalkette

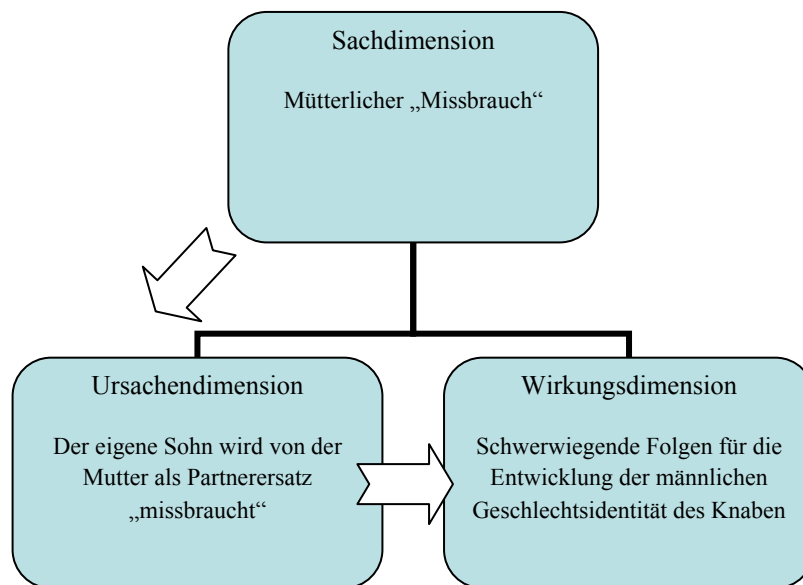


Abbildung 9 – Kausalkette Mütterlicher Missbrauch

Der Missbrauch, der bei AlleinerzieherInnen gegenüber Söhnen stattfinden kann und als solcher von den Interviewpersonen geschildert wurde, muss in zweierlei Hinsicht betrachtet werden. Zum Einen kann es auch bei Frauen zu sexuellem Missbrauch an ihren Kindern kommen, aber was hier deutlich wurde, ist vor allem der Missbrauch des Sohnes als Mannersatz, jedoch nicht im sexuellen Sinne. Vielmehr ginge es um den emotionalen Faktor, was bedeuten kann, dass das Kind bei Erwachsenenthemen mit Rat und Tat zur Seite stehen müsse wie ein Erwachsener. Dann gehe es noch um den Faktor der körperlichen Nähe, der mit dem abendlichen und nächtlichen Kuschn im (ehemaligen) Elternbett beschrieben wird. Auch wenn es sich oftmals um keinen sexuellen Missbrauch handle, solle dies trotzdem Berücksichtigung in einer Therapie finden. Außerdem stelle diese Tatsache dennoch eine schwerwiegende Problematik für die Buben und dessen sich entwickelnde männliche Geschlechtsidentität dar. Da jedoch nur eine Person geschildert hat, welche Folgen dies für den Jungen haben kann, sollen an dieser Stelle keine spezifischen Auswirkung erwähnt werden, sondern Anreiz für weitere Forschungen geben.

7.4.3 Bedeutung anderer Frauen

Wenn nun die Mutter einen so hohen Stellenwert in der Entwicklung der Jungen und ihrer Geschlechtsidentität einnimmt, stellt sich die Frage, ob diese Bedeutung auch anderen Frauen im Leben der Knaben zukommt. Die Ergebnisse zu den Ansichten und Beobachtungen der ExpertInnen zu dieser Frage sind hier nun Thema.

Zwei männliche und alle drei weiblichen Interviewpersonen vertreten die Ansicht, dass auch andere Frauen eine wichtige Rolle im Leben der Buben spielen können. Demnach kann eine andere Frau, zu der der Bub eine gute Beziehung hat, als Kontrastfigur zur Mutter dienen. Damit ist gemeint, dass diese andere Frau möglicherweise Eigenschaften besitzt, die die Mutter nicht besitzt. Diese vielfältigen Charakteristiken und Lebensweisen von Menschen seien durchwegs vorteilhaft für die Entwicklung der Identität des Kindes. Denn wenn noch einmal vergegenwärtigt wird, dass Kinder sowohl die mütterlich-weiblichen Anteile als auch die väterlich-männlichen Anteile in die eigene Identität aufnehmen, dann mache es auch Sinn, weitere nicht-mütterliche, als auch nicht-väterliche Identitätsentwürfe zu erleben. Denn gerade ab der Adoleszenz werden auch andere Personen zum Vorbild genommen und Teile ihrer Identität in die eigene aufgenommen (siehe dazu Kapitel 2.4.1 – 2.4.3). Weiters wird erwähnt, dass eine andere Frau die Männlichkeit des Jungen womöglich mehr anerkennen oder bestärken kann als die eigene Mutter. Dies wirke sich wiederum positiv auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität aus.

„[...] in gewisser Weise ah weil in der Phantasie und für die Umwandlungen im Unbewussten ist ja alles möglich. Kann es auch, könnte es zum Beispiel auch eine Tante sein oder eine [Lehrerin] oder eine Kindergärtnerin sein, die dann [die Rolle] als Autoritätsfigur zum Beispiel, oder als Figur die eben anders ist als die [Mutter] [...]“ (IP1, 187-193).

„[...] Ja. Grundsätzlich, grundsätzlich ja. Was die Entwicklung des unterdrückten Männlichen betrifft das, damit meine ich also vor allem alles expansive, kämpferische, Konkurrenz und auch Aggression und sich durchsetzen und ähnliches mehr. Was ich zu Hause nicht kann, ja weil das meine Beziehung zur Mutter bedroht. Wenn ich da jemanden anderen habe mit dem ich schimpfen kann, der das auch honoriert und so weiter dann ist das, dann ist das wunderbar, vor allem ist es auch ein Korrektiv in meinen Imagines von Frauen, also wenn ich andere Frauen erlebe, die meine Männlichkeit nicht unterdrücken sondern

anerkennen, ja, dann verändert das auch ein bisschen meine Bilder von Frauen. Das macht dann Frauen tendenziell weniger bedrohlich für mich, als wenn ich immer nur die Mutter als Vorbild habe [...]“ (IP2, 1031-1051).

„[...] Ja, also kann auch weiblich sein männlich ganz egal [...]“ (IP4, 357).

„[...] Hauptsache es gibt ein Aus// einen Ausweg von der Mama weg [...]“ (IP4, 360).

„[...] auf jeden Fall also auch als Alternative Variante der Weiblichkeit der Mutter. [...] natürlich, aber auch zu sehen, wie die da mit anderen Männern umgehen, wie die mit ihm umgehen auch als Mann. Also umso mehr gute Bezugspersonen umso besser. Gar nicht ist ganz schlecht. Weil das ja auch alles alternative Möglichkeiten sind, an denen sich der Junge auch orientieren kann. (IP5, 374-383).

„[...] Auch als Identifizierungsmöglichkeiten für die Jungen [...]“ (IP5, 375)

„[...] Naja auch diesen weiblichen [Anteilen], also die können ja auch Orientierung anbieten. In eine Richtung, ich denke jetzt zum Beispiel daran, wenn die Mutter eine ganz strenge, konservative Person ist und da gibt es irgendwelche weiblichen Bezugspersonen dann und die, die ganz anders sind. Die kreativ sind, nicht sehr konservativ, liberal was auch immer, dann kann sich der Junge da auch, Junge oder Mädchen, danach orientieren. Kann dann auch entscheiden, welche Richtung für sich mehr geht und sich von allen ein paar Anteile holen und nicht so eingeschränkt ist auf eine Variante [...]“ (IP5, 390-402).

„[...] Aber klar. Es ist, es ist ja auch so, das merke ich in meiner Arbeit auch, also die wirklich, also es geht den Kindern schon umso schlechter, umso weniger korrigierende Erfahrungen sie woanders gehabt haben. Also, wenn daheim alles ganz schlimm ist und es gibt eine nette Oma, bei der sie aber zumindest alle vierzehn Tage am Samstag waren, dann ist das schon was wert. Und klar können die da korrigierende Erfahrungen machen und eine wichtige Erfahrung machen. Klar. Sicher [...]“ (IP6, 461-466).

Nur eine männliche Person sieht in diesen frauendominierenden Bereichen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität der Jungen keine förderlichen und guten Bedingungen.

„[...] ich glaube wenn nur weibliche Bezugspersonen sind ah in der, für die männliche Geschlechtsidentität ist des ahm nicht gut und nicht förderlich [...]“ (IP3, 508-509).

10 Kausalkette

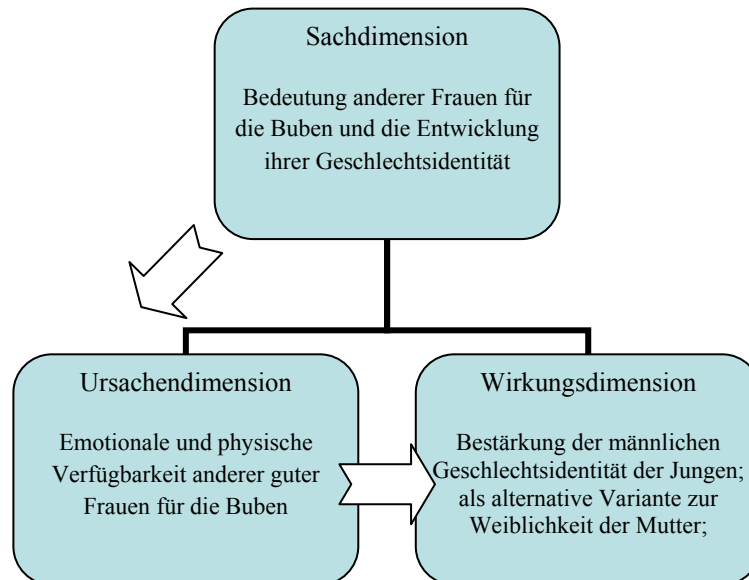


Abbildung 10 - Kausalkette Bedeutung anderer Frauen

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass alle ExpertInnen, bis auf einen, der Ansicht sind, dass Beziehungen zu verschiedenen anderen Frauen auch einen guten Einfluss auf die Entwicklung der Buben haben können. Zum einen könnten auch sie eine Möglichkeit bieten, sich leichter aus der symbiotischen Beziehung zur Mutter zu lösen, und zum anderen können sie auch als andere, alternative Weiblichkeit im Gegensatz zur Mutter fungieren, was dem Jungen ermöglicht, mehrere Sichtweisen und Lebensweisen von Frauen zu erleben. Wenn die Mutter die Männlichkeit des Sohnes beispielsweise nicht anerkennen kann oder will, kann es hilfreich für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität sein, wenn der Bub erlebt, dass andere Frauen seine progressiven und expansiven Züge akzeptieren oder sogar bestärken.

7.4.4 Subjektive Einschätzung der ExpertInnen zum Thema Frauendominanz im Erziehungs- und Bildungssektor.

Großteils übereinstimmende Ansicht gibt es auch bei der Frage nach der subjektiven Einschätzung des Überhangs an Frauen im Erziehungs- und Bildungssektor. Fünf ExpertInnen beurteilen diese Tatsache negativ, da den Buben einerseits die Identifizierungsmöglichkeiten

fehlen, andererseits die Kinder ein klischeehaftes Rollenbild realisieren und dies für ihre eigene Zukunft antizipieren. Demnach ist es die Aufgabe der Frauen die Kinder zu erziehen. Was die Männer machen und wo ihr eigener Platz ist beziehungsweise wo ihr Platz selbst einmal sein wird, wissen die Kinder nicht, da sie die Männer kaum erleben. Was dadurch zusätzlich an Erfahrungswert für die Kinder verloren geht, ist das Beziehungsgefüge und das Kommunizieren und Interagieren zwischen Frauen und Männern.

„[...]inzwischen das man also denkt, dass es natürlich günstiger wäre wenn Männer in diese frühe Entwicklungs- und Erziehungsumgebung eben halt mehr mit einbezogen werden [würden] als das zumindest in den letzten, weiß nicht, fünfzig Jahren. [...]“ (IP1, 210-215).

„[...] [Schlecht, schlecht, schlecht] schlecht, schlecht [...]“ (IP6, 471).

Finde ich ganz furchtbar. Deswegen ich nehme sie ja auch nicht gerne in Therapie, weil eben, weil die bräuchten eigentlich einen Mann [...]“ (IP6, 475-476).

„[...] ich glaube wenn nur weibliche Bezugspersonen sind ah in der, für die männliche Geschlechtsidentität ist das nicht gut und nicht förderlich mir fallen da immer ein unsere Konferenzen wo, wo dann wo man zusammenschauen plötzlich ist so der Satz, ich sage es jetzt unter Anführungszeichen „umgeben von lauter Frauen“. Wahnsinn, wo sind die Männer? Nicht? Das bleibt dann so irgendwie zurück [...]“ (IP3, 508-515).

„[...] ich sehe darin ein, ein, ein riesen Problem in den Geschlechterrollen [...]“ (IP2, 346).

„[...] wenn es alles nur in (...?) abspielt, wo es sehr dominiert ist von Frauen, die männlich, also wo es wenig männliche Vorbilder gibt, sei es Kindergarten oder Schule. Ich denke an alleinerziehende Frauen, Mütter, die ihre Kinder in den Kindergarten schicken in die Schule und da sind eben auch nur Frauen da haben es die Jungs schon schwer, da irgendwelche Vorbilder auch Auseinandersetzungsmöglichkeiten zu finden und erleben das dann natürlich auch. Also in sehr weiblich-dominierten Raum wo sie sich einen Platz erst suchen müssen [...]“ (IP5, 162-170).

„[...] Wenn da nur Frauen sind, erleben sie nicht wie der Mann mit der Frau umgeht und umgekehrt einerseits denke ich fehlt diese Identifizierungsmöglichkeit und die

Auseinandersetzungsmöglichkeit, andererseits erleben sie auch nicht wie die Geschlechter miteinander tun. Es ist auch ein Signal an die, an die Kindern, wenn das Räume sind, wo keine Männer auftauchen. Da werden sich die Jungs ja schon, zumindest unbewusst fragen, warum denn da keine Männer sind was das denn für sie auch heißt, wenn sie als Jungs herauswachsen, was das dann heißt, dass da keine Männer sind. [Wo dann ihr Platz?] sind weil die Männer ja woanders sind [...]" (IP5, 190-207).

11 Kausalkette

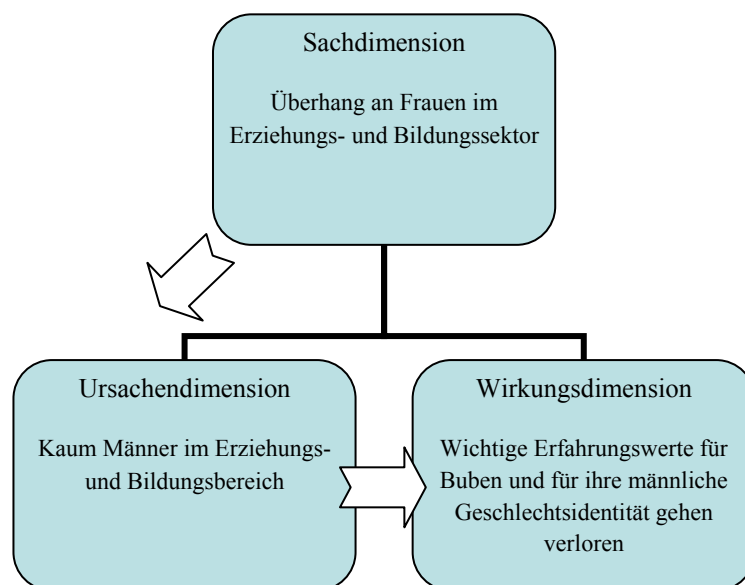


Abbildung 11 - Kausalkette Frauendominanz in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen

Nur eine weibliche Interviewperson sieht darin eher keine Nachteile. Sie ist der Ansicht, dass dieser Raum, den die Mutter für etwas Drittes öffnen muss, viel wichtiger ist, damit sich der Bub von der Mutter lösen kann.

„[...] Ich weiß nicht ob das so viel ausmacht, weil das//. So wie ich vorher gemeint habe, dass das mehr auf die innere Struktur ankommt. Es geht jetzt nicht darum, ob da eine Frau vorne steht, oder ein Mann vorne steht. Das kann unterstützend schon gut und wichtig sein, aber ich glaube prinzipiell geht es da mehr um die innere Struktur und das, dass der Bub die Möglichkeit hat sich von der Mama zu lösen und zu trennen und ob jetzt die Buchstaben von einem Lehrer oder einer Lehrerin vermittelt werden ahm ist vielleicht nicht ganz egal, aber

wichtig ist, dass er die Möglichkeit hat und den inneren Freiraum diese Buchstaben zu besetzen [...]“ (IP4, 257, 270).

Nach diesen geäußerten Meinungen erscheint es notwendig festzuhalten, dass die befragten ExpertInnen die Frauendominanz im Erziehungs- und Bildungsbereich nicht positiv beurteilen. Nicht nur die Möglichkeit des Fortbestehens von Rollenklischees werde dadurch forciert, sondern auch die männliche Identitätsentwicklung der Jungen leide darunter massiv.

8 BEANTWORTUNG DER FORSCHUNGSFRAGEN

Nachdem die Ergebnisse aus der Analyse der Interviews vorliegen, soll nun die Beantwortung der Forschungsfrage und deren Unterfragen vorgenommen werden. Dazu sollen die aus Kapitel 6 angeführten Fragen zuerst wieder in Erinnerung gerufen werden. Kenntlich gemacht werden sie durch kursive Schrift.

8.1 ERSTER UNTERFRAGENKOMPLEX

Da es sich in dieser Arbeit um die Entwicklung beziehungsweise Entwicklungsbeeinträchtigung der männlichen Identität im Zusammenhang mit Vaterdeprivation handelt, schien es sinnvoll zu erfragen, *was die Befragten unter Männlichkeit verstehen*. Schon in der Interviewsituation wurde deutlich, dass die ExpertInnen Schwierigkeiten damit hatten, zu erläutern, was sie unter Männlichkeit verstehen beziehungsweise was Männlich-Sein für sie bedeutet. Da kein eindeutiges Schema davon existiert, wurde dieser Frage eher ausgewichen oder sie wurde in Verbindung mit der Entwicklung der Geschlechtsidentität des Jungen erläutert. Dabei konnte im Analyseprozess der Interviews festgestellt werden, dass männliche Identität notwendigerweise in Abgrenzung zur weiblichen Identität angeeignet zu werden scheint, da gute männliche Vorbilder im Alltag der Buben oftmals fehlen. Andererseits existieren im Leben einiger Knaben gewalttätige Väter, die kein adäquates Vorbild für die Söhne darstellen und somit Verunsicherung und Ängste im Entwicklungsprozess zum heranwachsenden Mann schüren, da die Jungen mit diesem Vaterbild schwer zurechtkommen. Damit entsteht eine Lücke, die sich kaum schließen lässt, da Knaben vorwiegend von Frauen umgeben sind. Männlichkeit wurde von den ExpertInnen zwar nicht definiert, jedoch lässt die Analyse die Vermutung zu, dass den aus den Beobachtungen geschilderten heranwachsenden kleinen Buben hin zum erwachsenen

Mann oftmals ein gutes Fundament fehlt, was denn das Mann-Sein nun eigentlich ausmacht. Das essentielle aber fehlende oder inadäquate Puzzleteil, nämlich die Väter oder andere Männer, müsse daher von den Jungen selbst ersetzt beziehungsweise kompensiert werden. Das führt dann oft dazu, dass veraltete, traditionelle Rollenklischees fortgeführt oder wiederbelebt werden, weil Männlichkeit offenbar nur in Negation zur Weiblichkeit entwickelt werden kann.

Eine weitere Unterfrage lautet folgendermaßen: *Inwieweit bestimmt das eigene Geschlecht der Interviewpersonen die Bedeutung eines Vaters für den Sohn?* Im Auswertungsprozess konnten grundsätzlich keine allgemeinen tendenziellen Unterschiede zu den Ansichten über die Bedeutung eines Vaters für den Jungen zwischen den männlichen und weiblichen ExpertInnen ausgemacht werden. Oft unterschieden sich die Aussagen der Personen des gleichen Geschlechts markanter als zwischen den Geschlechtern. Hinsichtlich der Kategorie *Auffälligkeiten bei Jungen ohne Vater* (Kapitel 7.3.2) zeigte sich aber, dass alle drei männlichen Interviewpersonen eine gewisse Art von Sehnsucht nach dem Vater beziehungsweise dem Männlichen im alltäglichen Leben bei Jungen die von Vaterdeprivation betroffen sind, wahrnehmen. Hingegen nimmt nur eine weibliche Interviewpartnerin dies ähnlich wahr. Dieser Umstand lässt mehrere Hypothesen zu. Zum einen könnte dies daran liegen, dass die männlichen Experten das Gefühl von Sehnsucht nach dem Vater oder dem Männlichen aus ihrer eigenen Biographie kennen. Daher könnte es sein, dass sie diese Sehnsucht eher wahrnehmen können als Frauen. Zum anderen kann vermutet werden, dass dem männlichen Therapeuten die Identifikation mit dem Jungen aufgrund desselben Geschlechts leichter fällt, als Frauen, die kulturell anders geprägt wurden, als ihre männlichen Kollegen. Es könnte auch sein, dass männliche Analytiker nach Vaterübertragungen provozieren und somit diese Sehnsucht schüren.

Eine weitere Hypothese ist die Annahme, dass das Bild der wichtigen Mutter-Kind-Beziehung und dem eher nur daneben stehenden Vater, dessen fast einzige Aufgabe es sei, das Kind aus diesem verschmolzenen Beziehungsgeflecht mit der Mutter zu befreien, immer noch dominant in den Köpfen der weiblichen ExpertInnen vorhanden ist. Die Generierung von Hypothesen ist sicherlich noch weiter ausbaufähig. Um Antworten darauf zu finden soll an dieser Stelle auf die Möglichkeit weiterer Untersuchungen zu dieser Thematik hingewiesen werden.

8.2 ZWEITER FRAGENKOMPLEX

Die erste Unterfrage dieses Fragenkomplexes bezieht sich auf *mögliche zu beobachtende Problemkonstellationen bei von Vaterdeprivation betroffenen Burschen in der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität*. Diese Frage und deren Beantwortung sind stark verwandt mit der Frage, *ob PsychoanalytikerInnen Problemkonstellationen bei Burschen in der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität beobachten können, wenn sie bei alleinerziehenden Müttern aufwachsen*. Daher werden diese beiden Unterfragen zusammengefasst und gemeinsam beantwortet:

Zwei markante Themen wurden zur Beantwortung dieser Fragen von den ExpertInnen geschildert. Zum einen die Auswirkungen bei fehlender Triangulationsmöglichkeit und zum anderen der mütterliche „Missbrauch“. Die Befragten erzählten davon, dass es Mütter gibt, die den Raum für etwas oder jemand Dritten nicht öffnen können oder möchten und somit diese symbiotische Beziehung aus den frühen Jahren fortwährend aufrechterhalten. Daraus ergeben sich verschiedenste Problemkonstellationen, wie zum Beispiel Machtkämpfe zwischen Mütter und Söhnen, die so fatal für das Kind sind, weil die Mutter eigentlich auch eine liebenswürdige Mutter ist und sie deshalb auch geliebt wird. Dies führt wiederum zu Schuldgefühlen, mit denen das Kind konfrontiert und alleine kaum damit fertig wird. Der heranwachsende Junge möchte autonom werden und sich von der Mutter befreien, was ihm aber nicht gelingt, weil kein Dritter vorhanden ist, der ihm dabei hilft. Eine kaum zu durchbrechende Abhängigkeit stellt sich ein, die Auslöser für diese Machtkämpfe sein kann. Andererseits kann diese symbiotische Beziehung so eng sein, dass jede Person, die versucht in dieser Zweierbeziehung einzudringen für den Sohn eine Bedrohung darstellt. Eine weitere Problemkonstellation einer zu engen Mutter-Sohn-Bindung kann das Hängenbleiben an Übergangsobjekten sein. Der Sohn rettet sich quasi aus dieser engen Symbiose durch Rückzug und Verlagerung der Liebe beziehungsweise der Aufmerksamkeit auf andere Dinge. Ein Gefahrenpotential stellt dabei die virtuelle Welt dar, in der sich diese Knaben flüchten können.

Mütterlicher „Missbrauch“ wird als zweiter großer Themenkomplex zu Problemkonstellationen bei Vaterdeprivation und alleinerziehenden Müttern genannt. Dieser Missbrauch stellt vor allem einen emotionalen Missbrauch dar. Der Bub wird von der Mutter als Partnerersatz missbraucht, indem sie ihn beispielsweise in das Ehebett holt und ihn den Platz ausfüllen lässt, der nun nach der Scheidung oft leer steht. Was auch geäußert wurde, ist

die Tatsache, dass bei einer Frau, die ihren Sohn ins Ehebett holt, nicht sofort an sexuellen Missbrauch gedacht werden darf. Dennoch kristallisierte sich heraus, dass einige ExpertInnen auch diese Möglichkeit in Betracht ziehen, ohne dies vorweg unterstellen zu wollen. Gerade diese Problemkonstellation kann zu schwerwiegenden Problemen in der Entwicklung der männlichen Identität führen. Welche unterschiedlichen Störungen sich daraus ergeben können, wurde von den Befragten nicht näher geschildert, daher soll auch hier wieder auf weiterführende Forschungsaufgaben hingewiesen werden.

Die zweite Unterfrage zum zweiten Fragenkomplex lautet: *sind Kinder bestimmter Altersgruppen bei Scheidung einem höheren Risiko ausgesetzt, Störungen in der Entwicklung der Geschlechtsidentität zu entwickeln?* Die ExpertInnen neigten hier zu zahlreichen Spekulationen. Es wurde sowohl die ödipale Phase als auch die Adoleszenz als besonders delikate Entwicklungsphasen erwähnt. Es herrscht aber auch die Vermutung, dass eine Scheidung in jeder Phase des Heranwachsens eine Bedrohung für die psychische Entwicklung darstellen kann. Hier wird bewusst von der allgemeinen psychischen Entwicklung gesprochen, da eine Scheidung nicht nur die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität bedrohen kann, sondern auch andere psychische Bereiche, wie beispielsweise das Urvertrauen auf die Liebe zwischen Mutter und Vater, das durch eine Scheidung schwer erschüttert werden kann.

Deuten spezifische Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene im therapeutischen Kontext auf Vaterdeprivation nach Scheidung bei Jungen hin? Wenn ja, wie gestalten sich diese?, lauten hierzu die dritte und vierte Unterfrage. Eine genaue Antwort lässt sich hier nicht anführen, da Uneinigkeit unter den ExpertInnen herrscht. Einerseits handelt es sich um fluktuierende Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene, die sich je nach Themenwahl einstellen, andererseits wurde beschrieben, dass es auf das Geschlecht des/der Therapeuten/Therapeutin ankommt, wie sich diese Phänomene ausgestalten. Frauen nehmen mehr mütterliche Objektrepräsentanzen ein, während Männer das Väterliche einnehmen, je nach Vatererfahrung werden die TherapeutInnen von den Buben akzeptiert und manchmal gar geliebt oder ausgeschlossen und ignoriert. Weiterführende Untersuchungen, die spezifisch auf dieses Thema fokussieren, könnten möglicherweise spezifischere Antworten liefern.

8.3 DRITTER FRAGENKOMPLEX

Welche Bedeutung nimmt die Mutter in der Bestätigung der sich entwickelnden männlichen Geschlechtsidentität ein?, lautet die erste Frage des dritten Unterfragenkomplexes. Der Mutter wird traditioneller Weise besonders viel Bedeutung für die kindliche Entwicklung eingeräumt. Dies ist auch darauf zurück zu führen, dass die meisten Kinder nach der Scheidung der Eltern bei der Mutter leben und sie damit die Erziehungsinstanz und die erste (manchmal auch einzige) Bezugsperson darstellt. Dazu wurde wieder auf die Triangulierungsfähigkeit der Mutter hingewiesen, beziehungsweise ob sie diesen Raum für den Dritten, den Vater öffnen kann und will oder ob sie den Raum schließt beziehungsweise geschlossen hält. Diese Öffnung sei unbedingt erforderlich, um dem Sohn die Ablösung zu ermöglichen. Wenn kein Vater vorhanden ist, sollte die Mutter den Raum für etwaige andere Personen wie Fußballtrainer, Lehrer, etc. öffnen können. Eine Mutter kann den Jungen in seiner männlichen Identität bestärken, indem sie ihm die progressiven und expansiven Elemente gewährt, ihn darin bestärkt und ihn großwerden lässt, das heißt, ihn nicht verniedlicht oder männliche Verhaltensweisen herunterspielt oder gar verbietet, sondern positiv damit umgeht.

Im Zentrum des Interesses der zweiten Unterfrage dieses Fragenkomplexes steht *die Bedeutung anderer Frauen für die Entwicklung der männlichen Identität bei Vaterdeprivation?* Diese Frage steht in Zusammenhang mit dem Überhang an Frauen in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen. Diese Tatsache wird von den ExpertInnen eher negativ beurteilt, nicht nur mit Rücksicht auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität, sondern auch im Hinblick auf die Geschlechterrollen, da diese Situation traditionelle Rollenmuster wiedergibt. Dennoch kann festgehalten werden, dass jedes gute Beziehungsgefüge des Kindes mit anderen Personen außerhalb der Mutter-Kind-Beziehung eine Bereicherung für seine Identitätsentwicklung darstellt. So kann eine außerordentlich offene, lebensfrohe, aktive Tante beispielsweise eine alternative Weiblichkeitsform zu einer eher verschlossenen, introvertierten Mutter sein, was dem Jungen dabei helfen kann, sein Bild von Weiblichkeit, dass er von der Mutter internalisiert hat, zu modifizieren und auszubauen.

8.4 VIERTER FRAGENKOMPLEX

Der vierte und letzte Fragenkomplex umfasst *die Bedeutung anderer Männer für die Entwicklung der männlichen Identität bei Vaterdeprivation*. Dabei stand die Bedeutung eines

Ersatzvaters für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Buben im Zentrum des Interesses. Hierzu kann festgehalten werden, dass ein guter, feinführender, am Kind interessierter Ersatzvater eine Bereicherung für das Kind und seine Entwicklung und eine gewisse Kompensation für das fehlende Väterliche sein kann. Ob ein Ersatzvater den leiblichen Vater gänzlich ersetzen kann, ist nicht eindeutig beurteilt worden und soll daher offen bleiben. Andere Männer wie Sporttrainer, Lehrer oder andere männliche Verwandte könnten ebenso ein guter Ersatz für den fehlenden Vater darstellen. Auch hier kann festgehalten werden, dass gute Beziehungen zwischen dem Kind und anderen männlichen Personen ebenso gut für die Entwicklung des Kindes sein können wie andere Frauen. Das Erleben unterschiedlicher Männlichkeitskonzepte kann aber dem Burschen helfen, seine eigene männliche Geschlechtsidentität immer wieder neu zu modifizieren und andere Arten von Männlichkeitskonzepten für sich und seine Vorstellung von der eigenen Männlichkeit zu internalisieren.

8.5 BEANTWORTUNG DER HAUPTFORSCHUNGSFRAGE

Aufgrund der Ergebnisse der Analyse und der Beantwortung der Unterfragen kann nun die Hauptforschungsfrage beantwortet werden. Dazu müssen die gewonnen Erkenntnisse zusammenfassend wiedergegeben werden. Im Zuge dessen werden Antworten auf die Forschungsfragen geschildert. Zur Erinnerung wird die Frage hier noch einmal angeführt:

Sind im kinderanalytischen/ kindertherapeutischen Setting, bei Jungen zwischen sechs und zwölf Jahren, Auffälligkeiten oder Problemkonstellationen hinsichtlich der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität bei Scheidung zu beobachten, die darauf hindeuten, dass eine Vaterfigur fehlt? Und wenn ja, welche?

Es kann kein eindeutiges „ja“ oder „nein“ auf die Frage, ob es Auffälligkeiten oder Problemkonstellationen hinsichtlich der Entwicklung der männlichen Identität bei Scheidung und der oftmals damit einhergehenden Vaterdeprivation gibt, gegeben werden. Zu vielfältig sind die Umstände, die eine Scheidung und daraus resultierende mögliche Entwicklungsstörungen des Kindes ausmachen. Was jedoch proklamiert werden kann, ist die Tatsache, dass widrige Umstände bei Scheidungsereignissen, wie beispielsweise der völlige Verlust des einst liebevollen, kümmernden Vaters, zu psychischen Krankheiten führen kann.

Damit einhergehend können im weiteren Verlauf auch Auffälligkeiten und Störungen in der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität geortet werden, vor allem dann, wenn keine andere gute männliche, oder auch weibliche Bezugsperson im Leben des Buben vorhanden ist und die Mutter auch keinen Raum für solche Möglichkeiten öffnet. Mit anderen Worten bedeutet das: wenn die frühe symbiotische Beziehung zum sechs- bis zwölfjährigen Sohn nach einer Scheidung von der Mutter wiederbelebt wird, sie ihn für sich allein beansprucht, vielleicht sogar als Partnerersatz missbraucht und der Knabe keine Möglichkeit, hat sich aus dieser erneuten Verschmelzung mit der Mutter zu befreien, dann kann dies zu Störungen in der Entwicklung seiner männlichen Geschlechtsidentität führen.

Jedoch muss auch festgehalten werden, dass ein Scheidungsereignis nicht zwangsläufig zu Störungen in der kindlichen Entwicklung führen muss. Wenn eine Mutter diesen Raum für etwas Drittes oder jemanden Dritten öffnen kann und vielleicht sogar einen neuen Partner in das Familienleben einbringt, an dem sich der Junge „reiben“ kann und der ihn selbst und seine sich entwickelnde männliche Geschlechtsidentität unterstützt und bestärkt, dann stellt das eine gute Basis für eine gesunde Entwicklung des Kindes dar, auch wenn der Vater für das Kind nicht mehr täglich greifbar ist.

Bei einer Scheidung kommt es auch in hohem Maße auf die Scheidungskompetenzen der Eltern an, ob ein Kind beeinträchtigt wird, oder nicht. Ein Ehepaar, das nach einer Scheidung noch zu einem guten, freundschaftlichen Verhältnis fähig ist und die Aufgabe als Elternpaar nicht aus den Augen verliert, bietet dem Kind eine gute Basis für eine gesunde Entwicklung. Wohingegen ein überwiegend feindschaftliches Verhältnis zwischen Ex-Mann und Ex-Frau zu diversen Problemkonstellationen führen kann, die der kindlichen Entwicklung schaden können. Hier sei beispielsweise auf die Möglichkeit eines Loyalitätskonfliktes hingewiesen, in den das Kind schlittern kann, wenn das geschiedene Elternpaar zu keiner guten Beziehungsbasis mehr fähig ist. Eine feindselige Einstellung gegenüber dem/der Ex-Partner/Ex-Partnerin kann dazu führen, dass versucht wird, die Loyalität des Kindes für sich alleine zu beanspruchen. Da das Kind aber beide, also Mutter und Vater liebt und auch von beiden geliebt werden möchte, gerät es in diesen für das Kind unauflösbaren Zustand. Solche und andere Problemkonstellationen können aber auch in aufrechten Ehen auftreten. Denn eine aufrechterhaltene Ehe muss kein Indiz für eine gute Beziehung zwischen dem Ehepaar bedeuten. Die Gründe, eine Ehe zu scheiden oder aufrecht zu erhalten, sind höchst unterschiedlich. Eine Scheidung, wonach Mann und Frau fähig sind, ihre Aufgabe als

Elternpaar gut zu meistern, indem sich beide um das Kind kümmern und eine gute Beziehungsbasis vorhanden ist, ist einer Ehe, in der großteils nur noch feindschaftliche Verhältnisse den Alltag prägen, vorzuziehen.

Ein weiteres wichtiges Faktum für gesunde Entwicklungsbedingungen stellt die Beziehungsqualität zwischen Vater und Sohn dar. Ein Bub, der bei der Mutter lebt und den Vater nach rechtlichen Gesichtspunkten alle vierzehn Tage besucht, hat trotzdem die Möglichkeit, seine männliche Geschlechtsidentität gut und stabil zu entfalten, wenn sich der Vater um eine gute qualitative Beziehung mit dem Sohn bemüht. Hier gilt der Vorsatz Qualität statt Quantität. Ein Bursche, der sich sicher sein kann, dass er im Leben des leiblichen Vaters eine bedeutende Rolle spielt und sich seiner Liebe absolut sicher sein kann, wird auch in den kurzen Phasen der Besuchszeiten erleben und internalisieren können, wie Männlichkeit gelebt werden kann. Denn eine qualitativ gute Beziehung mit dem Vater erlaubt es dem Jungen, sich mit dem Vater zu identifizieren. Dies kann die sich-entwickelnde männliche Geschlechtsidentität des Jungen in positiver Weise prägen.

9 RESÜMEE

Ziel der vorliegenden Diplomarbeit war es heraus zu finden, wie PsychoanalytikerInnen, die mit Kindern in ihrer kinderanalytischen/kindertherapeutischen Praxis arbeiten, es einschätzen, wenn ein Kind nach einer Scheidung nur noch seltenen bis gar keinen Kontakt mehr zum Vater pflegen kann, insbesondere im Hinblick auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität von Buben.

Um darauf Antworten zu finden, erfolgte im Rahmen des ersten Teils dieser Arbeit eine detaillierte Aufarbeitung von wissenschaftlichen Diskursen zur Bedeutung des Vaters für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Buben. Dazu erschien auch die Explikation der Theorien von Sigmund Freud und nachkommenden bedeutenden psychoanalytischen AutorInnen wie Melanie Klein, Helene Deutsch, Margarte Mahler, Ernst Abelin etc. notwendig. Dadurch war es möglich aufzuzeigen, dass das väterliche Engagement in der Erziehung der Kinder nicht immer so gering geschätzt wurde, wie es einige Zeit im 20. Jahrhundert der Fall war.

Da hier die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität im Zentrum des Interesses stand, wurde zu Beginn der Arbeit versucht, einen Eindruck davon zu vermitteln, was in der

psychoanalytischen Literatur unter einer gesunden, stabilen männlichen Geschlechtsidentität verstanden wird und vor allem, wie sich diese durch welche äußeren Einflüsse entwickelt. Dazu wurde - ebenfalls beginnend bei der Sichtweise Freuds - bis hin zu heutigen Erkenntnissen Stellung genommen. Das Kapitel endet mit einer ausführlichen Schilderung zu Störungen der männlichen Geschlechtsidentität.

Einen dritten bedeutenden Komplex für diese Arbeit stellt die Scheidung dar, denn es sollte eruiert werden, welche Auswirkungen eine Scheidung und die häufig damit einhergehende Vaterdeprivation auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität von Knaben haben kann. In diesem Teil wurde die Aufmerksamkeit auf das neue politisch geschaffene Element der gemeinsamen Obsorge nach Scheidung hingewiesen, die laut einer Studie für das Entwicklungswohl des Kindes Sorge.

Neben diesen Erkenntnissen aus der Literatur bildeten das leitfadengestützte ExpertInneninterview, das anschließende Extraktionsverfahren der Interviews nach Gläser und Laudel (2009) in Anlehnung an Mayrings qualitative Inhaltsanalyse (2010) die weitere Grundlage zur Beantwortung der Forschungsfrage, die im zweiten Teil der Arbeit genau dargestellt wurde.

Die Analyse der durchgeführten Interviews ergab ein komplexes Antwortenkonglomerat. Wie im Literaturteil dieser Arbeit schon festgehalten wurde, können Entwicklungsstörungen von Kindern nicht auf einfache Kausalzusammenhänge reduziert werden. Das bedeutet, dass eine Scheidung Entwicklungsstörungen bei Kindern nicht unumgänglich macht. Genauso wenig kann Vaterdeprivation isoliert betrachtet nicht zwingend als einziger Faktor für Störungen in der kindlichen Entwicklung deklariert werden. Dieser Eindruck konnte auch aus den Interviews mit den ExpertInnen gewonnen werden. Vielmehr handelt es sich um ein Geflecht aus entwicklungshemmenden Rahmenbedingungen, die zu Problemen führen können.

Hierzu wäre als Beispiel die mütterliche Unfähigkeit beziehungsweise Unmöglichkeit der Öffnung eines Raumes für etwas oder jemanden Dritten erwähnt, was zur Folge hat, dass das Kind in der engen Verbindung mit der Mutter aus frühen Jahren verharren muss. Da hier sechs- bis zwölfjährige Burschen zum Thema gemacht wurden, ist es wahrscheinlich, dass sie den Vater bereits als Dritten in sich internalisieren konnten. Scheidungen, die oft mit Kränkungen und Schmerz verbunden sind, veranlassen manch eine Mutter dazu, diesen Raum

zum Vater wieder zu schließen und den Sohn für sich alleine zu beanspruchen, ihn sogar als Partnerersatz zu missbrauchen. Dies stellt, nach den gewonnen Erkenntnissen, eine erhebliche Gefährdung für die sich noch in Entwicklung befindende männliche Geschlechtsidentität des Buben dar. Völliger Rückzug aus der Mutter-Kind-Beziehung bis hin zu schwerwiegenden Machtkämpfen zwischen Sohn und Mutter können die Folge sein. Dies ist deshalb so fatal für das Kind, weil die Mutter nach einer Scheidung oftmals die einzige Bezugsperson im alltäglichen Leben des Kindes ist. Der Knabe hat nach einem Streit mit der Mutter keine Auswegmöglichkeit zu einer väterlichen Bezugsperson, die ihm danach Halt bieten könnte, da dieser nicht anwesend ist. Außerdem ist die bekämpfte Mutter für den Sohn auch eine geliebte Mutter, was den Jungen in schwere Ambivalenzen bringt, aus denen er sich selbst kaum befreien kann.

Aber nicht nur Mütter haben Einfluss auf die Entwicklung des Kindes, auch wenn diese dabei einen großen Platz einnehmen, da die Kinder nach einer Scheidung zumeist bei der Mutter leben. Ebenso sind die Väter daran beteiligt, auch und möglicherweise gerade dann, wenn der Vater kein Interesse am Jungen zeigt. Wenn ein Vater nicht um eine gute Beziehung mit dem Sohn bemüht ist und des Weiteren auch kein Ersatzvater oder keine andere gute väterliche Ersatzfigur für den Jungen vorhanden ist, die das in irgendeiner Weise annähernd ersetzen kann, dann kann sich dies auf die männliche Geschlechtsidentitätsentwicklung des Buben negativ auswirken. Dies hängt auch wieder damit zusammen, inwieweit die Mutter den Jungen „männlich“ sein lässt, das heißt inwiefern sie die expressiven und progressiven Anteile des Jungen bestärken und sogar fördern kann. Wenn das einer Mutter gelingt, dann schafft sie damit eine gute Entwicklungsgrundlage für die männliche Identität des Jungen.

Schwerwiegend wirken sich ehemals gewalttätige Väter auf die Burschen aus. Diese hinterlassen bei den Heranwachsenden große Unsicherheit und Ängste. Denn einerseits wollen sie nicht so werden, wie der eigene Vater, andererseits haben sie auch keine Idee davon, wie sie ein Mann werden sollen, da generell das Männliche im Alltag der Kinder fehlt. Dies führt zum nächsten einflussreichen Themenkomplex, dem Überhang an Frauen in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen.

Die ExpertInnen fragten sich: „Wenn Buben allein bei der Mutter leben, in Kindergarten, Volksschule und Sekundarstufe I fast nur Frauen tätig sind: Wo sind die Männer und welchen

Einfluss hat das auf die heranwachsenden Buben?“ Dabei kamen einige zu dem Schluss, dass Jungen das Leben und dessen Regelwerk in den ersten zehn Lebensjahren als weibliches Leben erleben und sich davon distanzieren wollen, denn weiblich kann nicht männlich sein. Weiblich konnotierte Charakteristiken, wie beispielweise liebevoll, einfühlsam, kümmernd etc. zu sein, wird von den Buben abgelehnt, da die männlichen Vorbilder fehlen, die vorleben könnten, dass auch sie über diese Attribute verfügen. Dies wird als Entwicklung der Männlichkeit in Negation zur Weiblichkeit bezeichnet, was auch Auswirkungen auf unser zukünftiges gesellschaftliches Leben hat, da traditionelle Rollenklischees wiederbelebt oder weitergeführt werden.

Bedeutend für den Kontext dieser Arbeit scheint ein spezielles Urteil der ExpertInnen zum Thema Scheidung. Es wird befürwortet, dass Ehepaare die keine gemeinsame Basis mehr finden können und daher eine Scheidung anstreben, keine schlechten Eltern sind. Eine aufrechterhaltene Ehe, die von Respektlosigkeit und Lieblosigkeit geprägt ist stellt eine bedeutend größere Gefahr für die Entwicklung des Kindes dar, als ein geschiedenes Paar, das die Aufgabe als lebenslang bestehendes Elternpaar auf gutem Wegen durch freundschaftliche Basis erfüllen kann. Einen fruchtbaren Boden für Entwicklungsstörungen stellen grundsätzlich unterentwickelte elterliche Kompetenzen von Mutter und Vater dar. Dies kann auch in einer intakten Ehe der Fall sein, hätte also demnach noch nichts mit einer Scheidung zu tun.

Eine Scheidung stellt also nur dann von vornherein eine Gefahr für eine gesunde Entwicklung des Kindes dar, solange ungünstige Rahmenbedingungen und elterlich sozial inkompetentes Verhalten gegenüber dem Kind den Alltag prägen. Sollte der leibliche Vater nach einer Scheidung möglicherweise nicht mehr greifbar sein für das Kind, kann auch eine gute Beziehung zu einem Ersatzvater oder anderen männlichen, väterlichen Ersatzfiguren wie Onkeln, Großvätern aber auch Sporttrainern oder Lehrern für größtmögliche Schadensbegrenzung in der Entwicklung der männlichen Identität sorgen. Grundlage einer guten, gesunden kindlichen Entwicklung ist das Aufnehmenkönnen und -dürfen von Beziehungen zu anderen Personen neben der Mutter. Je mehr korrigierende, unterschiedliche gute Beziehungen zu anderen Menschen möglich sind, damit eingeschlossen auch alle möglichen weiblichen Personen im nahen Umfeld des Kindes, umso günstiger wirkt sich dies

auf die Entwicklung des Kindes im Allgemeinen und auch auf seine männliche Identitätsentwicklung aus.

Im therapeutischen Setting wird von den ExpertInnen teilweise eine Sehnsucht oder Suche der Jungen nach dem Vater beziehungsweise dem Männlichem wahrgenommen. Dies zeigt wiederum auf, dass Buben ein Verlangen und den Wunsch nach mehr Männern in ihrem Leben haben, was zurzeit kaum erfüllbar ist, wenn man hier wieder die Frauendominanz im erzieherischen Bereich und im Bildungssektor, als auch die Anzahl alleinerziehender Mütter bedenkt.

Abschließend soll nun auf den zukünftigen Forschungsbedarf zu dieser Thematik hingewiesen werden:

Da es sich in der vorliegenden Arbeit um eine qualitative Studie handelt und daher keine repräsentativen Aussagen getroffen werden können, kann angedacht werden, dieses Thema im Rahmen einer quantitativen Studie zu betrachten, um ein breiteres Spektrum an ExpertInnenwissen aufnehmen zu können.

Des Weiteren scheint interessant, wie die Ergebnisse ausfallen würden, wenn die Konzentration auf alleinerziehenden Vätern liegen würde, denn hier wurde ja unter anderem ermittelt, welche Problemkonstellationen bei alleinerziehenden Müttern auftreten können, wenn es nach einer Scheidung zu Vaterdeprivation kommt. Das heißt, eine zukünftige Arbeit könnte sich interessieren, wie sich Mutterdeprivation auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Buben auswirkt.

Ein weiteres Forschungsfeld eröffnete sich, wenn die Ansichten, Erlebnisse und Einstellungen erwachsen gewordene Männer, die unter den Bedingungen der hier vorliegenden Thematik aufgewachsen sind, mittels Biographieforschung eruiert würden. Weiters könnten auch Väter und/oder Mütter aus geschiedenen/intakten Ehen dazu befragt werden, welchen Bedeutungszusammenhang sie dem Vater und der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Knaben beimessen.

In einem letzten Satz soll festgehalten werden, dass nach den Ergebnissen dieser Untersuchung gesagt werden kann, dass eine gute Beziehung des Kindes zu beiden Elternteilen und eine gute Beziehung der Eltern untereinander, egal ob diese geschieden sind oder nicht, die beste Grundlage für eine gesunde Entwicklung des Kindes darstellen.

LITERATURVERZEICHNIS

ABELS, H. (2006): Identität, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

AIGNER, J.C./ ROHRMANN, T. (2012): Elementar – Männer in der pädagogischen Arbeit mit Kindern, Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin, Toronto

AIGNER, J.C. (2002²): Der ferne Vater, Psychosozialverlag, Gießen

BARTH-RICHTARZ, J./ FIGDOR, H. (2008): Was bringt die gemeinsame Obsorge?/ Studie zu den Auswirkungen des KindRÄG 2001, Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung, Wien

BECKER, H. (1935): Die Familie, Moritz Schäfer, Leipzig

BECKER, R. et al (2010³): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung/ Theorie, Methoden, Empirie, VS Verlag für Sozialwissenschaften/ Springer Fachmedien, Wiesbaden

BLOS, P (1983³): Adoleszenz/ Eine psychoanalytische Interpretation, Klett-Cotta, Stuttgart

BOLDT, U. (2004): Ich bin froh, dass ich ein Junge bin, Schneider Verlag, Hohengehren

DAMMASCH, F. (2006): Die Bedeutung des Vaters, Brandes & Apsel, Frankfurt am Main

DAMMASCH, F. (2008): Triangulierung und Geschlecht, In: Triangulierung, Dammasch, F. et al., Brandes&Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

DAMMASCH, F. (2009): Männliche Identität, Brandes & Apsel, Frankfurt am Main

DEUTSCH, Helene (1988): Psychologie der Frau, Fachbuchhandlung für Psychologie Verlagsabteilung, Frankfurt am Main

DIAMOND, M. (2009): Das Unbehagen an der Männlichkeit, In: Dammasch, F. et al, Männliche Identität, Brandes&Apsel, Frankfurt am Main, S161-199

DUTTGE, G. (2010): Göttinger Schriften zum Medizinrecht/ Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm/ Band 10, Universitätsverlag Göttingen, Göttingen

EISSING-CHRISTOPHERSON, C. et al (2004): Wörterbuch der Psychoanalyse/ Namen, Länder, Werke, Begriffe, Springer-Verlag, Wien, NewYork

ERIKSON, E.H. (2000): Identität und Lebenszyklus, Suhrkamp, Frankfurt am Main

ERHARD, R./ JANIG, H. (2003): Folgen von Vaterentbehrung, Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hrsg. Und Verleger), Wien, Klagenfurt

FLAAKE, K. et al (2005): Männliche Adoleszenz, Campus Verlag, Frankfurt am Main

FAST, I. (1991): Von der Einheit zur Differenz, Springer Verlag, Berlin/ Heidelberg (u.a.)

FIGDOR, H. (1997): Scheidungskinder – Wege der Hilfe, Psychosozial-Verlag, Gießen

FIGDOR, H. (2004): Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung, Psychosozial-Verlag, Gießen

FIGDOR, H. (2007): Praxis der psychoanalytischen Pädagogik II, Psychosozial-Verlag, Gießen

FIVAZ-DEPEURSINGE, E. et al. (2002): Triadische Allianzen zwischen Vätern, Müttern und ihren Kindern beim Spiel, In: Datler, W. et al.(2002): Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit, Psychosozial-Verlag, Gießen

FREUD, A. (2012⁶): Psychoanalyse für Pädagogen, Hans Huber Verlag, Hogrefe AG, Bern

FREUD, S (1905): Gesammelte Werke Band V, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Imago Publishing Co., LTD., London

FREUD, S (1940): Gessammelte Werke XV/ Neue Folgen der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse, Imago Publishing Co., LTD., London

FREUD, S. (1941): Gesammelte Werke Band VII/ Werke aus den Jahren 1906 – 1909, Imago Publishing, London

FREUD, S. (2000): Studienausgabe Band V/ Sexualleben, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main

FREVERT, U. (1996): Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, In: Kühne, T., Männergeschichten – Geschlechtergeschichten, Campus Verlag, Frankfurt, New York, S69-87

FTHENAKIS, W.E. (1992): Neue Väterlichkeit/ Die Rolle des Vaters im Familienentwicklungsprozess, In: 4. Interdisziplinäres Symposium/ Familienforschung in Österreich/ Strobl, Dokumentation, Verlegt durch: Institut für Ehe und Familie, Wien, S52-74

FTHENAKIS, W.E. (1999): Engagierte Vaterschaft/ Die sanfte Revolution in der Familie, Leske & Budrich, Opladen

FTHENAKIS, W.E. (2008): Die Familie nach der Familie, Verlag C.H. Beck, München

HEBERLE, B. (2006): Die frühe Vater-Kind-Beziehung/ Wandlungen im psychoanalytischen Verständnis, In: Dammasch, F. et al. (Hrsg.): Die Bedeutung des Vaters, Brandes & Apsel, Frankfurt am Main, S20-41

HEINEMANN, E. et al (2008³): Psychische Störungen in Kindheit und Jugend, W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

HOFER, M. (2005): Mann Sein. Zu Risiken und Nebenwirkungen, In: Krall, H. (Hrsg.), Jungen und Männerarbeit/ Bildung, Beratung, und Begegnung auf der „Baustelle Mann“, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S59-69

HOPF, C. (1997): Frauenbewegung und Pädagogik: Gertrud Bäumer zum Beispiel, Klinkhardt, Bad Heilbrunn

HUBER, M. (2010): Streit um das Kind/ Was erwartet mich im Pflegschaftsverfahren, LexisNexis Verlag, Wien

KLEIN, M. (1985): Frühstadien des Ödipuskomplexes/ Frühe Schriften 1928 – 1945, Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main

KÖBL, N. (2009): Jugend, Identität, Kirche/ Eine erziehungswissenschaftliche Rekonstruktion, Books on Demand GmbH, Frankfurt am Main

LEIBOVICI-MÜHLBERGER, M. et al (Jahr unbekannt): Große Väter, Holzhausen Verlag GmbH, Wien

LIESSMANN, K. P. (2000): Geld, Gott und Gesetz/ Das Verschwinden der Vater-Imago, In: Michel, K. M. et al (Hrsg.), Kursbuch 140, Die Väter, Rowohlt, Berlin, S45-52

LOHAUS, A. et al (2010): Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Springer Verlag, Heidelberg, Wien

MAHLER, M. (1972): Symbiose und Individuation, Klett-Cotta, Stuttgart

MATZNER, M (2004): Vaterschaft aus der Sicht von Vätern, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

MATZNER, M. (2008): Jungen brauchen Väter, In: Handbuch Jungen-Pädagogik, Beltz-Verlag, Weinheim und Basel, S316-330

MERTENS, W. (1994²): Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Band1: Geburt bis 4. Lebensjahr, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/ Berlin/ Köln

MERTENS, W (1994²a): Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Band2: Kindheit und Adoleszenz, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln

MERTENS, W. (1998): Widersprüche männlicher Geschlechtsidentität aus psychoanalytischer Sicht, In: Cremerius, J. et al (Hrsg.), Widersprüche geschlechtlicher Identität, Königshausen&Neumann, Würzburg, S35-58

MERTENS, W. (2004): Psychoanalyse: Geschichte und Methoden, Verlag C. H. Beck, München

PETRI, H. (1999): Das Drama der Vaterentbehrung, Herder/ Spektrum, Freiburg, Basel, Wien

QUINDEAU, I (2008): Verführung und Begehren/ Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud, Klett-Cotta, Stuttgart

QUINDEAU, I. (2009): Ein integratives Konzept von Männlichkeit, In: Dammasch, F. et al (Hrsg.), Männliche Identität/ Psychoanalytische Erkundungen, Brandes&Apsel Verlag Ges.m.b.H., Frankfurt am Main, S 131 – 150

RICHTER-APPELT, H. (2003): Psychotherapie bei Störungen der Geschlechtsidentität, In: Poscheschnik, G. et al (Hrsg.), Psychoanalyse im Spannungsfeld von Humanwissenschaft, Therapie und Kulturtheorie, S 165 - 175

ROHDE-DACHSER, C. (1998): Über Widersprüche geschlechtlicher Identität in der weiblichen Entwicklung aus der Sicht der Psychoanalyse, In: Cremerius, J. et al (Hrsg.), Widersprüche geschlechtlicher Identität, Königshausen&Neumann, Würzburg, S19-34

ROMEIKE, G./ IMELMANN, H. (2010): Eltern verstehen und stärken/ Analyse und Konzepte der Erziehungsberatung, Juventa Verlag, Weinheim, München

ROUSSEAU, J. J. (1933): Emil, Velhagen, Bielefeld und Leipzig

SABLA, K.P. (2009): Vaterschaft und Erziehungshilfen, Juventa Verlag, Weinheim, München

SCHEIWE; K. (2006): Vaterbild im Recht seit 1900/ Über die Demontage väterlicher Vorrechte, Gleichberechtigung, Gleichstellung nichtehelicher Kinder, alte und neue Ungleichheiten, In: Bereswill, M. et al (Hrsg.), Vaterschaft im Wandel, Juventa Verlag, Weinheim und München S 37 – 56

SCHMIDT, A. (1998): Mehr Vater fürs Kind – auch nach Trennung oder Scheidung, Beltz Verlag, Weinheim, Basel

SCHON, L. (1995): Entwicklung des Beziehungsdreiecks Vater-Mutter-Kind, W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln

SCHON, L. (2000): Sehnsucht nach dem Vater/ die Dynamik der Vater-Sohn-Beziehung, Klett-Cotta, Stuttgart

SCHULTHEIS, K. (2006): Kinder: Geschlecht männlich, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart

SEIFGE-KRENKE, I. (2005): Boys play sport...?/ Die Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen für männliche Jugendliche, In: King, V.: Männliche Adoleszenz, Campus Verlag, Frankfurt am Main, S267-286

STROBACH, S. (2002): Scheidungskindern helfen, Beltz Verlag, Weinheim und Basel

TEISING, M. (2008): Im echten Manne steckt das Kind/ Konflikte bei der Bildung männlicher Geschlechtsidentität und ihre späten Folgen, In: Dammasch, F.: Jungen in der Krise, Brandes&Apsel, Frankfurt am Main, S145-160

WALLERSTEIN, J. S. et al (2002): Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last, Votum Verlag, Münster

WEGERLE-SCHARDT, C. et al (2008): Ohne Vater werden Mutter und Kind kein Paar, In: Metzger, H.G. (Hrsg.), Psychoanalyse des Vaters, Brandes & Apsel, Frankfurt am Main, S163-192

ZIRFAS, J. et al (2007): Phänomenologien der Identität, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Internetquellen:

BAUERS, B. et al. (1986): Zur Familiendynamik von Scheidungen: Eine Untersuchung im mehrgenerationalen Kontext, In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Heft 35, S42 – 50, http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2011/3148/pdf/35.19862_2_31480.pdf_new.pdf, (Download: 10.2.2012)

DAMMASCH, F. (2011): Jungen – das schwache Geschlecht?
<http://www.psychoanalyse-aktuell.de/kinder/jungen.html S1>, (Download: 3.2.2012)

HESS-KNAPP, H. et al. (2006): Mutterschutz und Elternkarenz, S 1 – 42,
http://www.arbeiterkammer.at/bilder/d40/Mutterschutz_2006.pdf, (Download: 16.01.2012)

KORTE, A. et al (2009): Geschlechtsidentitätsstörung im Kindes- und Jugendalter, In: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 105, Heft48, <http://www.aerzteblatt.de/pdf/105/48/m834.pdf>, (Download: 21.12.2011)

MUNDING, R. (2005): Sexualpädagogische Jungenarbeit, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln, <http://www.eduhi.at/dl/fetch.pdf>, (Download: 9.2.2012)

SCHINNERL, A.(Jahr unbekannt): <http://www.frauenzentrum.at/afz-rechtsbroschuere-inhalt.pdf>, S 1 – 20, (Download: 12.01.2012)

STATISTIK AUSTRIA¹ (2012): Ehescheidungen
www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/Scheidungen/index.html (Download: 06.06.2012)

STATISTIK AUSTRIA² (2012):
www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/lebensformen/index.html, (Download: 06.06.2012).

STATISTIK AUSTRIA³ (2012): Familien 1985 – 2010,
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/familien/index.html, S 1 (Download: 15.06.2012)

WIEN KONKRET (Jahr unbekannt): www.wien-konkret.at/soziales/scheidung/besuchsrecht, (Download: 16.01.2012)

WIEN KONKRET² (Jahr unbekannt): Obsorge, <http://www.wien-konkret.at/soziales/scheidung/obsorge/>; (Download: 27.02.2012)

WIEN.GV.AT (1.1.2012): Obsorge beider Eltern,
<https://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/10/Seite.100002.html>; (Download: 27.02.2012)

ANHANG

KURZZUSAMMENFASSUNG

Anliegen der vorliegenden Forschungsarbeit ist es zu eruieren, ob und welche Problemkonstellationen in der Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität von PsychoanalytikerInnen in ihrer psychoanalytisch-therapeutischen Arbeit mit sechs- bis zwölfjährigen Buben aus Scheidungsfamilien beobachtet werden können, die darauf zurückzuführen sind, dass der Vater im alltäglichen Leben der Jungen fehlt. Zur Beantwortung der Forschungsfrage werden leitfadengestützte Interviews mit in der Praxis tätigen PsychoanalytikerInnen durchgeführt. Die Interviewauswertung erfolgt anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring in Verbindung mit dem Extraktionsverfahren nach Gläser und Laudel (2010). Die Forschungsarbeit zeigt auf, dass die ExpertInnen einen guten Kontakt zwischen Vater und Sohn nach einer Scheidung auf jeden Fall befürworten. Ein Verlust des emotional greifbaren Vaters *kann* nach Angaben der Interviewten zu Schwierigkeiten in der kindlichen Entwicklung führen.

ABSTRACT

In the following it is to be determined if and which problem constellations in the development of the gender identity of six to twelve year old young males can be observed. Furthermore the effect of the lack of the father in the daily life is to be examined.

In order to answer the research question, structured interviews are conducted with psychoanalysts involved in that topic. The analysis of the interviews is conducted according to the qualitative content analysis according to Mayring in combination with the extraction method as stated in Gläser and Laudel (2010).

The research will show that experts recommend contact between father and son in any case as the loss of a tangible father *can* lead to problems in the emotional development of the child.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1 - Kausalkette Scheidungsereignis	102
Abbildung 2 - Kausalkette Fehlende männliche Vorbilder.....	109
Abbildung 3 – Kausalkette Kontakte zum Vater	110
Abbildung 4 - Kausalkette Ersatzväter.....	114
Abbildung 5 - Kausalkette Beziehung zum Ersatzvater scheitert.....	116
Abbildung 6 - Kausalkette Bedeutung anderer Männer.....	119
Abbildung 7 - Kausalkette Die Rolle der Mutter	126
Abbildung 8 - Kausalkette Problemkonstellationen bei Alleinerzieherinnen.....	130
Abbildung 9 – Kausalkette Mütterlicher Missbrauch	133
Abbildung 10 - Kausalkette Bedeutung anderer Frauen	136
Abbildung 11 - Kausalkette Frauendominanz in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen...	138

INTERVIEWLEITFADEN

I spezielle Fragen zum/ zur Therapeuten/ Therapeutin:

- 1) Wie alt – wenn Sie diese Frage erlauben - sind Sie?
- 2) Wie lange sind Sie als AnalytikerIn schon tätig?

- 3) Wie erleben Sie Buben in der Auseinandersetzung mit ihrer Männlichkeit in der analytischen Arbeit?

II Therapiespezifische Fragen:

- 4) Inwieweit begegnen Ihnen Auffälligkeiten oder Probleme bezüglich „Männlich-sein“ beziehungsweise „Männlich-werden“ bei der Entwicklung des Buben unter der Bedingung, dass der Vater im Alltag fehlt?
Können Sie dies anhand von Praxisbeispielen aus Ihrer analytischen Arbeit schildern?
- 5) Wie gestalten sich Übertragung und. Gegenübertragung bei Jungen mit wenig bis gar keiner Vatererfahrung?
Können Sie mir dazu ein prägnantes Beispiel aus Ihrer praktischen Arbeit schildern?
- 6) Gibt es aus Ihrer Sicht noch andere Gründe, die es Buben erschwert „Männlich-sein“ zu lernen und zu leben?

III Kindspezifische Fragen:

- 7) In welchen Zusammenhängen wird von Kindern selbst Männlichkeit thematisiert?
Können Sie mir Beispiele aus Ihrer Praxis schildern?
- 8) Welche Auswirkungen haben Scheidungserfahrungen für die Entwicklung der Geschlechtsidentität?
Welche Rolle spielt das Alter des Kindes dabei?
- 9) Welcher Altersgruppe schreiben sie in diesem Zusammenhang den höchsten Risikofaktor zu?

IV Mutterspezifische Fragen:

- 10) Gibt es spezifische Problemstellungen in der Entwicklung der männlichen Identität, die auf die Erziehung alleinerziehender Mütter und das Fehlen einer engen Beziehung zu einer männlichen Bezugsperson zurück zu führen sind?
Können Sie mir dazu Beispiele aus der eigenen Praxis schildern?
- 11) Welche Rolle – meinen Sie – spielt die Mutter in der Bestätigung der sich entwickelnden männlichen Identität?
- 12) Spielen Ihrer Erfahrung nach auch andere Frauen eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Jungen, wenn ja, welche und warum?
- 13) Wie beurteilen Sie den großen Überhang an Frauen in der Erziehung (Kindergarten, Volksschulen) in diesen Zusammenhängen?

IV Andere männliche Kontakte und Vorbilder:

- 14) Wie wirken sich Ihrer Erfahrung nach „Ersatzväter“ auf die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität des Buben aus?
Spielt auch hier das Alter des Kindes eine wichtige Rolle?
Können Sie dies anhand von Beispielen aus Ihrer Praxis schildern?
- 15) Was sind ihrer Erfahrung nach wichtige Gründe, warum die Beziehung zum „Ersatzvater“ scheitern kann?
- 16) Welche Bedeutung könnte anderen männlichen Familienmitgliedern (Brüder, Großväter, Onkeln) bzw. anderen männlichen Erwachsenen aus der näheren Umgebung (z.B. Fußballtrainer, Lehrer,...) diesbezüglich zukommen?
Können Sie mir ein Beispiel aus Ihrer Praxis schildern?

VI Sonstige Anmerkungen:

- 17) Gibt es sonstige Erfahrungen oder Überlegungen, die Sie mir gerne mitteilen möchten?

LETZTER ANALYSESCHRITT

1. Keine allgemeinen Gültigkeiten

- Keine allgemeinen Gültigkeiten

„[...]da unterscheiden sich die Buben schon im Hohen Maße, so kann ich das nicht sagen, alle Buben aber es ist eine Tendenz [...]“ (IP2, 399-402)

„[...] es gibt Beobachtungen, es gibt Tendenzen [...]“ (IP3, 42)

„[...] Aber immer, ich sage immer wieder dazu, es kann so sein [...]“ (IP3, 445)

„[...] nicht so leicht über einen, über einen Kamm scheren möchte. Will jetzt in dem Sinn keine Statistiken darüber [...]“ (IP4, 92)

„[...] alles was ich sage betrifft immer nur Teile der Jungs [...]“ (IP5, 14)

„[...] Also das ist jetzt einfach ein Gefühl [...]“ (IP6, 33)

„[...] Das ist so ein Erfahrungswert [...]“ (IP6, 41)

„[...] Das ist so mein Bild [...]“ (IP6, 151)

„[...] So interpretier ich es, ja [...]“ (IP6, 160)

„[...] Eine Hypothese gell. Mit Fragezeichen [...]“ (IP6, 192)

- Verschiedene Verarbeitungsmechanismen

„[...] Und das ist eben auch ganz verschieden [...] wie ein Kind dann damit umgeht ist eine ganz spezielle Sache [...]“ (IP1, 165-167)

„[...] Äußert sich natürlich trotzdem ah, ah jedes Kind ist anders [...]“ (IP2, 248).

„[...] ich denke mir, man kann es wahrscheinlich nicht so generalisieren. Das wird wahrscheinlich jeder aus seiner Lebensgeschichte heraus, ein bisschen mit seinen Lebensstrategien dann ein[fordern] [...]“ (IP3, 111-113)

„[...] Also ich kann jetzt nicht sozusagen sagen, alle Buben sind dann ich denke mir, dass da sicher ah ganz eigene Muster entwickelt werden [...]“ (IP3, 141-144)

„[...] sondern eigentlich immer nur Einzelfälle, Einzelfallschicksale [...]“ (IP4, 95).

2. Scheidung als Risikofaktor?

- Scheidung stellt nicht zwingend einen Risikofaktor dar

„[...], ob jetzt ah sozusagen ah ein gesundes Kind ja, mit sieben, acht Jahren und es kommt zu einer relativ geordneten Scheidung, die, die einigermaßen atmos[phärisch] gut über die Bühne geht, glaube ich nicht, dass das jetzt unbedingt für die sexuelle Entwicklung nachteilig sein muss [...]“ (IP3, 294-297).

„[...] es kommt sehr auf die Scheidungskompetenz der Eltern darauf an, wie die das Händeln und wie sie diese Trennung dem Kind beibringen [...]“ (IP5, 213-214).

- Scheidungskompetenz der Eltern

„[...] eben hängt es davon ab, auch wie die Mutter mit der Trennung umgehen [kann] [...]“ (IP1, 334).

„[...] Also ich habe einen, das ist ein Erwachsener Patient von mir, aber der lebt heute noch bei seinen E// bei seiner Mama mehr oder weniger. Und der hat das damals so mitgekriegt, die schlimme Scheidung und schlimme Trennung, die Mama ist ganz arm. Und der, ich habe nicht den Eindruck, dass der die überhaupt verlassen kann [...]“ (IP6, 305-312).

- Beziehung zum Vater

„[...] Und da hängt es dann ab ah sehr stark davon ab, was für eine Beziehung der Vater zu dem Buben hat, ob es da Treffen gibt ob es das, ob der dem Buben vermitteln kann ah ich mag dich und ahm du bist mir wert// wertvoll und wichtig, oder ob der Vater nach Indien geht und dort am Ganges ich weiß nicht was, Leute über den Ganges führt mit dem Boot und sich nicht mehr rührt, das ist also da ganz unterschiedlich wieder, wie der Bub diesen Vater sieht, alle vierzehn Tage mit ihm Fußballspielen geht, oder er mit ihm ins Kino geht, oder

Eishockeyspielen geht und vermittelt also, dass er sich identifizieren kann mit diesem Vater [...]“ (IP4, 191-198).

- schlechte Beziehung zum Vater ist nicht durch Scheidung bedingt

„[...] Und das kann zum Beispiel in einer Ehe, die, wo die Kinder nicht geschieden, ah die Eltern nicht geschieden sei// ah sind, ah kann das genauso sein, dass sich der Bub nicht identifizieren kann, weil der Vater nie da ist, oder wenn er da ist äh, nicht ja nicht nein sagt, sondern immer nur „niauniau“, also keine Sprache auch dem Kind vermittelt [...]“ (IP4, 205-208).

„[...] aber es kann ja ein abwesender Vater eine sehr gute Beziehung zu einem, zu seinem Sohn haben und es kann ein sehr geliebter, bewunderter, verständnisvoller Vater sein [...]“ (IP1,99-100)

„[...]erstens einmal ein Vater der emotional verfügbar ist. [...] der bloße Umstand, dass er existiert oder dass Eltern geschieden sind, heißt noch nichts [...]“ (IP2, 170-173).

- gute Beziehung zwischen dem Elternpaar

„[...] das ist immer auch ganz wichtig dazu zu sagen, ist das, soweit das die Kinder erleben, zwischen Vater und Mutter nicht überwiegend ein feindschaftliches Verhältnis existiert [...]“ (IP2, 177-178)

Risikofaktor einer bestimmten Altersgruppe?

- Scheidung kann in jedem Alter eine Gefahr darstellen

„[...] das bedeutet natürlich auf jeder Entwicklungsstufe wieder was anders, [also]ich meine wenn ein pubertierender Bub der sich da jetzt mit diesen neu einschießenden Trieb[geschehen] und mit dem was da an erotischen Aufwühlungen eben passiert, wenn zu dieser Zeit die Eltern sich trennen wird, wird des einen anderen Stellenwert haben, als, als wenn einer eben vielleicht mitten in dem ist, was die sogenannte [Latenz] heißt. Obwohl wie gesagt, müsste man sich dann auch genau anschauen und auch bei, weil ich das oft höre, auch bei so jetzt sind ja die Kinder schon groß, jetzt macht das ja nichts wenn man sich trennt

[sozusagen]. Also das würde ich so überhaupt nicht so sehen, weil also der Bruch einer Situation in der man sich doch dann wahrscheinlich einigermaßen sicher gefühlt hat, in einer bestimmten Konstellation, die ist für einen 18jährigen, also der auch Vorstellungen hat, wie er sein Leben entwirft, genauso problematisch wie für [einen] 7jährigen [...]" (IP1, 345-368).

„[...] Also die Bedeutung die es für die Kinder hat ist natürlich je nach Entwicklungsstadium eine unterschiedliche. Aber dass man das jetzt hierarchisieren könnte und zu sagen dort ist es besonders schlimm und dort nicht, ah kann man nicht. In jeder Entwicklungsphase kann es zu, zu Problemen führen [...]" (IP2, 907-913).

„[...] es ist wirklich, es ist Wurscht, es ist wirklich Wurscht [...]" (IP2, 1014).

„[...] bis glaub ich bis die Pubertät vorbei ist ah kann viel passieren. Das heißt sie sind auch der Meinung, dass das durchgängig ein, auf jeden Fall problematisch sein kann. Ja. Die Verarbeitungsstrategien sind natürlich unterschiedliche, aber problematisch glaub ich kann es für Kinder und Jugendliche [sein] [...]" (IP3, 403-409).

- Scheidung beeinträchtigt besonders ganz junge Kinder negativ

„[...] je früher sie stattfinden, wahrscheinlich gravierendere Auswirkungen haben als spätere. Aber prinzipiell, ah in psychischen Entwicklungsstadien das ICH noch weniger gefestigt ist und reifere Abwehrmechanismen noch nicht entwickelt sind, dass da natürlich Verletzungen, psychische Verletzungen also andere und wahrscheinlich heftigere sind ah als[später], das wird schon so sein [...]" (IP1, 330-339).

„[...] Ich glaube, dass die früheste Kindheit, ah diese ganz wichtigste Phase ist, da bin ich mir ganz sicher und ganz überzeugt davon [...]" (IP4, 242-243)

„[...] es ist dann schwierig, wenn es noch keine gute Beziehung sich etabliert hat zwischen Jungen und Vater, also wenn das noch ganz unsicher ist und dieser Junge sich noch nicht sicher sein kann, dass diese Beziehung das überlebt. Tendenziell würde ich sagen, alles

unterhalb der Latenz äh Latenz ist, ist schwieriger, weil es eben noch keine sichere Vater-Jungen-Beziehung (...?) hat [...]“ (IP5, 217-222).

„[...] ich würde sagen, also wenn die Kinder noch ah (2) das ödipale Problem noch nicht gelöst haben und, und immer noch sehr unsicher sind im Umgang mit dem Vater [...]“ (IP5, 248-249).

- unentschlossen

„[...] Ja das ist glaube ich schwierig zu sagen. Ich meine ich glaube schon so, dass es, dass es, wenn man ein Jugendlicher ist, schon problematisch ist, weil da diese, diese Vorbildwirkung wo man sich identifizieren noch einmal mit dem so wie der Papa oder sich abgrenzen davon das schon eine große Rolle spielt. Ich glaube das ist dann schon schwierig, grad wenn man der älteste auch noch ist [...]“ (IP6, 289-296).

„[...] vermutlich ist es so in ödipalen Zeiten auch sehr schwierig [...]“ (IP6, 317).

3. Die Bedeutung des Männlichen für die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität

- Aneignung von männlichen Attributen

„[...] Also tendenziell haben die Buben kein Modell. Das heißt um sich jetzt männlich zu fühlen kann man das eigentlich nur im Gegensatz zu weiblich. Und das ist auch da, meines Erachtens der, der Hauptgrund warum der Großteil der Verhaltensauffälligkeiten in Kindergarten und Schule bei Buben vorhanden ist. Weil sozusagen im, das Gesetz ist weiblich geworden [...]“ (IP2, 310-316).

„[...]Für Buben, für Buben heißt das aber nicht männlich zu sein. Männlich-sein heißt, bleibt nichts anderes über als die Regeln zu verletzen und gegen die Regeln zu kämpfen hier kommt dann noch zusätzlich, also wenn man das erste sagt, in diesen Beziehungen eine große Sprengkraft drinnen, dann ist sie bei den Buben speziell ab sechsten, siebten Lebensjahr noch einmal größer, aber auch im Kindergarten schon, weil im Streben nach männlicher Identität, die männliche Identität eigentlich nur in der Negation erlebt werden kann und nicht indem man sich sozusagen irgendwo ein, ein Vorbild nimmt [...]“ (IP2, 323-333).

„[...] die Jungs ah identifizieren sich dann untereinander oder ahm vergleichen sich untereinander, aber ahm immer in Position zu Frauen und Mädchen [...]“ (IP5, 180-181).

„[...] es gibt Jungs, die je nach ihren körperlichen Veränderungen auch genau darauf schauen, was sich da bei ihnen verändert und wie sich ihr [Körper] entwickelt das Haarwachstum, die Muskeln, wollen sie auch kommentiert wissen, wie ihr Körper auch aussieht und was das mit ihrer Männlichkeit zu tun hat [...]“ (IP5, 29-33).

„[...] Männlichkeit ist noch ein Thema, wenn sie sich mit irgendwelchen Heldenfiguren identifizieren, mit Rittern oder mit Kämpfern in Filmen [...]“ (IP5, 41-44)

- Unsicherheit

„[...] gleichzeitig gibt es auch Jungs, die auch Angst haben, vor der ankommenden oder anrollenden Männlichkeit Angst vor dem was dann mit dem Körper auch passiert [...]“ (IP5, 46-49).

„[...] und auch Angst vor den Aggressionen die möglicherweise auch in Ihnen stecken. Und nicht wissen, was Sie damit tun sollen [...]“ (IP5, 51-53).

„[...] eine Männlichkeit von der die Jungs nicht genau wissen was das eigentlich ist oder wie sie die leben sollen [...]“ (IP5, 65-66).

„[...] Ich habe das Gefühl, da gibt es überhaupt so eine Lücke, wie man denn überhaupt einmal Mann werden soll, so. Das ist ja wirklich schwierig, weil die sind ja alle solche Arschlöcher. Wie soll man denn groß werden, ohne dann auch noch so zu werden. Und da erlebe ich sie schon unsicher. Ich tue mir schwer das jetzt zu benennen woran ich das merke, aber da ist schon eine Unsicherheit, wie man da denn dann werden kann. Und was wir schon viel haben und nicht nur ich sondern die Kollegen, das sind schon Jungs, die sich, auch grad wenn sie dann Jugendliche sind, denen es dann echt schlecht geht [...]“ (IP6, 253-260).

„[...] weil die überhaupt nicht damit zurechtkommen, dass sie jetzt ja auch ein Mann werden und auch mit Frauen zu tun haben sollen, wo doch der Papa so ein Mistkerl ist. Alles, alles so schlimm war und eh nur Gewalt kam von ihm oder so. Und die wissen dann oft wirklich nicht: wie tun? Nicht ein nicht aus und die haben dann unterschiedlichste Symptome [...]“ (IP6, 262-266).

Auffälligkeiten bei Jungen ohne Vater

- Suche nach dem Männlichen

„[...] eine Mutter die bei mir in Beratung war ahm kommt verlegen, ein bisschen rot im Gesicht ja und zwischen lächeln und tiefen Unglück. Das war Anfang Dezember, kommt sie daher mit einem Zettel und sagt: „Das ist, das ist der Wunsch meines Sohnes an das Christkind: „Bitte liebes Christkind, bring meiner Mama endlich einen Mann und mir einen neuen Papa!“ Also ein irrsinniges, also in diesem, dieser Spannung, kann auch das Gegenteil entstehen. Ein ganz, ganz starkes Bedürfnis nach einem Vater [...]“ (IP2, 687-695).

„[...] wenn es keine Väter gibt ah, fällt mir auf, dass vor allem, gerade in der Adoleszenz bei den Buben da sozusagen ein verstärktes Interesse entsteht ahm „Wo ist mein [Vater]? Wer ist mein Vater?“ ah sozusagen, wo es auch um die männliche Identität geht. Ja also da bei den Volksschulkindern oder Kindergartenkindern ist es noch nicht so stark spürbar aber, dann wo es dann wirklich in der Adoleszenz, macht man deutliche Beobachtungen [...]“ (IP3, 61-72).

„[...] und die Jungs suchen sich dann irgendwelche Strukturen die ihnen halt, fest Halt bieten. Ich kenne Jungs die sind zum Bundesheer gegangen, weil sie dort diesen männlichen Halt diese Struktur auch einfordern [...]“ (IP5, 351-353).

„[...] ich habe immer so das Gefühl, da gibt es so eine Suche. Es ist ganz schwer zu beschreiben. So eine Suche schon auch wieder hart zu sein und ruppig zu sein und ahm wild Und ich glaube, dass das anders ist, wenn man einen Papa hat der das kann [...]“ (IP6, 41-45).

„[...] Also ich weiß zum Beispiel ich habe da so im Kopf wie da so ein kleiner Bub und der ist unten gestanden und der, der war beim Kollegen immer in Therapie und der war da, die sind so hungrig das ist echt krass, das merkt man richtig. Wenn ich runter komme dann hat er gemeint, dass ich// dass er jetzt zu mir muss. Und dann hat er so gesagt: Und wo ist der Mann? Und der hat ja gewusst dass der Werner heißt und das war total egal, es war der

Mann, wo ist denn der? So wieder eine Frau. Ich habe das selber so verstanden, das kann ich jetzt eigentlich nicht wirklich brauchen [...]“ (IP6, 125-133).

- keine gute Beziehung zum Vater

„[...] es hängt natürlich zum ah von der Beziehung zur Mutter und zum Vater ab [...]“ (IP1, 98-99).

„[...] Das ist ein großes Problem für ein Kind wenn eine innerliche Verbindung zum Vater nicht da ist [...]“ (IP1, 162-164).

- mütterlicher Einfluss

„[...] hängt ah hauptsächlich dann, ob das in irgendeiner Form pathologisch wird oder nicht, von der Funktion ab, die die Mutter für das Kind dann auch erfüllen kann, also ob die Mutter dem Kind auch ahm vermitteln kann, dass es etwas gibt, was außerhalb der Beziehung zwischen Mutter und Kind, ah Mutter und Sohn wichtig ist für [sie] [...]“ (IP4, 26-29).

„[...] Diese Überschneidungsmenge sodass das Kind versteht es gibt da einen potentiellen Raum, wo ich meine Ideen, meine Phantasien, meine Illusionen, meine auch kulturellen und kreativen Leistungen hinein machen kann, oder hinein legen kann und es ist nicht wirklich [nicht]. Es ist nicht real dieser Raum ist für die Entwicklung, intellektuelle Entwicklung, kreative Entwicklung und eben für die Symbolfunktion eben sehr wichtig, weil ahm ohne diese Phantasien die Entwicklung stoppt. Oder sagen wir einmal nur sehr mangelhaft weiter [gedeihen] kann [...]“ (IP4, 65-74).

- Ersatzväter positiv für die Jungen

„[...] ja würde ich schon sagen, also das, also wenn der Vater, also wenn der eben psychisch nicht vorhanden ist, das ist ah das es natürlich einen Bedarf gibt also ah sich einen anderen Mann zu orientieren und wenn dann halt einer da ist dann, der das erfüllt, dann wird er das auch ersetzen können [...]“ (IP1, 182-185).

„[...] wenn der dann jemand ist der für den Buben verfügbar ist und den Buben auch mag und, sich sehr behutsam in dieses vorwiegend oder stark symbiotische Beziehungssystem mit der Mutter einlasst, ohne sofort in einen Machtkampf zu treten, wobei dann bedrohlich würde

es sowohl für die Mutter als auch für den, für den Sohn, also wenn das klapp, dann kann das eine wunderbare Auswirkung haben [...]“ (IP2, 595-603).

„[...] Wenn sie gewisse, sozusagen Fähigkeiten haben, egal wie alt der Bub jetzt ist im spielerischen, im kommunikativen, im gemeinsamen Nachdenken oder so, eine sehr gute zwischenmenschliche Interaktion da ist, dann denke ich mir sind Ersatzväter willkommen [...]“ (IP3, 546-549).

„[...] Das hängt davon ab, welche Beziehung der zu ihm hat. Ob das ein, für ihn eine gute Beziehung ist wo er auch Offenheit diesem Burschen gegenüber hat diesem Kind und das Kind den, den Mann mag und äh wenn der dann nicht in irgendeiner Form Eifersüchtig ist der Vater auf den, auf seinen Stiefsohn oder, dann glaube ich wird das sehr gut sein für ihn, dass er da einen, einen Mann hat [...]“ (IP4, 296-300).

„[...] wenn sie lang genug und gut genug Atem haben um das auszuhalten, dass sie am Anfang vielleicht nicht gleich akzeptiert werden und keine Superväter sind und ahm sie es schaffen den, den Jungen ein bisschen zu verzaubern oder mit einzuwickeln ein Angebot zu machen und auch lang genug ein Angebot zu machen auf das er einmal (...?) und sich auch abarbeiten darf an dem Ersatzvater. Ja wenn der Ersatzvater die Motivation mitbringt das alles auszuhalten und auch seine Rolle einnimmt, dann macht das auf jeden Fall Sinn [...]“ (IP5, 323-332).

„[...] Also was ich sehe, ist, dass, dass, dass da oft Ruhe einkehrt zu Hause. Also so oft, wenn so Mütter die dann halt mit ihren Söhnen überfordert sind und es drunter und drüber geht und es dann einen guten Ersatz, einen guten Ersatzvater gibt der sich irgendwie kümmert, dann werden die Kinder ruhiger. Das ist echt zu merken. Und das scheint damit zu tun haben, dass es der Mama wieder besser geht, aber ich habe auch das Gefühl dass sie des selber auch brauchen und um die kämpfen sie dann schon auch und buhlen um deren Anerkennung. Die zeigen ihnen dann, dass wenn sie abgeholt// ich habe so einen Buben, der wird dann immer abgeholt vom neuen Freund der Mama eben und zeigt ihm da jedes Mal, was er bei mir gemacht hat. Und „schau, das habe ich gebaut und das“. Das ist ganz wichtig, dass der dann so „Oh das ist aber toll“ und so und das irgendwie würdigt und anerkennt es wird ruhiger,

wenn es einen Zweiten gibt, der sich kümmert Kinder werden ruhiger. Meistens ist auch die Aggression weniger in den Schulen. [...]“ (IP6, 549-569).

- Ersatzvater ersetzt Vater?

„[...] Also wenn er kommt ah, sehr früh, ja [...]“ (IP3, 579).

„[...] ich würde sagen bis eineinhalb [...]“ (IP3, 583).

„[...] Ich glaube nicht, dass so Väterlichkeit oder was es heißt, jemand zu bevatern, dass das so automatisch mit dem biologischen Vater zu tun hat oder nur auf Vater-Sohn geteilt sein muss, das glaube ich eigentlich nicht unbedingt wenn der lange genug da ist, der kann das sicher übernehmen [...]“ (IP6, 576-581).

„[...] Das heißt nicht, dass der Vater völlig ersetzbar ist, weil man sehr viel vom// es gibt ja noch andere Bereiche von Identität, wo komme ich her [...]“ (IP2, 605-609).

- Scheitern der Beziehung zwischen Ersatzvater und Kind

- Mutter und Ersatzvater als Schuldner

„[...] ich meine also dass es Loyalitätskonflikte gibt dann zum Beispiel, wenn die Mutter einen neuen Partner hat und der Vater, und den Vater, also den richtigen Vater des Kindes hasst. Dass es da so Loyalitätskonflikte gibt [...]“ (IP1, 309-311).

„[...] Das kann sein, weil zwischen Mutter und Lebensgefährten einfach ein Einverständnis darüber besteht, dass der leibliche Vater ein Arschloch ist und man das eigentlich dauernd zu Hause hört und den Loyalitätskonflikt des Kindes noch mehr verstärkt [...]“ (IP2, 762-764).

„[...] der Grund meistens dann beim Ersatzvater zu suchen ist. Also ich glaube, dass, natürlich es ist ja unbestritten, dass es schwierig ist wenn plötzlich ein anderer Partner da ist, das ist ahm, unbestritten wenn, ein neuer Mann ins Haus kommt, ah dass das für die Kinder immer eine riesengroße Herausforderung ist, und einmal per se nichts angenehmes ist, außer man hat schon eine [längere] Vorgeschichte, aber sonst bringt das einmal grundsätzlich

einmal ein Durcheinander hinein. Dann glaube ich ist es aus meiner Erfahrung und ich kenne solche Väter oder so Ersatzväter, die letztendlich aus ihrer eigenen Persönlichkeitsstruktur sozusagen sich nicht in die Lage des Kindes versetzen können, eigentlich, so kei// so keine psychische Inhalte zuordnen können, was da jetzt möglicherweise beim Kind alles passiert, ja und und dann glaube ich ist es sehr schwierig [...]“ (IP3, 554-572).

„[...] Eifersucht zum Beispiel, na oder der hat einfach kein Interesse, der interessiert sich nur für die Frau und nicht für das Kind. Interessenlosigkeit, Eifersucht [...]“ (IP4, 303-304).

„[...] wenn er den Atem, den langen Atem nicht hat, ahm ah wenn diese triadische Fähigkeit nicht da ist, bei Mutter oder bei dem Ersatzvater, sich nicht in einer Triade denken können und wenn das nur dyadisch und schlechtesten Falls konkurrierende Dyaden sind [...]“ (IP5, 359-362).

Scheitern der Beziehung zwischen Ersatzvater und Junge

- leiblicher Vater als Schuldner

„[...] oder die Geschichte kann natürlich auch vom leiblichen Vater angeheizt werden, nicht also das Kind vom leiblichen Vater, dass das Kind das starke Gefühl bekommt der leibliche Vater erwartet, dass das Kind den Stiefvater ablehnt. Und da dann möglicherweise die emotionale Beziehung zum leiblichen Vater natürlich eine größere ist, ist die Attraktivität die der neue Mann hat, kam dann schon oft vor, dass sich Kinder wirklich, wirklich versteifen, obwohl der gar keine Fehler macht und sich auch wirklich, wirklich bemüht [...]“ (IP2, 771-778).

- Kind im Loyalitätskonflikt

„[...] klar wird es das auch geben. Wenn die Loyalität mit dem Vater zu groß ist, dann hat der vielleicht auch keine Chance [...]“ (IP6, 597-598).

- Bedeutung anderer Männer – positiv

„[...] ja würde ich schon sagen, also das, also wenn der Vater ah, also wenn der eben Vater psychisch nicht vorhanden ist, das ist ah das es natürlich an Bedarf gibt also ah sich einen anderen Mann zu orientieren und wenn dann halt einer da ist dann, der das erfüllt, dann wird er das auch ersetzen können [...]“ (IP1, 182-185).

„[...]wenn es mehr männliche Lehrer geben würde, dass sich der Konflikt dann auflösen würde, [...]. Das wäre eine wesentliche Erleichterung [...]“ (IP2, 408-410)

„[...] hinsichtlich der, der ahm sozusagen sexuellen Entwicklung glaube ich macht es schon, dass es einfach, also ich habe die Erfahrung gemacht, dass es, dass die Adoleszenten, die Jugendlichen, die männlichen Jugendlichen, dann die vorher bei einer Frau in Therapie waren, einfach bestimmte Themen aus Scham ausge[klammert] haben und dann ah beim männlichen Therapeuten, ah auch mit viel Hilfe und viel, sozusagen Motivation und Empathie es doch dann gelungen ist, einfach ah über ganz speziell sexuell männliche [Themen] Phantasien und so zu sprechen. glaube das ist schon hilfreich dann [...]“ (IP3, 176-189).

„[...]Aber einfach auch um die, um die Identifikation, nicht also ein Jugendlicher, der wenn man es jetzt ein bisschen da das, das therapeutische auf die Seite [schiebt], der braucht ja auch ganz, ganz konkrete sozusagen [Antworten]nicht nur im, Deutungs- oder Bedeutungsraums, sondern der will halt einfach eine von, vor allem wenn er keine [Identifikations]person hat, dann will er ganz konkrete Antworten haben wo sie mit einem Mann über bestimmte Themen ganz frei, [offen] nachdenken können. Einen Raum haben der entsteht dann und es ist leichter mit einem Mann wie mit einer Frau [...]“ (IP3, 194-212).

„[...] Aber männliche Familienmitglieder können durchaus stellvertretend eine Rolle auch, die Rolle eines Vaters übernehmen (IP4, 314-315).

„[...] das muss jetzt nicht ein Ersatzvater sein, viele Jungs suchen sich dann einen Fußballtrainer, Taekwondotrainer oder, das kann ein Onkel sein oder Lehrer oder dann sind es dann später der Lehrer, die Chefs oder die Gesellen. Die als männliche Identifikationsfigur dann dienen wo sie sich dran orientieren können [...]“ (IP5, 334-340).

„[...] Der kann eine Projektionsfläche sein für Vaterwünsche, Wünsche, Männlichkeit und so. Und es ist einfach auch, Männer haben eine andere Art, das ist so. (...?) Und es braucht einfach einen, einen Gegenpart zu dem ganzen Frauen getue Das ist auch total wichtig. Und ich glaube das braucht mehr wirklich auch Vorbilder wie man denn männlich sein kann ohne, ohne dass es dann gewalttätig wird dass man automatisch ein Waschlappen [...]“ (IP6, 503-514).

„[...] Ja, also ich glaube das gilt für alle. Es gibt, egal, immer gut, wenn es andere Objekte gibt die etwas übernehmen können. Können da sicher einen Teil übernehmen [...]“ (IP6, 637-639).

Spezifische Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene

- Die Situation zu Hause ist ausschlaggebend für die Ausgestaltung der Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene

„[...] in einer Analyse nimmt man immer verschiedene, in jeweiligen Phasen verschiedene innere Objektrepräsentanzen, stellt man dar [...]“ (IP1, 129-134).

„[...] im analytischen Prozess passieren Übertragungen und die sind eben wechselnd und auch verschiedene. Einmal lehnen sie sich mehr an die Beziehung zur Mutter an das hängt vom Prozess in der Analyse ab [...]“ (IP1, 148-152).

„[...] Ja und dann sind die Beziehungsschwierigkeiten in der Therapie eigentlich weniger im engeren Sinn ein Übertragungsphänomen, als eine Identifizierung mit dem Vater. Oder ich repräsentiere dann in der Therapie nicht das männliche und den Vater, sondern ich repräsentier eigentlich die Mutter [...]“ (IP2, 829-832).

„[...] Oder ich bin dann so jemand im erleben des Kindes wie ein Stiefvater, der kommt und gleich das Gesetz in die, in die Hand nimmt [...]“ (IP2, 836-837).

- Kommt auf die Beziehung zwischen Mutter und Kind an

„[...]Aber ich glaube das nicht spezifische Übertragungen, wenn der Vater fehlt in der Phase, wissen Sie weil ich finde die Frage insofern schwierig, weil ahm, weil das so viel von der Mutter, auf die Mutter ankommt. Wie sehr die Mutter ganz umgangssprachlich ausgedrückt an dem Kind pickt oder wie sehr die Mutter dem Kind vermitteln kann okay der Papa ist

weggegangen aus welchen Gründen auch immer und ah du bist trotzdem nicht mein ein und alles. Also wenn die Mutter dem Kind das vermitteln kann, und sich nicht an das Kind klammert, dann also ist diese Grundlage eine ganz andere. Und von dem aus, werden sich dann auch die Übertragungsbeziehungen unterschiedlich gestalten [...]“ (IP4, 112-124).

- Kommt auf die Erfahrungswerte mit dem leiblichen Vater an

„[...] es gibt Jungs, die sehr wenig Vatererfahrung haben und auch bisschen schlechte Vatererfahrung haben, die am Anfang sehr zurückhaltend sind die sind ablehnend oder abwehrend, wo es sehr schwierig ist einen Anfang zu finden, eine Beziehung zu finden, da scheint die Übertragung des Männlichen als wer Feindlicher, der noch eindringt in diese Mutter-Kind-Dyade und das ist am Anfang als Therapeut sehr schwierig, da nicht zu forschen heranzugehen und das langsam, langsam wer Dritter entstehen darf [...]“ (IP5, 114-121).

„[...] In der Gegenübertragung ist das dann so, dass man dann selber das Gefühl hat, man dringt wo ein, man ist nicht erwünscht, man ist abgelehnt, fühlt sich ausgeschlossen, auch einsam. Weil der, der Junge auch sein Ding macht und den Anderen da nicht mit einbezieht [...]“ (IP5, 121-124).

„[...] im Unterschied, die Jungs, die ein bisschen was mit positiver Vatererfahrung haben, die können dann auch ganz schön anspringen auf (alles?), ganz idealisieren, sich auch so schnell wie möglich alles holen [...]“ (IP5, 136-137).

- Kommt auf das Geschlecht des/der Therapeuten/Therapeutin an

„[...] Bei ihm war es so er hat eine sehr fürsorgliche und eine sehr jetzt Mutter, die sozusagen fast ein bisschen übergriffig war, aufgrund dessen, dass sie halt Alleinerzieherin war halt auch alles machen wollte und das hat man dann in der Therapie ist das sehr stark herausgekommen, dass also sozusagen die Therapeutin letztendlich auch genau in diese Rolle immer bringen [wollte] [...]“ (IP3, 115-119).

„[...] Oder weniger. Ich habe immer das Gefühl, da gibt es so, ja sowas selbstverständliches. Ich denke mir das hat sowas wie: Ja, die Mama halt, die ist immer da und natürlich ist die

immer nett ((lacht)) oder meistens nett, umsorgt vielleicht auch viel und dann spielen sie halt ihre Sache und verwenden mich als Spielpartnerin [...]“ (IP6, 108-111).

„[...] Aber ich glaube, dass es damit zu tun hat, dass ich eine Frau bin [...]“ (IP6, 188).

„[...] und das hat man dann in der Therapie ist das sehr stark herausgekommen [...]“ (IP3, 117).

„[...] rausgekommen, dass sie eigentlich in der Gegenübertragung mehr oder weniger wie die Mutter reagiert hat [...]“ (IP3, 152-153).

„[...] Ich mag komischerweise wirklich so kleine, dicke Buben echt gern. Ich weiß nicht warum. Vielleicht ist das auch so, dass ich wie die Mama auf sie schau und mag. Und dem gern einen Pudding kochen würde so irgendwie und tut mir auch leid, weil sie es so schwer haben [...]“ (IP6, 215-220).

„[...] Warum sollen sie sich eine nächste Frau anlachen sozusagen, weil die haben sie schon daheim und eben das sind meistens Mütter die sich (?) bei der Mama im Bett schlafen, aber naja. Ist eh schon eine sehr eine pathologische Geschichte [...]“ (IP6, 151-154).

Ich habe auch das Gefühl, ich bewirke nicht so viel. Also ich stelle ,mir öfters die Frage, was ich denn da soll [...]“ (IP6, 220-223).

4. Rolle der Frauen

- Rolle der Mutter

„[...] Eine heikle [...]“ (IP3, 414).

- Triangulierungskompetenz der Mutter

„[...] Damit es zu so einem Triangulierungsprozess kommt, muss die Mutter dem Vater, was ihr Kind betrifft, einen möglichen Raum zu Verfügung stellen, der muss von der Mutter geschaffen werden [...]“ (IP2, 198-200).

„[...] die Mutter dem Kind auch vermitteln kann, dass es etwas gibt, was außerhalb der Beziehung zwischen Mutter und Kind, Mutter und Sohn wichtig ist für [sie]. Also das sozusagen ein Drittes Prinzip da in diese Beziehung hineinspielt [...]“ (IP4, 28-32).

„[...] sie kann vielleicht den Weg ein bisschen zu anderen Beziehungspartnern, wenn sie das, wenn sie den Raum für das hat, aber, das kommt immer darauf an, wie viel innere Anteile an aggressiven Anteilen zum Beispiel auch oder an diesen expansiven wie sie es zulassen kann, ob der Junge quasi hinaus darf, ob der mit Anderen spielen darf (IP5, 99-105).

- Kind muss eigene Identität entwickeln können

„[...] ich mein des hängt natürlich also davon ab, wie weit sie dieses Kind akzeptieren kann und als ein anderes akzeptieren, das ist vielleicht schon ein wesentlicher [Unterschied) [...]“ (IP1, 229-231).

„[...]das glaube ich schon, dass man da prinzipiell sagen kann, dass also mit der Geburt eines Sohnes zumindest die [Möglichkeit] größer ist zu erkennen, dass das ein anderes Wesen, ein anderer Mensch ist [...]“ (IP1, 240-243).

„[...] Aber also zur Entwicklung von einem Kind und Entwicklung seiner Geschlechtsidentität, um das einmal so zu sagen, gehört sicherlich ah dazu, dass die Mutter des eben akzeptieren kann und dass die Mutter eben auch eine eigene Geschlechts[identität] zutrauen kann [...]“ (IP1, 249-253).

„[...] Also die muss ihn schon groß werden lassen können [...]“ (IP6, 404).

„[...] ich glaube schon, dass Mütter da aner// die Versuche groß und stark zu sein anerkennen müssen, ohne, [ohne] des zu belächeln [...]“ (IP6, 422-423).

„[...] Und ich glaube bei den Jungs geht es darum, dass die Mama die Differenz auch wirklich anerkennt und sie eben ernst nimmt [...]“ (IP6, 448-449).

Das müssen sie unbedingt machen. Die müssen schon wild sein dürfen, männlich sein dürfen. Nicht immer nur lustig und nett, sondern auch ernst gemeint [...]“ (IP6, 453-454).

- Vater muss über Triangulierungsfähigkeit verfügen

„[...] Damit es zu so einem Triangulierungsprozess kommt, muss die Mutter dem Vater, was ihr Kind betrifft, einen möglichen Raum zu Verfügung stellen, der muss von der Mutter geschaffen werden. Und **umgekehrt gilt das natürlich genauso** [...]“ (IP2, 198-201).

Problemkonstellationen bei Alleinerzrierinnen ohne Partner

- Triangulierungsfähigkeit der Mutter

„[...] Also wenn eine Mutter mit ihrem Sohn zusammen lebt und dauernd sagt, also was für ein gemeiner Kerl der Vater ist dass das den Buben in Schwierigkeiten bringt, einerseits also ihm das Bild von Mann vermiest, andererseits ja auch das sowas bewirken kann wie das er innerlich dem Vater die Treue halten muss, dann Schuldgefühle entwickelt, der Mutter oder dem Vater gegenüber. Also natürlich sind das ganz wesent[liche] Dinge [...]“ (IP1, 282-286).

„[...] wenn ich das Gefühl habe ich verrate die Mutter, ich verletze sie, ich kränke sie oder wie auch immer wenn ich mich dem Papa annähere in welcher Form auch immer, oder möglicherweise, wenn ich den Papa imitier dann, dann, dann übernehme ich genau das was die Mutter hasst. Dann sind das Dinge die nicht funktionieren [...]“ (IP2, 190-193).

„[...] so ein paar typische Tendenzen sind das ist eine, eine ahm, dass die Kinder sich schwer tun zwischen ihren regressiven Tendenzen und ihren progressiven Tendenzen. Also auf der einen Seite gibt es ganz, ganz starke Bindung und eine noch quasi noch symbiotische Beziehung zur Mutter. Gleichzeitig ein ganz starkes Bedürfnis sozusagen sich in dieser Symbiose nicht, aus dieser Symbiose auszubrechen Und ah und eigentlich bleibt ja, da es nicht die Möglichkeit gibt aus der Symbiose auszubrechen in dem ich die Beziehung zum Vater intensiviere, weil dieses dritte Objekt ja fehlt, bleibt mir eigentlich als Bub eigentlich nicht s anderes übrig als das Ausbrechen aus der Symbiose als Machtkampf gegen die Mutter zu führen [...]“ (IP2, 250-259).

„[...] das was natürlich fehlt, wenn kein Vater oder keine männliche Bezugsperson da ist, dass einfach die Triangulierung die Triangulierung sozusagen halt nicht ausreichend gegeben und das ist sicher in weiterer Folge nachteilig für die Entwicklung [...]“ (IP3, 54-59).

„[...] was mir einfällt ist natürlich wenn, wenn die Triangulierung fehlt dann ist sozusagen, bleibt immer eine sehr verstrickte symbiotische, sehr enge Beziehung, die, aus der es sehr schwer rauszukommen ist, ja. Also den anderen den Dritten ins Spiel zu holen, ist ja eine Entwicklungsleistung, die ja ganz wesentlich und ganz wichtig ist und wenn das fehlt, denke

ich mir kann es schon passieren, dass im Alter dann sozusagen diese, das Beziehungsgeschehen sehr problematische ist. Ob es jetzt, egal ob jetzt von der sexuellen Orientierung so oder so ist aber, dann macht man schon die Beobachtung, dass es eine sehr in sich geschlossene Beziehung ist, mit sehr symbiotischen Zügen drinnen und jeder Dritte sozusagen oder jeder andere, der sich irgendwie in dieses Geschehen einmischt zu einem Gefahrenpotential [wird]. Also Man will den anderen so ganz für sich alleine haben [...]" (IP3, 478-489).

„[...] wenn eben so eine Mutter sehr ah verstrickt ist mit dem Kind und das als einzige, als das Einzige in ihrem Leben sieht. Ja dann haben sie spätestens, also wenn das wirklich ganz extrem ist, dann geht das wahrscheinlich in Richtung Psychose also in Richtung Schizophrenie letztendlich, wenn es ganz früh schon beginnt, weil das Kind dann eben keine Symbolfunktion entwickeln kann. Immer auch konkret an die Mutter gebunden ist und keine Phantasien, was wir jetzt unter Phantasien verstehen eben, dass man ein Symbol hat, ahm nicht entwickeln können und des // Lacan sagt dann diese Mütter die den Kindern mit vierzehn immer noch den Arsch auswischen. Das ist jetzt nicht irgendwie, das ist auch, das sind so Beispiele die auch aus der Literatur bringt. [Diese] diese Mütter die sich nicht lösen können von [den Kindern und] umgekehrt halt auch wo es halt dann große Defizite gibt [...]" (IP4, 133-148).

„[...] es kommt immer darauf an wie die Mutter das dann auch löst, wie sie den dyadischen Raum öffnen kann. Ahm manchmal gibt es ein schwanken zwischen einer regressiven, einem regressiven zurückwenden zur sicheren Mutter und gleichzeitig so eine hyperphallischen Tendenz, Männlichkeit zu leben und kann auch dazu führen, dass sie komplett in diese Welt sich zurückziehen, also dass sind die Jungs, die dann halt nur noch Computerspielen und sich dann ganz aus dieser dyadischen Geschichte zwischen Mutter und ihm lösen ich habe auch schon erlebt, dass es sehr aggressive Beziehungen gibt zwischen Mutter und Kind, also wo das dann immer stärker wurde, bis zur Pubertät hin und die sich dann auch richtig geschlagen haben, ahm weil dieser, diese dyadische Spannung, die die zwei hatten nur, weil es keinen Dritten gab so aufgeladen war und da waren starke Rätsel zwischen einerseits diese Harmonie mit der Mutter und gleichzeitig auch eine riesen Aggression und das hat in der Entwicklung dann dazu geführt, dass der Junge dann ganz raus ist aus dieser Dyade und sich

dann immer mehr auf einen Computerwahn flüchtete ich glaube, dass das auch viele Ängste macht, einer zu engen Beziehung mit der Mutter. Wenn die Mutter das nicht öffnen [kann] und auch selber so bedürftig ist, dass sie den Jungen braucht (IP5, 62-85).

„[...] dieses pendeln zwischen der eigenen Bindung zur Mutter und der Individuation und eventuelle für die Individuation niemand zur Verfügung steht, niemand Dritter, niemand außerhalb, dann wird es schwierig, weil sie dann quasi in einen luftleeren Raum hinein individuieren viele Kinder oder manche Kinder bleiben dann hängen auch an Übergangsobjekten [...]“ (IP5, 280-287).

- mütterlicher Missbrauch

„[...] Und das ist natürlich von der Mutter her auch also ja [...], wenn das Kind eben sozusagen den Partner ersetzt, des, macht das eine spezifische Problematik [...]“ (IP1, 320-321).

„[...] ein paar typische, ja so ein paar typische Muster ist, dass der Sohn den Mann ersetzt, ja. Das macht ohnehin, wo die Buben schon gegen die Mutter kämpfen, was ja auch heißt, und gegen ihre Autorität kämpfen, was ja auch heißt, dass sie den Generationsdifferenz leugnen die Buben. Und wenn dann der Bub sozusagen noch zum Partnerersatz gemacht wird, dann ist das für die Buben erst recht schwer. Jede Anpassung oder jedes Gebot oder Verbot das von der Mutter kommt wird dann als narzisstische Demütigung erlebt: „Von dir lass ich mir nichts sagen“ und „dauernd bestimmst du [...]“ (IP2, 490-499).

„[...] Umgekehrt muss man sagen, es ist ja auch wahnsinnig schwer oder fast ausgeschlossen, dass eine alleinerziehende Mutter ah ihr Kind, das bezieht sich auf Mädeln auch, nicht nur auf Buben, aber auf Buben hat es noch einmal an spezifischen Charakter, ah nicht zum Partnerersatz macht. Ich meine wenn sie allein leben und der einzige der noch mit ihnen lebt in ihrer Wohngemeinschaft ist das Kind. Der einzige mit dem Sie reden ist das Kind. Und das einzige was, was interaktionell stattfindet, findet zwischen Mutter und Kind statt. Und natürlich gibt es vielleicht auch ein bisschen höhere Anforderungen, Mitarbeit, Kooperation und ähnliches. Also dieser der, der Missbrauch als Partnerersatz ist, ist eine problematische Geschichte und das ist auch für eine alleinerziehende Mutter, des Kind das

einzig, also jetzt unter der Voraussetzung, dass es nicht irgendeine Liebesbeziehung außerhalb gibt, zumindest für eine gewisse Zeit oder gewisse Jahre lang der einzige Mensch von dem sie sich geliebt fühlt. Das heißt, dieses, diese, dieser Missbrauch als Partner ist nur zum Teil wirklich ein Missbrauch, sondern eine strukturelle Unvermeidlichkeit [...]“ (IP2, 501-525).

„[...] Bei ihm war es so er hat eine sehr fürsorgliche und eine sehr jetzt ah Mutter, die sozusagen fast ein bisschen, übergriffig war, aufgrund dessen, dass sie halt Alleinerzieherin war halt auch alles machen wollte [...]“ (IP3, 115-117).

„[...] wenn jetzt Scheidungs// ah Kinder da sind und Buben da sind, bei der Mutter bleiben, ist ja oft so, dass der unbewusst natürlich dann stellvertretend die Mannrolle übernimmt, das ist also für die sexuelle Entwicklung eine Katastrophe [...]“ (IP3, 420-422).

„[...] Wenn sich die Mutter da sehr an den Buben klammert, dann wird das für seine Identität schon sehr schwierig sein, für ihn etwas Männliches zu, beziehungsweise eine Triangulierung die innere Struktur zu bekommen oder zu haben beziehungsweise fängt das ja schon früher an, aber es ist in der Latenzphase oder in der Phase zwischen sechs und zwölf sicherlich auch noch einmal wichtig [...]“ (IP4, 33-37).

„[...] so eine Band zwischen Mutter und Kind, dass dann wieder eine Neuaufstehung feiert und die Mutter die jetzt allein ist den Jungen wieder zurück ins Bett holt und sich die Zwei halt genug sind [...]“ (IP5, 254-256).

„[...] wo die Mama oft was sehr verwöhnendes hat oder auch was missbräuchliches, weil sie ganz oft die wirklich ihre kleine Buben als Mannersatz verwenden, so, das habe ich öfters [...]“ (IP6, 120-122).

„[...] das sind meistens Mütter die sich (?) bei der Mama im Bett schlafen, aber naja. Ist eh schon eine sehr eine pathologische Geschichte [...]“ (IP6, 152-154).

„[...] zwischen ja eine reine emotionale Beziehung zu Sohn haben und ihn wirklich auch Stück weit als Partnerersatz zu missbrauchen, wo, wo, wo ist da die körperliche Grenze, wo man aufhört mit dem kuscheln? Also ich kenne schon, wir haben schon Jungs gehabt, die mit der Mama kuscheln müssen [...]“ (IP6, 372-375).

- Bedeutung anderer Frauen - positiv

„[...] in gewisser Weise ah weil in der Phantasie und für die Umwandlungen im Unbewussten ist ja alles möglich. Kann es auch, könnte es zum Beispiel auch eine Tante sein oder eine [Lehrerin] oder eine Kindergärtnerin sein, die dann [die Rolle] als Autoritätsfigur zum Beispiel, oder als Figur die eben anders ist als die [Mutter] [...]“ (IP1, 187-193).

„[...] Ja. Grundsätzlich, grundsätzlich ja. Was die Entwicklung des unterdrückten Männlichen betrifft das, damit meine ich also vor allem alles expansive, kämpferische, Konkurrenz und auch Aggression und sich durchsetzen und ähnliches mehr. Was ich zu Hause nicht kann, ja weil das meine Beziehung zur Mutter bedroht. Wenn ich da jemanden anderen habe mit dem ich schimpfen kann, der das auch honoriert und so weiter dann ist das, dann ist das wunderbar, vor allem ist es auch ein Korrektiv in meinen Images von Frauen, also wenn ich andere Frauen erlebe, die meine Männlichkeit nicht unterdrücken sondern anerkennen, ja, dann verändert das auch ein bisschen meine Bilder von Frauen. Das macht dann Frauen tendenziell weniger bedrohlich für mich, als wenn ich immer nur die Mutter als Vorbild habe [...]“ (IP2, 1031-1051).

„[...] Ja, also kann auch weiblich sein männlich ganz egal [...]“ (IP4, 357).

„[...] Hauptsache es gibt ein Aus// einen Ausweg von der Mama weg [...]“ (IP4, 360).

„[...] auf jeden Fall also auch als Alternative Variante der Weiblichkeit der Mutter. [...] natürlich, aber auch zu sehen, wie die da mit anderen Männern umgehen, wie die mit ihm umgehen auch als Mann. Also umso mehr gute Bezugspersonen umso besser. Gar nicht ist ganz schlecht. Weil das ja auch alles alternative Möglichkeiten sind, an denen sich der Junge auch orientieren kann. (IP5, 374-383).

„[...] Auch als Identifizierungsmöglichkeiten für die Jungen [...]“ (IP5, 375)

„[...] Naja auch diesen weiblichen [Anteilen], also die können ja auch Orientierung anbieten. In eine Richtung, ich denke jetzt zum Beispiel daran, wenn die Mutter eine ganz strenge, konservative Person ist und da gibt es irgendwelche weiblichen Bezugspersonen dann und die, die ganz anders sind. Die kreativ sind, nicht sehr konservativ, liberal was auch immer, dann kann sich der Junge da auch, Junge oder Mädchen, danach orientieren. Kann dann

auch entscheiden, welche Richtung für sich mehr geht und sich von allen ein paar Anteile holen und nicht so eingeschränkt ist auf eine Variante [...]“ (IP5, 390-402).

„[...] Aber klar. Es ist, es ist ja auch so, das merke ich in meiner Arbeit auch, also die wirklich, also es geht den Kindern schon umso schlechter, umso weniger korrigierende Erfahrungen sie woanders gehabt haben. Also, wenn daheim alles ganz schlimm ist und es gibt eine nette Oma, bei der sie aber zumindest alle vierzehn Tage am Samstag waren, dann ist das schon was wert. Und klar können die da korrigierende Erfahrungen machen und eine wichtige Erfahrung machen. Klar. Sicher [...]“ (IP6, 461-466).

- Bedeutung anderer Frauen – negativ

„[...] ich glaube wenn nur weibliche Bezugspersonen sind ah in der, für die männliche Geschlechtsidentität ist des ahm nicht gut und nicht förderlich [...]“ (IP3, 508-509).

- Frauendominanz in Erziehungs- und Bildungsbereichen - negativ

„[...]inzwischen das man also denkt, dass es natürlich günstiger wäre wenn Männer in diese frühe Entwicklungs- und Erziehungsumgebung eben halt mehr mit einbezogen werden [würden] als das zumindest in den letzten, weiß nicht, fünfzig Jahren. [...]“ (IP1, 210-215).

„[...] [Schlecht, schlecht, schlecht] schlecht, schlecht [...]“ (IP6, 471).

Finde ich ganz furchtbar. Deswegen ich nehme sie ja auch nicht gerne in Therapie, weil eben, weil die bräuchten eigentlich einen Mann [...]“ (IP6, 475-476).

„[...] ich glaube wenn nur weibliche Bezugspersonen sind ah in der, für die männliche Geschlechtsidentität ist das nicht gut und nicht förderlich mir fallen da immer ein unsere Konferenzen wo, wo dann wo man zusammenschauen plötzlich ist so der Satz, ich sage es jetzt unter Führungszeichen „umgeben von lauter Frauen“. Wahnsinn, wo sind die Männer? Nicht? Das bleibt dann so irgendwie zurück [...]“ (IP3, 508-515).

„[...] ich sehe darin ein, ein, ein riesen Problem in den Geschlechterrollen [...]“ (IP2, 346).

„[...] wenn es alles nur in (...?) abspielt, wo es sehr dominiert ist von Frauen, die männlich, also wo es wenig männliche Vorbilder gibt, sei es Kindergarten oder Schule. Ich denke an alleinerziehende Frauen, Mütter, die ihre Kinder in den Kindergarten schicken in die Schule und da sind eben auch nur Frauen da haben es die Jungs schon schwer, da irgendwelche Vorbilder auch Auseinandersetzungsmöglichkeiten zu finden und erleben das dann natürlich auch. Also in sehr weiblich-dominierten Raum wo sie sich einen Platz erst suchen müssen [...]“ (IP5, 162-170).

„[...] Wenn da nur Frauen sind, erleben sie nicht wie der Mann mit der Frau umgeht und umgekehrt einerseits denke ich fehlt diese Identifizierungsmöglichkeit und die Auseinandersetzungsmöglichkeit, andererseits erleben sie auch nicht wie die Geschlechter miteinander tun. Es ist auch ein Signal an die, an die Kindern, wenn das Räume sind, wo keine Männer auftauchen. Da werden sich die Jungs ja schon, zumindest unbewusst fragen, warum denn da keine Männer sind was das denn für sie auch heißt, wenn sie als Jungs herauswachsen, was das dann heißt, dass da keine Männer sind. [Wo dann ihr Platz?] sind weil die Männer ja woanders sind [...]“ (IP5, 190-207).

- Frauendominanz in Erziehungs- und Bildungsbereichen

„[...] Ich weiß nicht ob das so viel ausmacht, weil das//. So wie ich vorher gemeint habe, dass das mehr auf die innere Struktur ankommt. Es geht jetzt nicht darum, ob da eine Frau vorne steht, oder ein Mann vorne steht. Das kann unterstützend schon gut und wichtig sein, aber ich glaube prinzipiell geht es da mehr um die innere Struktur und das, dass der Bub die Möglichkeit hat sich von der Mama zu lösen und zu trennen und ob jetzt die Buchstaben von einem Lehrer oder einer Lehrerin vermittelt werden ihm ist vielleicht nicht ganz egal, aber wichtig ist, dass er die Möglichkeit hat und den inneren Freiraum diese Buchstaben zu besetzen [...]“ (IP4, 257, 270).

LEBENS LAUF

Persönliche Daten

Name: Evelyne Suttner (geb. Bruckböck)

Geburtsdatum: 12.07.1980

Geburtsort: Wien

Staatsbürgerschaft: Österreich

Schulbildung

1986 – 1990 Volksschule Natorpgasse, 1220 Wien

1990 – 1994 Hauptschule Afritschgasse, 1220 Wien

1994 – 1999 Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik, 1210 Wien

Studium

Seit 10/2005 Diplomstudium Pädagogik an der Universität Wien

Schwerpunkte: Psychoanalytische Pädagogik

Aus- und Weiterbildungsforschung

Wissenschaftliche Praktika

April 2009 Pädagogische Hochschule NÖ: Auswertung von Fragebögen

September 2009 Pädagogische Hochschule NÖ: Datenanalyse

Juli – September 2010 Bologna Servicestelle

Pädagogische Praxisfelder

Seit 2009 Institut für Bildungsbegleitung

Seit Februar 2012 Erwachsenenbildnerin BFI NÖ